BIOGRAPHIEEN AUS DER NATURKUNDE, IN...

August Wilhelm Grube

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google



Pandanus Bidur.

Digitized by Google

Biographieen

aus der Naturkunde,

in ästhetischer Form und religiösem Sinne.

Von

A. W. Grube.

Dritte Reihe.

Mit vier Lithographieen.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart, 1862.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

C

Digitized by Google

Seinem lieben Freunde

Th. Vernaleken

in Wien

der Verfasser.

Digitized by Google

Seinem lieben Freunde

Th. Vernaleken

in Wien

der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

K-QH26 G9 v.3 Bd. 3

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Ein Theil dieser „Biographieen“ ist im Lauf der letzten Jahre in verschiedenen Zeitschriften erschienen, ein anderer ganz neu gearbeitet; die früher gedruckten sind jedoch fast durchgehends überarbeitet und ergänzt worden. Ich habe dem Wunsche des Herrn Verlegers, den zwei vorangegangenen Bändchen noch ein drittes folgen zu lassen, um so mehr zu entsprechen mich verpflichtet gefühlt, als sehr bedeutende Thier- und Pflanzentypen in den beiden ersten Theilen noch nicht zur Darstellung gekommen waren. Auf eine systematische Vollständigkeit hatte ich es nie abgesehen und konnte ich es nicht absehen wollen; eine relative Vollständigkeit charakteristischer Naturbilder läßt sich jedoch eher erreichen, und wer nun die ganze Reihe überblickt, der wird finden, daß aus allen Naturreichen und Kulturverhältnissen die hauptsächlichsten Repräsentanten herangezogen sind.

Ich habe, wie es der Gegenstand gerade mit sich brachte, Ton und Stimmung hier ernster, dort heiterer, hier mehr beschreibend, dort mehr schildernd und erzählend gehalten, aber der Strenge der Anschauung, der Anleitung zum Selbstsehen und Beobachten nichts vergeben. Obwohl ich seit dem Erscheinen des ersten Theiles dieser Naturbilder mich vielfach davon überzeugen konnte, daß sie nicht blos von der Jugend, sondern auch von Erwachsenen gern gelesen wurden und Manchen anzogen, der sich sonst mit naturkundlicher Lektüre nichts zu schaffen macht: so habe ich mich in Bezug auf die „ästhetische“ Behandlungsweise doch keineswegs in jene sublimen Regionen des künstlerisch ausgebildeten,

M370828

Digitized by Google

kritisch verfeinerten Naturgefühles versteigen mögen, sondern mich überall an die Realität, an die Mittheilung von Thatsachen gehalten, und der Natursymbolik nur soweit Raum verstattet, als sie sich auch der Jugend anschaulich machen ließ und für die Kulturgeschichte des Menschengeschlechts von Bedeutung war. Indem ich scharfbezeichnende Worte unserer Dichter, sprechende Thatsachen aus der Kulturgeschichte zur Belebung und Füllung des Bildes benützte, ist der zu zeichnende Gegenstand nicht nur nicht verdunkelt, sondern vielmehr in ein helleres Licht gestellt und auch dem inneren Auge des Gemüthes näher gebracht worden. Es kann schwerlich, wenn etwa „die Weide" behandelt — die Blüthe zergliedert, die Rinde untersucht, die Blattform gezeichnet — wird, dem Anschauungstriebe des Schülers Abbruch thun, wenn der Lehrer dabei auch erzählt, wie die Weidenkätzchen bei verschiedenen Festen der Völker eine große Rolle spielen, oder wie die „Weidenwälder" in Grönland sich darstellen, und wenn er an dieß und jenes Dichterwort, selbst an den Aberglauben erinnert, zu dem die Weide Veranlassung gegeben. Namentlich ist der Volksschullehrer in dem Falle, wie ein sorgsamer Hausvater Altes und Neues aus seinem Schatze hervorzuholen und zusammenbringen zu müssen. Der Unterricht — und je wissenschaftlicher er ist, desto mehr — muß allerdings theilen, um zu herrschen, stets nach Einer Seite hin vorzugsweise wirksam seyn: dieß hindert aber nicht, daß der Lehrer mehr gibt, als im kurzen Paragraphen seines Lehrbuchs steht, daß er in lebendiger Mittheilung den trockenen Kompendienton ergänzt, daß er auch für das Fremdartige und Fernliegende einen elementarisch-faßlichen Ausdruck, so zu sagen eine Handhabe zu finden sucht, womit es der Lernende packt. Das ist nun eben die schöne Aufgabe einer Lektüre, wie sie vorliegende „Biographieen" zu bieten bestrebt sind, daß sie die Ideen in den Köpfen der Lehrer und Schüler nicht eingeschachtelt zwischen trennenden Wänden liegen

Digitized by Google

läßt, sondern Gelegenheit bietet, daß sich Getrenntes berührt, Zerstreutes wieder sammelt und zu Einem Bilde gestaltet.

Ich weiß es sehr wohl, daß durch einzelne erbauliche Phrasen keine religiöse Stimmung erzeugt wird, wenn der Sinn und Geist im Uebrigen nicht religiös ist; aber nicht minder weiß ich auch, daß eine auf das Einzelne gerichtete Beobachtung des Naturlebens keineswegs jenen religiösen und poetischen Sinn ausschließt, der in dem Einzelnen das Ganze zu erfassen strebt und den lebendigen Odem Gottes auf sich wirken läßt. Und so sehr ich die Bedeutung des naturkundlichen Wissens für das praktische Leben anerkenne, so weiß ich doch eben so sicher, daß dieses Wissen nicht blos dazu angebahnt werden soll, daß der Schüler seinen Verstand schärfe, Ober- und Unterabtheilungen mache und eine Menge von Namen lerne; daß, wie die Natur mehr ist als ein bestimmtes Quantum von Erde, Wasser und Luft, auch die Naturkunde einen höheren Zweck hat, als blos die Magd der Industrie und Landwirthschaft zu seyn, und daß eine Lektüre, welche diesen höheren Zweck im Auge behält, nur segensreich wirken kann. Ich halte es für ein anderes schlimmes Extrem, wenn man für eine Altersstufe, die in ihrem vollen frischen Gemüth auch eine tief religiöse Empfindung zur Naturanschauung mitbringt, schon den ganzen Apparat wissenschaftlicher Systematik in Bereitschaft hält, oder die Natur blos nach ihrem Werthe für den Bauer oder Fabrikarbeiter schätzen lehrt, so daß, weil in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, man sich schämt, vom Gesetz zum Gesetzgeber, vom Geschöpfe zum Schöpfer aufzublicken, und es für „unpraktisch" hält, den Namen Gottes im Hinweis auf den höchsten und letzten Zweck, dem alle Dinge dienen, zu nennen. Die teleologische Weltanschauung, welche in der Natur einen Organismus, ein durch schöpferische Ideen, d. h. durch Vernunftzwecke, die wiederum in dem selbstbewußten Gottesgeiste ihre Einheit finden, getragenes

Digitized by Google

Ganze erblickt, ist freilich denen eine Thorheit, die das gesammte Leben auf die anziehende und abstoßende Kraft der Atome zurückführen, nur einen Mechanismus anerkennen und von keinem Organismus wissen wollen. Aber die unausbleibliche Konsequenz dieser Mechanismustheorie ist der Atheismus, und unsere Knaben und Mädchen sind zum Glück noch keine atomistischen Philosophen.

Die beigegebenen Illustrationen, guten Quellen entnommen, werden meinen Lesern willkommen seyn; sie waren nöthig, um der betreffenden Darstellung durch's Wort zu voller Deutlichkeit zu verhelfen. So möge denn dieß dritte Bändchen ebenso wohlwollend aufgenommen und so gern gelesen werden, wie es mit seinen beiden Vorgängern der Fall war und noch ist.

Hard bei Bregenz, im Frühjahr 1858.

A. W. Grube.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Indem ich einiges Entbehrliche strich, bekam ich Raum für die Zusätze und Verbesserungen, ohne daß der Umfang des Buches erweitert und der Preis desselben erhöht zu werden brauchte.

Die „Geschichte eines Apfelkerns" habe ich, als der Darstellungsform der übrigen Biographieen nicht entsprechend, weggelassen, dagegen eine neue Skizze „das Walroß" dieser Auflage einverleibt.

Hard bei Bregenz, 18. Mai 1862.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Der Wallnußbaum.

„Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen, zu schauen die Sträuchlein am Bach, zu schauen, ob der Weinstock blühete, ob die Granatäpfel grüneten.“
Hohel. 6, 10.

Der Wallnußbaum ist unsere Kokospalme und unser Olivenbaum, aber noch mehr, er ist zugleich ein herrlicher Laubbaum, der bessern Schatten verleihet, als es eine Kokospalme oder ein Olivenbaum vermöchte. Wie an die Linde sich so manches trauliche Gespräch, so manches frohe Zusammentreffen und Erlebniß knüpft, so ruft der Anblick der vollen saftig grünen Laubkrone des Nußbaums die Erinnerung wach an manche heitere Scene des Dorf- und Gartenlebens. Die klappernden Wallnüsse erwecken die eingeschlafene Erinnerung an die glückliche Kinderzeit. Wer könnte sich die ganze Christbescheerung denken mit dem reichbesetzten Weihnachtstische ohne die rothbackigen Aepfel und vergoldeten Nüsse am brennenden Christbäumchen? Was wäre der lange Winter ohne Schlittenfahrt und — Nüsseknacken? Wer denkt nicht mit Freuden an jene hochgespannten Momente in der Schulzeit, wo es glückte, mitten in der Lehrstunde die harten Schalen der mitgebrachten Nüsse ganz leise einzudrücken, ohne daß der gestrenge Herr Lehrer es merkte, dann die Hälften zu lösen und die vier Viertel des Kerns glücklich in den Mund zu bringen! Oder wer hat nicht, wenn ihm Pflaumenmuß auf's Brod gestrichen

ward, mit Freuden die eingemachte Nuß begrüßt und selbige mit Haut und Haaren verzehrt, trotz der Verwunderung, wie es doch kommen möchte, daß auch die grüne bittere Schale so wohlschmeckend geworden? Was wären ohne die Nußkerne die schwäbischen Hutzelbrode und die Schweizer Birnbrode? Welche Kraft steckt noch in den trockenen Kernen! Mild und nahrhaft ist das daraus gepreßte Oel; die Hausfrauen und Apotheker wissen das Wallnußöl nicht minder zu rühmen als die Maler, welche es für ihre Oelfarben jedem andern Oel vorziehen, da es schnell trocknet.

Die kleinen, grünen, unreifen Nüsse in Zucker gesotten und mit Gewürz eingemacht, sind ein sehr leckeres Gericht, und der auf ihnen abgezogene Branntwein, der von den Nüssen eine dunkelbraune Farbe bekommt, ist das bekannte Nußwasser, das namentlich den Alpenbewohnern eine willkommene Herzstärkung bietet. So wollen wir es denn den Römern nicht verdenken, daß sie die Wallnuß „Jupiters Eichel" (Jovis glans) genannt, woraus die Botaniker Juglans gemacht, indem sie zugleich noch das ehrende Beiwort regia „die königliche" hinzugefügt haben.

In Norddeutschland lautet ein Volksräthsel von der

Wallnuß:

Höger as en Hues,
Lütter as en Mues,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as en Gall,
Un doch mögen de Herrn dat all.

(Höher als ein Haus,
Kleiner als 'ne Maus,

Grüner als das Gras,
Weißer als der Flachs,
Bittrer als die Gall',
Und doch mögens die Herren all').

(Märchen, Sagen, Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg, von Möllenhof.)

Dort muß die Wallnuß selbst im Mährchen eine Rolle spielen und tief sinnig ist folgende Sage: In der Neujahrsnacht trat ein Engel zum Nachtwächter eines Dorfes bei St. Margrethen und führte ihn zu einer großen Kiste mit zwei Schubladen. Beide waren voll von Wallnüssen und der Engel befahl dem Nachtwächter, aus jeder einige zu nehmen. Der Nachtwächter nahm sich welche, fand jedoch, als er sie öffnete, daß die Nüsse aus der obern Lade alle taub waren, die aus der untern aber den schönsten Kern enthielten. Verwundert fragte er den Engel nach der Ursache, und dieser antwortete: „Bald kommt das Ende der Welt! Von Außen sehen sich alle Menschen gleich, aber wenn der jüngste Tag da ist, werden alle Schalen zerbrechen und Jedermann wird erkennen, warum der Richter die Nüsse in zwei Schiebladen gebracht."

Uebersieh jedoch über den trefflichen Früchten die schönen glänzenden Blätter nicht, die gefiedert aus drei bis vier Paar Blättchen, die nach vorn an Größe zunehmen, und einem endständigen Blättlein, welches das größte ist, zusammengesetzt sind. Das schöne Adernetz, die lebhaft grüne Farbe, der Wohlgeruch, den die Blätter nicht minder wie die unreifen grünen Früchte ausathmen, die gefällige Abrundung der ganzen Laubkrone — Alles dieß macht den Nußbaum zu einem der schönsten Bäume, den wir haben. —

Die Blüthen sind unscheinbar, wie bei der Eiche; männliche und weibliche Blumen sind auf einem Stamme getrennt,

Digitized by Google

wie solches auch bei dem Haselnußstrauch der Fall ist. Die Männchen erscheinen in langen, lockeren, dunkelgrünen Kätzchen, die abfallen, sobald sie ihren Blüthenstaub den Weibchen gespendet haben, die zu zweien oder dreien in kleinen Büscheln beisammensitzen. Im September reifen die Früchte, die abschlagen und auflesen zu können ein so großes Fest für die Jugend ist, trotzdem daß der braune Färbstoff in der grünen Schale auf mehrere Tage die Finger bräunt. Es gibt nach den Spielarten der Bäume auch sehr verschiedene Wallnüsse; die Riesen-Wallnuß hat die Größe eines Gänse-Eies, während die kleine Steinnuß nicht viel größer ist als eine Haselnuß. Die dünnschalige Butternuß ist die beste unter allen.

Aus Spanien, Frankreich und Italien werden alljährlich viele Millionen Nüsse zu Schiffe versandt; im Landhandel spielen die Nüsse aus Tyrol, der Schweiz,. Württemberg, Pfalzbaiern und dem Rheinthal eine nicht unbedeutende Rolle.

Für die uralte, blühende Obst- und Nuß-Kultur sprechen Ortsnamen in der Pfalz, wie „Nußdorf", „Birnbach" und „Aepfelbach". Als die Pfälzer unter Friedrich dem Siegreichen zur Schlacht bei Seckenheim ausrückten, hatten sie ihre Helme mit Nußlaub geschmückt, einem echten Wahrzeichen des Landes. Seit unvordenklicher Zeit ziehen Kähne und Schiffe mit pfälzischen Nüssen und Kastanien befrächtet hinab den Rhein nach Holland.*)

Aber fast noch werthvoller als diese Nußernte ist das Nutzholz des trefflichen Baumes, das selbst mit dem überseeischen Mahagonyholz wetteifern kann. In den wohlpolirten dunkelbraunen Nußbaum-Möbeln mit ihren zierlichen Masern liegt viel mehr Wärme, man könnte sagen Gemüthlichkeit, als in

*) Vgl. W. H. Riehl: „Die Pfälzer".

Digitized by Google

dem vornehm kalten Mahagony. Ehe letzteres Mode ward, nahm man auch das Nußbaumholz zu den feinsten Tischler- und Drechsler-Arbeiten. Es behält stets seinen Werth, ist auch immer noch sehr gesucht, und namentlich werden schön gemaserte Stücke theuer bezahlt. Zu Büchsenschäften soll das Nußbaumholz jedem andern vorzuziehen seyn; die Kriege rauben nicht blos manchem braven Soldaten, sondern auch manchem tüchtigen Nußbaum das Leben.

Das botanische Beiwort „königlich" ist gut gewählt, denn der Nußbaum ist in der That ein königlicher Baum, der an Macht seines Wuchses, an Schönheit und Fülle seiner Blätter, an Kraft seiner Aeste mit der Eiche und Linde wetteifern kann. Er vereinigt gewissermaßen den stolzen Bau der Eiche mit dem milden Charakter der Linde; er ist Obstbaum und doch kein zahmes, niederes Gartengewächs mehr, sondern schon ein halber Waldbaum; er strebt hinaus in's Freie, in die Allee, an den Berghang, auf den Dorfplatz, wie die Linde. Da seine Wurzeln weit ausgreifen und den Boden aussaugen, ist er schon deshalb nicht im Garten häufig; aber am Rande des Weges, am Haag, an der Ecke des Gartens bildet er den starken Hort, der das hinter ihm stehende kleinere und schwächere Volk gern vor der übergroßen Gewalt der Stürme schützt. Auch ist er hinsichtlich des Erdreichs leicht zu befriedigen, und ein magerer Boden macht ihn stärker, als ein fettes Land. Wegen der starken Ausdünstung seiner Blätter soll es gefährlich seyn, unter seinem Gezweig zu schlafen; vielleicht rührt daher jene Anklage, die einst das römische Volk wider den prächtigen Nußbaum erhob, der auf dem Platze der Kirche del popolo stand: es hausten böse Geister in seinen Aesten. Papst Paschalis II. that den Baum feierlichst in den Bann,

und nachdem er gefällt war, ward an seiner Statt die Kirche vom Volke erbaut.

Die Heimath des Wallnußbaumes ist Persien; besonders groß und schön wächst er heute noch wild an den südöstlichen Ufern des kaspischen Meeres, und prangt da in Gesellschaft der edlen Akazien, Feigen, Granaten und Quitten. Aus dem Orient hat er sich jedoch über den ganzen europäischen Occident ausgebreitet und geht sogar bis Schweden und Finnland hinauf, obwohl seine Früchte in kalten Lagen nicht mehr reifen und einem zu strengen Winter sein Leben zum Opfer fällt. Wir Deutsche haben ihn aus Italien überkommen, daher sein Name Walnuß, d. i. „wälsche" Nuß. Besonders schön und üppig wächst der Nußbaum in den Italien zunächst gelegenen Ländern Schweiz*) und Tyrol, und mit dem Ahorn um die Wette schmückt er die grünen Thalhänge der Alpen. Auf dem Exerzierplatze zu Stans ward vor einigen Jahren ein alter Nußbaum abgehauen, der blos im Astholz, ohne Stamm und Gezweig, dreißig Klafter Brennholz lieferte! Leider schwinden die Nußbäume in der Schweiz immer mehr, da der Gewinn, den das Holz bringt, ebenso zum Umhauen reizt, wie die Besorgniß, der Baum möchte dem Wiesenland zu viel Säfte entziehen. Den edlen Baum an solchen Stellen, wo er keinen Schaden bringt, desto sorgfältiger zu pflegen, fällt nur Wenigen ein, wie denn überhaupt das Zerstören leichter ist als das Bauen.

---

*) Der sonst gegen Kälte sehr empfindliche Nußbaum steigt in den nördlichen Thälern Graubündens noch höher aufwärts als in den südlichen, im Bergell bis 2800 Fuß; in den Rheinthälern reift er bei Disla unweit Disentis noch in einer Höhe von 3500 Fuß seine Frucht. Im Kanton Glarus steigt der Nußbaum nur noch bis 2600 Fuß, der Kirschbaum dagegen bis 3500 Fuß.

Digitized by Google

Berühmt sind die Nußbäume der Krim; das Prachtstück unter ihnen ist der Riese im Baidarthale bei Balaklawa. Man schätzt sein Alter auf Jahrtausende, und doch trägt er noch immer jährlich 70- bis 80,000, manchmal sogar 100,000 Nüsse, welchen Ertrag fünf Familien, denen der Baum gehört, unter sich theilen.

In Palästina, wo noch jetzt mancher Nußbaum ungepflanzt wächst, hatte man früher reiche Nußbaumpflanzungen, von deren Früchten der Zehnten erhoben ward. Am See Genezareth wuchsen die Wallnußbäume ohne Kultur. Auch am Rande unserer Wälder und Seen schießt wohl hier und da ein Nußbaum auf, wenn die Nuß, die eine Dohle oder Krähe fallen ließ, auf geeigneten Boden fiel, um zu keimen und Wurzel zu schlagen. Welcher Baum kann sich aber einer so weiten Verbreitung rühmen, wenn man bedenkt, daß er im Himalaya von Sikkim, bei Dordschiling, in einer Höhe von 7000 Fuß wild, und bei Jocksan, dem letzten civilisirten Orte auf dem Wege zum schneebedeckten riesigen Himalaya-Gipfel, Kintschintschanga, mit großem Erfolge angebauet wird. Die Frucht ist klein und hart, und ähnelt der nordamerikanischen weißen Nuß, in Bhotan, dem östlichen Tibet, wird sie größer. In tieferen Thälern prangt der Wallnußbaum mitten unter den tropischen Pflanzen, und mit dem Bambus steigt er auf die kühleren Berge hinauf.

Digitized by Google

Der Kirschbaum.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
P. Gerhard.

Du lieber Kirschbaum, wie gern sing' ich dein Lob! Oefter noch als Apfel- und Birnbaum bist du mir der „wundermilde Wirth" gewesen, bei dem ich früh Morgens und spät Abends zu Gaste war, und der mich jederzeit erquickte mit Nektar und Ambrosia! Wo soll ich aber anfangen und wo enden, um dein Lob recht würdig zu verkünden? Soll ich dein Aeußeres rühmen, deinen feinen Wuchs, den schön gerundeten hohen Stamm mit der hellen glänzenden Rinde, aus welcher das feine, fast durchsichtige Harz quillt, anzusehen wie der edle Bernstein? O ja, so ein schöner Baumwuchs erquickt nicht blos das Auge, sondern auch das Herz, und so lieb mir auch der Zwetschenbaum mit seinen köstlichen Früchten ist, so kann ich doch seinen weniger freien Wuchs und das schwarzrußige Aussehen des kleineren Stammes nicht eben loben. Aber du lieber Kirschbaum trägst auch nicht blos einen hübschen Rock, um mehr vor den Leuten zu scheinen, als du bist: nein, auch dein Inneres ist vorzüglich, dein Holz von bestem Kern, fest und dauerhaft und dabei hell wie Morgenroth scheinend, von Drechslern und Tischlern hochgeehrt und zu den feinsten Sachen verarbeitet! Auch dein weiches und

reiches, munter grünes Laub gefällt mir wohl, aber was will das sagen gegen den Blüthenschmuck, vor dessen Pracht die kaum entsprossenen grünen Blätter sich scheu verstecken müssen! Wie viel tausend und aber tausend weiße Röschen hängen da in lauter zierlichen Dolden an deinem Gezweig, daß man meint, es sei ein Blüthenschnee herabgefallen, und das Wunder kaum fassen kann! Und wie eigenthümlich sind wieder diese Kirschblüthen, wenn man sie mit einer Apfelblüthe oder wilden Rose vergleicht! Schau' mal hinein in diese Rosen und Röschen! Bei allen wurzeln die vielen zierlichen Staubfäden im Kelch, aber in der Mitte dieses Kelches hat die Kirschblüthe nur einen Staubweg (Pistill), die Apfelblüthe hat deren fünf, die Rose eine ganze Menge. Darum treibt denn die Kirschblüthe auch blos Einen Kern; sie macht diesen so fest und hart, daß wir ihn einem Stein vergleichen und die Kirsche sammt ihren Anverwandten, der Pflaume, Pfirsich und Aprikose, zum Steinobst zählen. Der Apfelbaum schließt seine Kerne in eine mehrfächrige Kapsel ein, die sich dann wieder einhüllet in jene fleischige Frucht mit dem weißen frischen „Schaum"; die Kirschfrucht dagegen hat ihr weiches, saftiges Fleisch um den kleinen Stein gelagert und zur freundlich winkenden schönsten Kugelform gerundet. Soll ich nun, mein lieber Kirschbaum, erst deine herrlichen Früchte loben? Die loben sich selber! Die Kirsche gehört zugleich zu den schönsten und wohlschmeckendsten Früchten unseres Vaterlandes. Wie der blühende Kirschbaum eines der herzerfreuendsten Frühlingsbilder uns vor Augen stellt und in seinem Blüthenmeer uns schon den reichen Sommersegen ahnen läßt: so ist wiederum der mit unzähligen Früchten prangende Kirschbaum ein wahrer Herold, der auf den Herbstsegen hinweist, und dem Birn- und Apfelbaum nicht nur, sondern auch seinem langsameren

Digitized by Google

Vetter, dem Zwetschgenbaum, lustig vorangeht, im Drange und Eifer, den Menschen wohlzuthun.

Doch auch ganz abgesehen von ihrem Genuß, sind die Kirschen an sich schon eine Zierde der Pflanzenwelt und eine Verherrlichung des Pflanzenlebens. Diese weiß- und rothbackigen, rubin- und purpurrothen Kugeln, wie spielen sie alle Farbentöne durch vom gelblichen Roth bis zum tiefen Schwarz! dann aber bieten sie sich gerade zu der Zeit zum Genusse an, wo Frühling und Sommer sich grüßen, wo die Sonnenstrahlen schärfer die in froher Sommerluft schwelgende Erde treffen, und der Mensch nach einer kühlenden, saftigen, erquickenden Frucht verlangt. Aepfel, Birnen und Pflaumen sind schon derbere Hausmannskost, dem rauheren Herbst angemessen, ja bis in den Winter hinein vorhaltend; die Kirschen dagegen sind flüchtige, leichtere und zartere Frühlingskinder, die man genießen muß unter dem sonnig-blauen Himmel der Pfingstzeit, umgeben von der bunten Flora des Gartens, wo möglich am frischen grünen Baum selber. Und wirklich, ruft nicht so ein vollbeladener Kirschbaum mit lachendem Gesicht dir zu: Komm und klettere hinauf zu mir in meine Zweige, bevor die diebischen Spatzen das Beste dir vor der Nase wegnaschen? Wissen's nicht diese freß- und naschlustigen Sperlinge am besten, daß die Früchte am besten schmecken, wenn man sie selber im Baumgezweig sich aussuchen kann?

Wie viel und mancherlei hungrige Wesen laden sich aber auch zu Gaste bei dem freigebigen Kirschbaum! Da kommt mit seinem schönen gelb- und schwarzgefärbten Pfingstkleide angethan der Pirol, der die Kirschen über Alles liebt, sorgfältig das saftige Fleisch abschält vom Kerne und diesen wegwirft. Dagegen wirft der Kernbeißer das Fleisch der Kirsche verächtlich fort und vergnügt sich blos am harten Kern, den

Digitized by Google

er mit seinem dicken, starken Schnabel so leicht knackt, als wär' er von Papier. Da kann man sich denken, was so ein dickschnabliger Kernbeißer für Verwüstung anrichten kann, wenn man ihn unbehindert Kirschkerne knacken läßt. Doch der reiche Kirschbaum hat ja unerschöpflichen Vorrath, er läßt ruhig den schönen Kirschfalter (großen Fuchs) von seinem Blüthenstaub naschen und hindert nicht die Kirschfliege (tephritis cerasi), die ihre Eier in die Mitte des Fruchtbodens trägt, damit später die Larve (der Kirschwurm) gleich zu essen und zu trinken habe im nährenden Kirschfleisch. Und der Kirschblattwickler mit seinen gelben, braungestreiften Flügeln sammt seiner grünen Raupe haust auch gern auf der Kirschblüthe. Wie wahr und treffend ist da, was unser Hebel singt:

Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter, grün und frisch.

Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut,
Man kommt schier nimmer wieder fort!"

Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüthen trug,
Viel tausend Blüthen weiß und frisch.

Digitized by Google

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee seyn;
Sie haben kostbar Porzellan;

Wie sauber sehn die Kelchlein aus!"
So steckt's sein Züngelchen hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß,
Der Zucker muß doch wohlfeil seyn!"

Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen, roth und frisch.

Und Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und frägt nicht lang,
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang!"

Nun aber kommt auch der Mensch, der nicht so geduldig ist, als der Kirschbaum, und spricht zu den schmausenden Raupen und Würmlein und Dünn- und Dickschnäbeln: Ihr loses Gesindel, fort da und raubt mir nicht mein Eigenthum! Hab' ich nicht erst den Kirschbaum erzogen, bin ich's nicht, der ihn pfropft und oculirt und so ihn veredelt, daß er statt der kleineren mageren Vogelkirschen die prächtigen Süß- und Sauerkirschen, edle Glaskirschen und Ostheimer trägt? So will ich denn auch ernten, was ich gesäet habe! Den Spatzen und Pfingstvögeln schmecken aber die veredelten Kirschen auch besser als die gemeinen, und sie denken: Schilt du nur auf uns und stelle deine Vogelscheuchen und Klappern auf den Baum, es fällt doch was für uns ab, und das Naschen ist noch schöner, wenn Furcht dabei ist! So bekommt denn Jedes sein Theil, der Mensch aber von Gottes und Rechts

Digitized by Google

wegen das größte und beste Theil. Und was für Genüsse weiß er sich nicht alles aus der Kirschfrucht zu bereiten, wie mannigfaltig diese anzuwenden! In jeder Form, roh und gekocht und gebraten, als Kirschsuppe und Kirschkuchen, mit Zucker eingemacht oder getrocknet und dann wieder aufgekocht, als Kirschenmus und Kirschkompot, zum Braten oder zum Butterbrod verspeist — die Kirsche schmeckt immer sehr gut, sie ist in jeder Form gesund, das Blut kühlend und reinigend, leicht, nährend und jederzeit erfrischend. Der Norddeutsche weiß allerlei Kirschbranntweine durch Zusatz von Zucker und Kirschsaft zu bereiten. Der Schweizer hinwiederum verzehrt das duftige Kirschenmus mit Butter und Weißbrod zum Kaffee. Bonstetten erzählt, wie im deutschen Sanenlande (Schweiz) Kirschsaft, mit ein wenig Gewürznelken und Zimmetrinde bis zur Honigdicke eingekocht, mit Brod und Butter noch nach 30 Jahren als große Leckerei verspeist wurde, selbst auf guten Tafeln. Vermischt mit Senfmehl und einigen Spezereien, gibt dieser Kirschsaft köstlichen Senf. Wenn ausgepreßtes Kirschenmark mit Wachholderbeeren und einigen Gewürzen im Wasser gährt, wird ein angenehmes, gesundes, süßem Biere (Meth) ähnliches Getränk daraus.

In den höheren Gebirgsgegenden, wo unsere Obstgattungen nicht mehr fortkommen, reifen doch noch die urdeutschen Vogelkirschen, und bilden nebst Erdbeeren, Heidel- und Preißelbeeren das einzige Gebirgsobst. Ist auch die kleine Vogelkirsche etwas dürftig ausgestattet, so ist sie doch noch immer höchst wohlschmeckend und nutzbar, und die Holzbirnen und Holzäpfel dürfen gar nicht mit ihr wetteifern. Namentlich bereitet man aus ihr das bekannte „Kirschwasser“, einen treff-

Digitized by Google

lichen Branntwein, der für den Gebirgsbewohner zur Stärkung und Erfrischung höchst wichtig ist. Der Reisende, welcher, durch längeres Bergsteigen erhitzt, sich vor den kalten Gebirgsquellen sehr in Acht nehmen muß, kann ohne Gefahr seinen Durst löschen, wenn er zuvor einen Schluck Kirschwasser nimmt oder ein paar Theelöffel voll in ein Glas Wasser schüttet.

Der Kirschbaum ist dem Menschen so anhänglich und dankbar, daß, wenn er nur einigermaßen geschützte Lagen findet, er diesem auch in höhere Gebirgsthäler folgt, ja in der Nähe der Berge gern verweilt, während der viel empfindlichere Herr Vetter, der Zwetschgenbaum, sich sehr vor den Bergen und vor kalter Winterluft fürchtet. Darum ist denn auch der Kirschbaum in Savoyen und der Schweiz, im Schwarzwald und an den Abhängen des Harzes ein lieber Gast, ja in vielen Gegenden, z. B. in Savoyen und am Genfersee, eine große Stütze der Wohlhabenheit des Landmanns. An den deutschen und schweizerischen Ufern des Bodensee's blühen im Frühjahr tausende von Kirschbäumen, deren Frucht und Holz gleich zweckmäßig benutzt wird. Noch in den abgelegensten Alpenthälern, wo die Kirsche nicht vor dem Monat September reif wird, wetteifert ihr Wachsthum mit den Tannen, und wenn im späten Frühling sich plötzlich die weiße Blüthenpracht des Kirschbaums entfaltet, so ist es, als sei in diese finstergrüne Waldnacht ein freundlicher Engel des Lichts herabgestiegen. Hinwiederum wetteifert in den fruchtbaren Weingeländen des gesegneten Rheinthals die edle Kirschfrucht mit der süßen Kastanie und der köstlichen Traube, und der Dichter M. v. Schenkendorf singt aus dem Schwarzwald:

Digitized by Google

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geschützt von jenen Höhn.

Ihr Kirschen und ihr Kästen*) sollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Auch du Gutedel, fließend Gold,
Auch du, Markgrafenwein!

Im Unter- wie im Oberharz werden alljährlich, wenn die Kirschen reif sind, die sogenannten „Tannentanzen" abgehalten, — Kirschhochzeiten, wo man im Freien, von Tannen umgeben, in einem aus Tannengezweig errichteten Zelte, das oben ein mit bunten Bändern geschmücktes Tannenbäumchen trägt, tanzt und dabei so viel als möglich Kirschen genießt. So verbrüdern sich zwei ganz verschiedene Bäume, der Kirschbaum und der Tannenbaum, so bringt jener zu diesem die Freud' und Lust und versieht die Stelle der herzerfreuenden Rebe.

Nirgends behindert der einmal durch's Pfropfen veredelte Kirschbaum eine andere Art von Landbau; er wächst und gedeihet ohne fernere Kultur und übertrifft darin alle andern Obstbäume. Trägt der altgewordene Baum keine Frucht mehr, dann ist das Holz noch ein reicher Schatz, und selbst als Feuerungsmittel weicht das Kirschholz wenig andern Holzarten. Hart wie der Stamm ist auch die holzige Rinde des Kernes, und diese darum geeignet zu allerlei künstlichen Schnitzereien. Für die Kinder ist es ein angenehmes Spiel, die Kirschkerne auf Sandsteinen abzuschleifen zu dünnen Ringeln, und daraus dann eine Kette zu bilden. Im

*) Kastanien.

Digitized by Google

Kirschkern ist, wie in allen Früchten des Geschlechtes prunus, das bittere Prinzip der bitteren Mandeln, das am stärksten im Kirschlorbeer hervortritt, und ein Geringes vom furchtbaren Gifte der Blausäure in sich beschließt, das aber in so geringer Menge dem Menschen nicht schadet, während allerdings ein Eichhörnchen oder ein Papagei keinen Pflaumen- oder Kirschkern verzehren darf.

Bereitwillig ist der Kirschbaum der erziehenden Hand des Menschen entgegengekommen, und es ist erstaunlich, wenn man erfährt, daß man jetzt schon mehr als ein halbes tausend Kirscharten zählt. Da gibt es Kirschen mit färbendem und nicht färbendem Saft, mit einfarbiger dunkler Haut und mit heller farbiger Haut, mit weichem und hartem Fleisch, süße und sauere und süßsäuerliche kleine und große Kirschen. Doch die ganze Mannichfaltigkeit zerfällt wieder in zwei Hauptgruppen, in die Süß- und Sauerkirschen, und die Süßkirschen lassen sich wieder zurückführen auf unsern Vogelkirschenbaum (prunus avium), der in den Waldungen von ganz Mittel- und Nordeuropa wild wächst. Doch auch unser Wildling tritt bereits in doppelter Gestalt auf: in einer Art mit schwarzen und einer Art mit rothen kleinen Süßkirschen. Alle übrigen Süßkirschen sind durch Veredlung dieses Waldbaumes entstanden. Die Sauerkirschen aber stammen von dem eigentlichen Gartenkirschenbaum (prunus cerasus), der von Kleinasien nach Rom und aus Italien nach Deutschland verpflanzt wurde. In der kleinasiatischen Landschaft Pontus am schwarzen Meere lag die Stadt Kerasos (jetzt Kerasun) in einem reichen Fruchtwalde, aus welchem der römische Feldherr Lukullus edlere Stämme nach Rom verpflanzte, und damit der ganzen europäischen Kultur ein höchst werthvolles Geschenk übermachte.

Digitized by Google

Die Sauerkirsche kann ihr mildes, warmes Vaterland immer noch nicht verleugnen; sie wird weder so hoch und stämmig, noch so alt als die Süßkirsche, die als ein nordischer Waldbaum schon leichter einen Puff erträgt, und ihr Alter über vierzig Jahre bringt, während die zartere Schwester aus dem Morgenlande bei uns schon vor dem dreißigsten Jahre abstirbt. Wir müssen darum auch Süßkirschen auf Süßkirschenstämme, Sauerkirschen auf Sauerkirschenstämme veredeln. Ein Sauerkirschenbaum vermöchte nicht den auf ihn gesetzten Süßkirschenbaum zu tragen, da dieser eine viel mächtigere Krone bekommt. Hat so der Nordländer vor dem Südländer die größere Kraft voraus, so entschädigt dafür wieder die Sauerkirsche durch die Feinheit und Würze ihrer Früchte, die viel besser zum Einmachen sich eignen, und zu allem feinen Backwerk vorgezogen werden. Wurden doch früher die Blätter der Sauerkirschenbäume zum Einmachen der Gurken gebraucht, und die Blüthhenstiele als Surrogat für den chinesischen Thee — immerhin ein Beweis von den edlen gewürzreichen Säften, die in allen Adern des herrlichen Kirschbaums fließen!

Digitized by Google

Der Sperling.

„Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde, ohne euren Vater.“

Matth. 10, 29.

Nachdem wir die Tugenden des trefflichen Kirschbaums kennen gelernt und gepriesen haben, wollen wir aber auch des losen und unverschämten Kirschendiebes gedenken, der da „Sperling“, „Spatz“, auch wohl „Leining“ heißt. Freilich wird es da schwerer fallen, dem vielgeschmähten Vogel viel Gutes nachzusagen, geschweige ihm eine Lobrede zu halten, und doch thut es Noth, daß ihm ein wohlmeinender Advokat zur Seite steht, um die Schmähungen, womit ihn alle Welt überschüttet, wenigstens theilweis zu entkräften und das Verdammungsurtheil, das man oft ganz gewissenlos über ihn ausspricht, wenigstens etwas zu mildern.

Das ist richtig, der Spatz hat kein hochzeitlich Kleid an, sein grauer, grober Rock ist ganz für den Schmutz und Staub gemacht, in welchem er sich so gerne herumtreibt; in dem dicken Kopfe stehen ein Paar trotzig kecke Augen, und nur der kegelförmig zugespitze Schnabel erinnert an das Finkengeschlecht, zu welchem der Sperling gehört, und das sehr elegante Genossen hat. Wie schön ist schon unser gemeiner Fink mit seinem röthlichen Unterleib, seinen schwarz und weiß gestreiften Flügeln und dem dunkeln Schwanze; dann vollends der grüngelbe Zeisig, der noch lebhafter gefärbte

Kanarienvogel und der prächtige Stieglitz mit rother Stirn und Kehle und den gelben Flecken am Flügel! Und welche Sänger sind diese Edeln ihres Geschlechtes dem rohen Spatz gegenüber, der sein wüstes Geschrei von früh Morgens so durchdringlich den ganzen Tag über repetirt, daß die Menschen solchen Sperlingsgesang verwünschen möchten. Aber ich frage: was soll dem Sperlinge ein schönes reiches Kleid, da ihn der Schöpfer einmal zu einem Wegelagerer und Straßenbuben bestimmt hat? Was sollte dem Zigeuner ein feines Hemd oder dem Lazzaroni ein Sammetrock? Würden diese Leute in vornehmeren Kleidern sich glücklicher fühlen, als in ihren Lumpen? Nein; die Sperlinge sind auch solche Lazzaroni und Zigeuner, an Staub und Schmutz gewöhnt. Und wird nicht das Gegacker des nützlichen Huhnes und das Krähen des hochgefeierten Hahnes auch oft genug lästig? Und doch wie öde und stille wäre es auf unsern Höfen, wenn wir dieses Geschrei nicht mehr hörten! wie einsam und todt wäre es auf und unter den Dächern unserer Häuser, wenn keine Sperlinge mehr zwitscherten? Ich weiß noch gar wohl aus meiner Jugendzeit, wenn ich früh an den hellen Sommermorgen an mein Lehrpensum ging und noch halb mit dem Schlafe kämpfte, wie das lustige kecke Sperlingsgeschrei mich ermunterte und das frische, fröhliche Naturleben, das freilich jenseits der Stadtmauern noch lustiger war, doch recht erfrischend mir zu Gemüthe drang. Wie einförmig wäre die menschliche Gesellschaft, wenn es da keine Arme und Armselige hätte, wenn Alles in Uniform (und wäre diese noch so prächtig!) einherginge, wenn es gar keine Lazzaroni und Zigeuner gäbe? Diese „Lumpen" haben auch ihre große Bedeutung und Berechtigung, nicht daß ich gerade ein Eckensteher oder Zigeuner seyn, und ihr Loos als ein beneidens-

Digitized by Google

werthes darstellen möchte; aber in einer Art sind sie doch beneidenswerth; in der Harmlosigkeit und Freudigkeit, mit der sie des Augenblicks sich freuen, in der Bedürfnißlosigkeit und Armseligkeit, mit der sie die Gegenwart genießen, in der Heiterkeit und Hochherzigkeit, mit der sie zu hungern verstehen. Sie zeigen uns, daß man auf Erden glücklich seyn kann, wenn man auch nichts weiter sein nennen darf, als den Sonnenschein und Baumschatten; sie predigen uns auf ihre Art auch das christliche: Sorget nicht für den andern Morgen, es ist genug daß jeder Tag seine eigene Plage habe!

So ist's auch mit dem Spatz. Er läßt sich's wohl seyn und Sorgen kennt er gar nicht. Im Sommer und Herbst schwelgt er sogar im Ueberfluß. Kommt aber der Winter mit seiner Kälte und seinem Schnee, so läßt er sich keineswegs vertreiben, er bietet wie ein Stoiker allen Entbehrungen Trotz! In sich gekauert mit aufgeblasenem Federpelze sitzt er dann wohl Stundenlang in einer geschützten Ecke oder Mauerdachspalte, und von seinem übermüthigen Zwitschern und Schelten hört man nichts mehr; selbst sein schnurrender Flug ist viel bescheidener geworden. Doch sein Muth ist keineswegs gebrochen und sein Scharfsinn nicht eingefroren. Er weiß recht gut an den dürren Bäumen und Sträuchern die Larven mancher Raupe zu finden, holt auch aus manchen Ecken ein Spinnlein heraus. Er weiß es recht gut, wo in der städtischen Straße der Fleischer und an der Landstraße der Wirth zum Lamme oder zur Traube wohnt, und wenn der Fuhrmann mit seinem knarrenden Wagen anhält, ist auch das Spätzlein da, und setzt sich auf die Krippe, um zu schauen, ob auch der Herr Wirth guten Haber führt.

So schleicht sich der Sperling durch Mangel und Trübsal glücklich hindurch, und ist dann in der Zeit des Ueberflusses

um so lustiger. Vom Nesterbau ist er auch kein Freund; was sollte ein Zigeuner mit einem schönen Hause? In vierundzwanzig Stunden hat sich das Weibchen ein Haus gebaut; Stroh, Reisig, Lumpen und Papierschnitzel — Alles ist ihm brauchbar, und der Herr Gemahl bringt auch wohl ein paar Schnäbel voll Baumaterial, aber viel Schererei ist ihm zuwider und am liebsten nimmt er Platz in einem schon fertigen Neste. Kommt dann die arme Schwalbe zurück, so findet sie den frechen Eindringling, der mit seinem Dickkopfe alle Angriffe abwehrt und aus den rührendsten Klagen der Vertriebenen sich gar nichts macht. Er weicht nicht von dannen, und ist so hartnäckig, daß er sich allenfalls von den erzürnten Schwalben einmauern läßt, was auch schon geschehen ist.

Die Sperlinge sind dem Menschen überall nachgefolgt, sie finden sich fast in der ganzen alten Welt, wo es nur irgend Weinbeeren oder Kirschen zu naschen, Erbsen und Kornähren auszupicken oder sonst was zu stehlen gibt. Durch ihre unverschämten Diebereien werden sie so lästig wie die Ratten und Mäuse, und Mancher möchte da gleich voreilig fragen: Wozu sind nur diese Geschöpfe da, die viel mehr schaden als nutzen? doch der Verständige denkt erst ein wenig länger nach, bevor er solche Fragen thut. Er hört z. B. was ihm der Chinese erzählt, wie bei ihm zu Lande das Fleisch der Ratten und Mäuse auf dem Markte verkauft wird und manche hungrige Familie labt; wie auch die weichen Rattenfelle nutzbar zur Kleidung verwandt werden. Nun frage ich: Sollten die Sperlinge nicht auch darum in so großer Menge vom gütigen Schöpfer in's Leben gerufen seyn, damit ihr gesundes, wohlschmeckendes Fleisch den Menschen speise, wenn Noth an Mann ist? Wurden nicht auch bei den Juden die Sperlinge von armen Leuten gegessen und darum zu Markte

gebracht? Wenn euch Landwirthen und Gartenbesitzern der gefräßigen Sperlinge zu viel werden, so schießt und fangt sie. Freilich sind die Strauchdiebe, wie man sagt, „mit allen Hunden gehetzt" und sehr schlau, so daß der Mensch sich zusammennehmen muß, um sie zu berücken. Doch fängt man sie ziemlich bequem in geräumigen Körben, die mit spitzzulaufenden Eingängen versehen sind (nach Art mancher Mausfallen), in die sie leicht hinein, doch nicht gut wieder heraus können. In diese Körbe streuet man allerlei Getreidekörner und frischen Käse, Semmel u. dgl. — denn der Sperling ist ein Feinschmecker und denkt, was der Mensch essen kann, das mag mir auch nicht schaden. Besonders komisch wird aber die Scene, wenn ein Popanz in ein Erbsenfeld oder auf einen Kirschbaum gestellt wird, und die muthwillige Schaar der Spatzen ihn erst anglotzt, dann aber einer von den Uebermüthigsten unter den Kecken frischweg herankommt, das leblose Wesen bald erkennt und nun geradezu auf den Popanz hinauffliegt, mit Triumpfgeschrei seine Sippschaft zur Nachfolge einladend! Doch scheuen die Schlauen noch am meisten ausgestopfte Raubvögel und Katzen, die Uniform dieser furchtbaren Gensdarmerie ist dem Straßengesindel schon von Weitem verdächtig. Auch hellblaue wollene Fäden, welche man über die Bäume zieht, sollen als heilige Gesetzesschranken von den sonst so furchtlosen Spatzen geachtet werden.

Arme Leute haben in der Regel den größten Kindersegen, und so ist auch das Proletariervolk der Sperlinge höchst fruchtbar. Das Sperlingsweibchen legt fünf bis sieben Eier, und zwar jährlich dreimal. Nimmt man die Eier weg, so hat das brütende Paar in acht bis zehn Tagen die Eier wieder.

Da bei solcher Fruchtbarkeit des Sperlingsgeschlechts, zumal in Jahren reicher Ernten, das Heer der Sperlinge in's

Digitized by Google

Ungeheure sich vermehrt, so könnte es allerdings nichts schaden, wenn die Menschen zuweilen Jagd auf die Sperlinge machten, wie sie ja die edlere Lerche, die holde Sängerin, mit ihren Netzen umgarnen und wegfangen. Nach einer Verfügung der Landdrostei zu Aurich mußte bis zum 1. Mai 1825 jeder Besitzer eines Hauses auf dem platten Lande, womit die Benutzung oder das Eigenthum eines ganzen Herdes verbunden ist, zwölf Sperlinge, jeder Bewohner eines Hauses, wozu ein halber Herd gehört, sechs, jeder Arbeiter oder Häusling von seinem Hause zwei, und jeder Bewohner eines Hauses in Städten und Flecken zwei Stück liefern. Für jeden an der bestimmten Anzahl fehlenden Sperling sollte eine Strafe von zwei Groschen zum Besten der Armenkasse gezahlt werden. Die Lieferung der Elstern, Krähen und Dohlen ward in der Art nachgelassen, daß davon jedes Stück auf drei Sperlinge gerechnet ward. Das war ein furchtbares Jahr für das arme Spatzenvolk; indeß war doch die Verordnung zu streng, als daß sie hätte lange in Wirksamkeit bleiben können. Mag man auch immerhin berechnen, daß ein einziger Sperling jährlich an Früchten und Körnern für einen Gulden verzehrt, so sind doch gute Jahre und reiche Ernten gut und reich geblieben trotz der Sperlinge, und schlechte Ernten wären keine guten geworden, wenn man auch alle Spatzen vertilgt hätte.

Und gewährt denn der Sperling nicht auch mannigfachen Nutzen? Wenn er auch nicht gerade die Fliegen wegfängt (obwohl er auch nach dieser Seite hin thätig ist, und namentlich von Maikäfern eine gute Zahl vertilgt), so verzehrt er doch viele schädliche Würmer, Käfer und Raupen, besonders die den Obstbäumen so schädlichen grünen Ringelraupen. Nach der Berechnung eines Botanikers in Cambridge, des Prof. Bradley, beläuft sich die Anzahl der Raupen, welche

Ein Sperling wöchentlich für seine Jungen braucht, auf 3360, denn die Jungen verlangen nach stärkender Fleischkost und mögen nur Raupen und Insekten. Daraus erhellt aber, daß, wenn man das Geschlecht der Sperlinge ausrotten wollte, solches von Menschen und Vieh gar bald übel genug empfunden würde, denn es greift in des lieben Gottes Schöpfung Alles ineinander, im großen Haushalt der Natur hat Alles seinen Platz, da ist der Sperling nicht minder nothwendig und nützlich, als der Fink oder Stieglitz. Und dieselbe Güte und Allmacht, die für den Menschen sorgt, nimmt auch den gemeinen, verachteten Spatz in ihren Schutz; daraus können wir hinwiederum Trost und Freudigkeit schöpfen und rückwärts schließen, daß kein Mensch von dem Gott verlassen ist, der für die Sperlinge sorgt. Das wollte unser Heiland in jenem bedeutsamen Worte den Seinen an's Herz legen. „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt derselben keiner vom Dach ohne den Willen eures Vaters!"

Ich muß bekennen, daß es mir in einer Gegend, wo gar keine Sperlinge wären, ganz unheimlich zu Muth seyn würde; mir würde ein solcher Ort wie mit dem Bann beladen vorkommen. Darum möchte ich weder auf dem Buntenbock, einem Marktflecken im Harz, noch im Altenburger Dorf Meusebach wohnen. In beiden Orten sind gar keine Sperlinge, und die man dahin bringt, fliegen sogleich wieder fort. Die Dörfer liegen in einer tiefen Schlucht, von hohen mit Tannen- und Laubholz bewachsenen Bergen umringt; es ist kein Getreidebau in der Nähe und auch an Obstbäumen Mangel. Aber wer weiß, was den Sperlingen sonst da mißfällt!

Daß ein Sperling auch treu und dankbar seyn kann,

Digitized by Google

beweist die Geschichte des einäugigen Sperlings **Philipp**, den ein Invalide im Pariser Invalidenhause 1711, als das noch junge Vöglein aus dem Neste gefallen war, aufgenommen und sorgfältig gepflegt hatte. Der Vogel wurde so anhänglich, daß er seines kranken Herrn Lager nur verließ, um Futter zu holen, regelmäßig aber des Abends wieder zurückkehrte. Sein Beschützer hatte ihm ein Glöckchen angehängt, und darauf war er so stolz, daß, wenn es ihm einmal abgenommen wurde, der Vogel ganz traurig und feig ward. Nur dann, wenn sein Herr mit einem Kanarienvogel schön that, erwachte im Spatz die Eifersucht und angeborne Rauflust, uud er stürzte sich wüthend auf den gelben Adonis. Noch merkwürdiger ist aber der kleine Cicero, der vor zwanzig Jahren in Paris Aufsehen erregte. Eine Fayencehändlerin unweit der großen Halle der Kirche St. Eustache hatte nämlich einen Sperling, der das lateinische Vaterunser mit deutlicher, obwohl etwas eintöniger Stimme hersagte; nur das R war dem Redner etwas schwer, doch das war ja verzeihlich, da selbst der große Demosthenes anfangs mit der Aussprache dieses Lautes zu kämpfen hatte.

Es mag das Gesagte genügen, um zu zeigen, daß der Sperling neben manchen schlimmen auch eben so viel gute Eigenschaften hat, ja, daß er besser ist, als sein Ruf.

Digitized by Google

Der Papagei.

Urwildniß! Der Schlingpflanzen Last
Von Baum zu Baum geschlungen,
Und Affen schwatzen, Ast bei Ast,
Und Papageien-Zungen.
(Gruppe.)

Wenn du einen Papagei in dem Schmuck seiner grünen, rothen und gelben Federn betrachtest, kommt dir leicht der Gedanke in den Sinn: das ist ein Bewohner fremden Landes, wo die Sonne heißer scheint und auch schönere Blumen blühen, als in unserem kalten wolkenbedeckten Deutschland. Und wenn der sonderbare Vogel anfängt, zornig die Augen zu rollen und in sprühendes Feuer zu verwandeln, und wenn er dazu voll Leidenschaft tobt und schreiet, dann gemahnet es dich auch, wie die Geschöpfe der heißen Zone ein heißes Blut in ihren Adern haben, das ihr Gemüth zornig, heftig und grausam macht. Du streichelst ihn und er läßt sich das gefallen, aber plötzlich überkommt ihn eine schlechte Laune, und er beißt mit seinem starken Hakenschnabel in deinen Finger ebenso heftig, wie in die Rinde der Bäume und Früchte. Doch kann man diesen Affen der Vogelwelt nicht lange gram seyn, denn sie sind bei aller Tücke doch auch possierlich und drollig, wie ihr Gegenstück unter den Säugethieren. Was kein anderer Vogel vermag, das kann der Papagei: er gähnt, niest, räuspert sich, lacht, seufzt wie ein Mensch. Bekommt er Zuckergebackenes oder sonst eine Leckerei, so kaut er bedächtig und schmeckt

Digitized by Google

langsam und mit großem Wohlbehagen, wie ein Sachkenner die gute Speise versucht. Einen Fuß gebraucht er stets wie eine Hand, mit der er die Speise an den Schnabel führt, wenn er sie irgend halten kann; er kratzt sich auch hinter den Ohren, und wenn zwei zusammensitzen, übernimmt auch wohl der eine dieß Geschäft für den andern. Die Füße mit zwei Zehen vorn, zweien nach hinten gewandt und alle mit scharfen Krallen versehen, sind echte Kletterfüße. Soll der Papagei auf ebener Erde gehen, so sieht das höchst lächerlich aus, indem er seine Zehen zwar ausspannt, aber doch nichts mit ihnen fassen kann. Im Klettern aber sucht er seines Gleichen und kann mit den Affen wetteifern. Der Schnabel dient ihm dabei als dritte Hand. An einem schlanken Zweig, oder in Gefangenschaft an eine Schnur sich anklammernd, wiegt und schaukelt er sich, klettert auf- und abwärts in allen Stellungen. In Neuholland, wo die Natur überhaupt sich daran zu vergnügen scheint, der gewöhnlichen Regel in den Thier- und Pflanzenbildungen zu spotten, soll zwar ein Papagei (Psittacus formosus) hohe Füße mit ziemlich geraden Klauen und einen schwächeren Schnabel haben und als ein echter Erdläufer sich gar nicht auf die Bäume setzen — aber im Uebrigen sind alle Papageien der Alten und Neuen Welt echte Baumvögel, die im grünen Gezweig leben und sterben.

Mit seiner dicken schwarzen fleischigen Zunge lernt der Papagei nicht blos einzelne Wörter, sondern ganze Sätze nachsprechen, und wer ihn so sprechen hört, vermeint oft, das kleine Aeffchen verstünde auch, was es da plappert. Der Trieb zur Nachahmung ist sehr rege, und in der Gesellschaft der Menschen stimmen diese Vögel sich oft wunderbar auf den Ton, der in ihrer Umgebung herrscht. Fremde Gesichter beunruhigen sie, manche Menschen können sie durchaus nicht

leiden, anderen dagegen wenden sie ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit zu, und namentlich verstehen es die Frauen besser mit ihnen zu verkehren, als die Männer. Ein tief gemüthlicher Zug der Papageiennatur ist die Zärtlichkeit der Pärchen, die sympathetische Anhänglichkeit, welche die unserer Tauben noch übertrifft. Nicht nur daß im Freien immer ein Männchen und Weibchen paarweise zusammenhalten, auch in der Gefangenschaft sitzen sie immer nebeneinander, und wird das eine lustig oder traurig, ist es das andere auch, wenn das eine frißt oder klettert, thut's ihm das andere nach. Besonders tritt diese Sympathie bei dem kleinen grünen Lerchen-Papagei (mit rothem Kopf und rother Schwanzwurzel, blauem Flügelrand und Bürzel) hervor; stirbt von einem Paare der eine, so folgt ihm bald der andere im Tode nach. Das Vaterland dieser „Unzertrennlichen" (Inséparables) ist Ostindien und das heiße Afrika.

Man theilt die Baum-Papageien (und zu diesem gehören fast alle Arten) in Kurz- und Langschwänze, und unterscheidet bei den ersteren wieder die mit einem Schopf und solche ohne Haube. Im Bau des Körpers und in der Farbenpracht des Gefieders zeigt das Papageien-Geschlecht eine reiche Mannigfaltigkeit. Der gelbköpfige Amazonenpapagei, der so häufig nach Europa kommt (grün mit schwärzlichem Federkamm, roth auf dem Flügelbug, den mittleren Schwungfedern und an der Schwanzwurzel) erinnert in seinem Körperbau an den Falken; der „Jaco" (Ps. erithacus), so groß wie eine Taube, grau mit rothem Schwanz, ein Afrikaner — die rothen ostindischen „Lorys" — der 16 Zoll lange, ganz weiße Kakadu mit Federbusch (gleichfalls in Ostindien heimisch) — der prächtige, fast ganz schwarze Papagei in Neuholland (Ps. banksii): welche Mannigfaltigkeit des Formen- und Farbenspiels! In Süd-

Digitized by Google

amerika allein kennt man über hundert verschiedene Arten; besonders aber zeichnen sich drei große aus: der rothe Aras (Ps. macao) — der größte von allen, denn er wird über 2½ Schuh lang — mit grünen Schwungfedern und Schwanzspitzen; der blaue (Ara ararauna) mit gelber Brust, schwarzem Kopf und Schnabel, langem Schwanz; und der hyacinthblaue Aras, himmelblau, am Unterleib mit grünem Schiller, Flügel und Schwanz stahlblau, Schnabel und Füße schwarz. Diese drei prachtvollen Arten haben längst aufgehört, sich in der Näh der großen Küstenstädte zu zeigen; dagegen sieht man nicht selten die rothen Aras und die blaugeflügelten, von den Eingeborenen Caninde's genannt, in kleiner Entfernung vom Meere in den Gehölzen der Ostküste. Nichts ist herrlicher, als an den Ufern des Belmonte und Rio doce der Anblick eines Jaquotiba in seinem üppigen und malerischen Blätterschmuck, der diesen Vögeln zum Aufenthalt dient; man könnte sie für die Blüthen des riesigen Baumes halten. Aber hören sie ein ungewohntes Geräusch, gleich entfalten sie ihre großen purpurrothen und purpurblauen Schwingen und stoßen, um ihr Nest kreisend, ihre starken Stimmen in die Einöde; wenn sie dann sich wieder setzen, und die Sonne sie bescheint, so umgeben ihre Strahlen diesen König des Tropenwaldes mit einer Glorie von Purpur und Azur.

Weiter gegen Norden, vornämlich an den Ufern des Orinoko, ziehen einige Völkerschaften sich Aras auf, wie wir Geflügel halten, und diese Papageien gewöhnen sich schnell an den Hausstand. Man soll sie leicht in großer Menge fangen können, indem man berauschende Körner auf den Boden streuet, von deren Genuß sie so betäubt werden, daß sie nicht auffliegen können. Die Caraiben verbrennen unter den

Digitized by Google

Bäumen, auf welchen die Papageien nisten, Gummi und Pfeffer, und wenn die Vögel dann von dem Qualm wie berauscht zur Erde fallen, begießt man sie mit kaltem Wasser, das sie wieder ermuntert. Um die alten Papageien, die meist störrisch sind, leichter zu zähmen, bedient man sich als eines unfehlbaren Mittels des Tabakrauchs, den man ihnen in's Gesicht bläst, bis sie betäubt einschlummern. Nach dem Erwachen sind sie viel sanfter. Gewiß ist, daß die Indianer schon seit vielen Jahrhunderten mit dem Aufziehen dieser Vögel sich beschäftigten, und daß sie auch in der Kunst geübt sind, das Gefieder noch bunter und mannigfaltiger zu machen. Wie unsere Fürsten sich mit Krone und Diadem schmücken, so war bei den wilden Indianern die Papageienfeder des Hauptes Zierde, und ist es zum Theil noch; die Schwungfedern kamen an die Pfeile. Die wilden Volksstämme, die so gut auf die Naturstimmen zu lauschen verstehen, hatten es bald bemerkt, daß die Stimme der Papageien trotz des entsetzlich kreischenden Geschrei's nicht ungeschickt sei, menschliche Rede nachzuahmen. Im sechzehnten Jahrhundert, wo Südamerika den Europäern sich erschloß, gab es fast keine indische Frau, die nicht ihren Lieblings-Papagei gehabt hätte. Das Jagdleben der Männer verstattete ihr genug Mußezeit, sich dem Unterricht des Vogels so zu widmen, daß sie ihm eine Geschicklichkeit beibrachte, die jetzt noch kaum zu finden seyn möchte. Dem alten Reisenden Bery hatte ein Dolmetscher einen schönen Papagei verehrt. „Aber“ — so erzählt er — „da war noch ein größeres Wunder von einem Papagei dieser Art, den hatte eine wilde Frau gelehrt, zwei Stunden von unserer Insel. Denn als ob dieser Vogel Verstand gehabt hätte, um zu begreifen, was seine Herrin zu ihm sprach, so folgte er ihrem Befehl. Als wir vorbeigingen, sprach die Indianerin:

Digitized by Google

„Wollt ihr mir einen Kamm oder Spiegel geben, so will ich jetzt gleich meinen Papagei singen oder tanzen lassen!“ Darob, um einen Zeitvertreib zu haben, willigten wir in ihr Verlangen, und kaum hatte sie zu dem Vogel gesprochen, so hob er nicht allein an, auf seiner Stange zu hüpfen und zu springen, sondern er plauderte auch, pfiff, ahmte die Wilden nach, wie sie in den Krieg ziehen, auf eine unglaubliche Weise. Wenn es seiner Ernährerin gefiel, zu sagen: singe! so sang er, und tanze! so tanzte er. Und im Gegentheil, wenn es ihr nicht gefiel, wenn man ihr nichts geben wollte, so durfte sie nur etwas barsch zu dem Vogel sagen: „Angé!“ d. h. hör' auf! so gab er keinen Laut mehr von sich, und was wir auch zu ihm sagten, er rührte weder Fuß noch Zunge!“ Die wilde Frau nannte ihn aber auch „Cherimbave“, d. i. mein Lieber! und sie hielt ihn so theuer, daß sie um keinen Preis ihn uns überlassen wollte.

Da die Papageien über 100 Jahre alt werden, so konnte in jenen südamerikanischen Wald-Einöden, wo keine Art Schrift von dem Leben und Sterben der Indianerstämme Kunde gab, geschehen, wovon Alex. v. Humboldt noch Zeuge war, daß nämlich die Sprache eines Aras die einzige Spur eines Stammes war, der aufgehört hatte, zu seyn. Zu Maipure hörte der berühmte Reisende einen alten Papagei reden, und die Indianer selbst sagten ihm, daß sie ihn nicht verständen. Er redete die Sprache der Atures, einer damals schon völlig erloschenen, weiland mächtigen Nation. Es ging unter den Guareca-Indianern die Sage, die tapferen Atures hätten sich, von den menschenfressenden Karaiben bedrängt, auf die Klippen der Wasserfälle des Orinoko gerettet, und auf dieser traurigen Zufluchtsstätte seien sie umgekommen. Professor

Curtius hat den Aturen-Papagei zum Gegenstand einer schönen Dichtung gemacht, die also lautet:

In der Orinoko-Wildniß
Sitzt ein alter Papagei,
Kalt und starr, als ob sein Bildniß
Aus dem Stein gehauen sei.

Schäumend drängt durch Felsendämme
Sich des Stroms zerrissne Fluth,
Drüber wiegen Palmenstämme
Sich in heitrer Sonnengluth.

Wie hinan die Welle strebet,
Nie erreichet sie das Ziel;
In dem Wasserstaub verwebet
Sich der Sonne Farbenspiel.

Unten, wo die Wogen branden,
Hält ein Volk die ew'ge Ruh;
Fortgedrängt aus seinen Landen
Floh es diesen Klippen zu.

Und es starben die Aturen
Wie sie lebten, frei und kühn;
Ihres Stammes letzte Spuren
Birgt des Uferschilfes Grün.

Der Aturen allerletzter
Trauert dort der Papagei;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.

Ach, die Knaben, die ihn lehrten
Ihrer Muttersprache Laut,
Und die Frauen, die ihn nährten,
Die ihm selbst das Nest gebaut:

Digitized by Google

Alle liegen sie erschlagen
Auf dem Ufer hingestreckt,
Und mit seinen bangen Klagen
Hat er Keinen aufgeweckt.

Einsam ruft er, unverstanden
In die fremde Welt hinein;
Nur die Wasser hört er branden,
Keine Seele achtet sein.

Und der Wilde, der ihn schaute,
Rudert schnell am Riff vorbei,
Niemand sah, dem es nicht graute,
Den Aturen-Papagei.

Der Strauß.

„Es jauchzet der schwirrende Fittig! Sind es nicht Flügel des Storchs und seine Schwingen? Nein, er legt ja seine Eier auf die Erde und brütet sie aus im Staube. Er vergisset, daß sie möchten zertreten werden und ein wildes Thier sie zerbreche.

Hiob. 39, 13 ff.

Der Strauß ist der Riese unter den Vögeln; völlig ausgewachsen erreicht er eine Höhe von 8½ bis 9 Fuß, so daß er bequem seinen Schnabel auf den Kopf eines Reiters zu Pferde legen könnte. Der Hals allein schon ist über 3 Fuß lang; seine starken fleischigen Beine, so dick wie ein Mannesschenkel, haben fast die gleiche Länge, und der Umfang seines

Digitized by Google

Leibes beträgt das Dreifache des Körpers unserer Trappen, der größten Vögel, die wir in Deutschland haben. Aber der Ruhm kolossaler Größe wird wieder geschmälert durch einen Körperbau, der nicht mehr den reinen Vogeltypus hat, der bereits auf der Grenze steht zwischen Vogel und Säugethier, und namentlich an das Kameel erinnert, weßhalb auch Araber und Perser den Vogel „Kameelstrauß" nennen und in der Naturgeschichte sein Name gleichfalls Struthio camelus ist. Nicht blos der lange muskulöse Hals, sondern auch der gebogene Rücken, die Brustschwiele und die schwielige Haut am Hinterleib, worauf er sich beim Liegen und Niederhocken stützt, der gespaltene Huf und die ganze Oekonomie des Thieres, die für den Wüstensand gemacht ist, zeigen die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Kameel. Gleich diesem kann auch der Strauß lang ohne Wasser seyn, weßhalb man früher glaubte, er bedürfe desselben gar nicht; man weiß aber nun, daß er heerdenweis zu den Quellen oder Wasserplätzen kommt und das Wasser in einer langen Reihenfolge von Schlücken hinunterschlingt. Gleich dem Kameel kann er sich auch von dem schlechtesten Gestrüpp nähren, wenn er keine Datteln und sonstigen Früchte haben kann, und diese Einrichtung seines Magens setzt ihn in den Stand, die unfruchtbarsten Steppen und Wüsten nicht blos zu durchwandern, sondern auch zu bewohnen. Die eingenommene Nahrung kommt zuerst in den großen Kropf, dann in einen sehr großen Vormagen, und der eigentliche Magen ist bekanntlich von so zäher und kräftiger Bauart, daß da hinein alles Mögliche spazieren kann, ohne seinem Besitzer irgend ein Drücken oder eine Uebelkeit zu verursachen. In der Gefangenschaft zeigt weder ein Vogel noch sonst ein Thier solche Freßgier und so geringe Wähligkeit in der Art des Futters, wie der Strauß; denn dieser, um seinem Ma-

Digitized by Google

men „der Eisenfresser“ Ehre zu machen, verschlingt zur Kurzweil auch Holz- und Eisenstücke, Schlüssel, Messer und Löffel, wenn er solcher Dinge habhaft werden kann. Von einem gezähmten Straußenweibchen wird erzählt: Eine moskowitische Ente führte zum ersten Mal ihre kleine Entenbrut in den Hofraum; feierlichen und abgemessenen Schrittes ging der Strauß auf sie zu, und verschlang, unter dem mildesten, gütigsten Gesichtsausdruck, alle Entchen, eins nach dem andern, gleich ebenso vielen Austern — das Jammergeschrei und das sträubende Gefieder der unglücklichen Mutter mit dem Gleichmuth eines Stoikers betrachtend.

Der Kopf ist klein, oben nackt, der schwächste Theil des großen Vogels, weßhalb ihn auch der Strauß instinktmäßig in einem Strauch oder im Sand zu verbergen strebt, wenn er, von seinen Feinden verfolgt, am Entkommen verzweifelt. Der Schnabel ist stumpf, niedergedrückt und nicht lang; die kurze, wie ein Halbmond ausgeschnittene Zunge sehr unempfindlich. Während das Auge der übrigen Vögel rund ist, hat der Strauß ovale, mit Wimpern versehene Augen, mit denen er frei umher blickt, wie ein Mensch. Auch in seinem inneren Bau erinnert Manches an den Organismus der Säugethiere, und als ob er diese Verwandtschaft wüßte, gesellt er sich nie zu andern Vögeln, wohl aber zu Vierfüßlern, denn man findet ihn oft in der Gesellschaft des Zebra's, Gnu's und Springbocks. Seine Stimme ist so rauh, daß sie eher an das Brüllen eines Löwen, als an eine Vogelstimme erinnert.

Am obern Theil des Halses beginnt eine weiße, haarähnliche Wolle; der untere Theil des Halses und der Leib eines männlichen erwachsenen Vogels ist glänzend dunkelschwarz befiedert, untermischt mit einigen weißlichen Federn, die jedoch

Digitized by Google

nur sichtbar werden, wenn das Gefieder in Unordnung geräth. Das Federkleid des Weibchens ist graubräunlich von Farbe, mit weißer Einfassung an den Federspitzen. Die großen Federn der Schwingen und des Schwanzes sind aber bei beiden Geschlechtern vom reinsten Weiß. Der Schwanz besteht lediglich aus einem Büschel krauser Federn, die fast noch mehr als die Flügelfedern geschätzt werden. Aber letztere sind ebenso zierlich als prächtig. Jede Faser der Fahne bildet wieder eine kleine Feder für sich, und da der Schaft sehr dünn ist und der zarte Flaum zu beiden Seiten frei steht, bekommt so eine Straußenfeder jene schwungvolle Linie, das Wallende und Wehende bei der Bewegung, das sie als Schmuck auf Hüten, Turbanen oder sonst zu prächtiger Verzierung so geeignet macht. Wären die Federn zum Fliegen bestimmt, so würden sie am dickeren Kiel ein viel dichteres Gewebe haben müssen und der Schönheit entbehren, die sie als Schmuckfedern haben.

Die Flügel des Straußes sind im Verhältniß zu seiner Größe klein; sein schwerer Körper ist nicht zum Fliegen bestimmt, dafür ist ihm eine Schnelligkeit und Kraft seiner Beine und dazu ein so ausdauernder Athem verliehen, daß ihn auch das schnellste Rennpferd nicht einholt. Es ist ein schöner Anblick, wenn so eine Heerde der großen Vögel nach allen Richtungen auseinandersprengt, wenn der langhalsige Strauß dann auf der unendlichen Sandfläche mit der Schnelligkeit des Windes dahinfährt — seine Füße scheinen kaum den Erdboden zu berühren, und die ausgestreckten Flügel scheinen die Ruder des Schnellseglers zu seyn: „er verlacht dann beide, Roß und Mann" (Hiob 39, 19.). Schon manches edle Roß ist auf der Straußenjagd zu Grunde gegangen. Die Jäger setzen Alles daran, ihn zu umzingeln und durch das Hetzen

nach verschiedenen Richtungen zu ermüden. Die Araber Nord-Afrika's, welche den Strauß zu Pferde verfolgen, setzen ihm wohl sieben Tage hintereinander nach, bis sie ihn völlig ermüdet und seine Kräfte erschöpft haben. Die Buschmänner am Ngamisee in Südafrika wissen eine Straußheerde geschickt einzuschließen, erheben dann ein großes Geschrei und jagen die erschreckten Vögel geradezu in's Wasser, wo sie dann leicht eine Beute ihrer Verfolger werden. Wo sich ein Teich findet, den die Strauße besuchen, legen sich die Jäger in Hinterhalt und schießen dann ziemlich sicher. Häufig nimmt der Buschmann noch seine Zuflucht zu einer andern List. Wenn er das Nest des Straußen entdeckt hat, gräbt er die Eier aus dem Sande, bringt sie in einer gewissen Entfernung in sichere Verwahrung und legt sich nun selber in die Vertiefung, den Bogen mit dem vergifteten Pfeile in Bereitschaft haltend für den Augenblick, wo der Vogel zu seinem Neste zurückkehrt. Ferner bedient man sich auch der Schlingen, ähnlich denen, welche man auch zum Fang der Antilopen anwendet. Wie sich die Eskimo's und nordischen Jäger, die auf den Seehund Jagd machen, wohl auch selber in einen Seehund verkleiden, um ihrem Wild desto sicherer nahen zu können, so wissen sich auch die Eingebornen Südafrika's das Ansehen eines Straußes zu geben, indem sie ein Strohkissen mit Federn bedecken, die an kleine Stäbe befestigt sind; Kopf und Hals eines Straußes, mit einem hindurchgezogenen Stab befestigt, erhebt sich über diesem Federkörper, den der Buschmann, welcher seine Füße weiß gefärbt hat, auf seine Schulter nimmt, und während er mit der Rechten den untern Theil des Halses faßt, trägt er in der Linken Bogen und Pfeil. Der menschliche Vogel dreht nun den Kopf bald rechts, bald links, als spähete er vorsichtig umher, schüttelt seine Federn,

Digitized by Google

bückt sich, als wollte er eine Pflanze abbeißen, und nähert sich auf diese Weise immer mehr der Straußenheerde. Plötzlich schießt er einen Pfeil ab, die erschreckten Vögel rennen davon, der Jäger ihnen nach. Dann kehren wohl einige, wenn sie sich wieder beruhigt haben, zurück, um ihren seltsamen Kameraden näher zu beschauen, und diese Neugier müssen sie dann hart genug büßen.

Seine Eier legt der Strauß in den Sand, nachdem er in denselben eine Vertiefung gescharrt hat. Sind etwa ein Dutzend Eier gelegt, so beginnt das Brüten, wobei Männchen und Weibchen abwechseln. Um die heiße Mittagszeit, wo die Sonne die Brutwärme fortsetzt, geht der Vogel seiner Nahrung nach, aber es ist eine Fabel, daß er das Ausbrüten seiner Eier allein der Sonnenwärme überlasse. Vor das Nest werden mehrere Eier aufgestellt, welche die Alten kurz vor dem Ausschlüpfen ihrer Jungen selber aufschlagen, damit diese gleich eine für sie passende Nahrung finden. Nichts geht über die Sorgfalt, womit der brütende Vogel die zahlreichen Feinde, welche den Eiern nachstellen, abzuhalten und abzuwehren sucht. Er verwischt sorgfältig die Spur seiner Fußtritte, die das Nest verrathen könnten; sieht er einen Menschen nahen, so senkt er seinen Hals, bis dieser die Erde berührt; oder er springt auch wohl auf, macht allerlei Quersprünge, läuft dem sich Nahenden sogar entgegen, um ihn dann auf einen andern Weg zu lenken. Kommen Schakale, Panther und andere Raubthiere dem Neste zu nahe, so erhalten sie einen Fußtritt, der ihnen das Wiederkommen gänzlich verleidet. Kleinere Raubthiere finden sich nicht selten erschlagen bei einem Straußenneste; in seinen starken Schenkeln (er schlägt stets nach vorn) hat der Strauß eine außerordentliche Kraft.

Oft legen auch mehrere Weibchen in Ein Nest, das bis-

weilen dreißig und mehr Eier enthält, und man kann sich denken, welch' eine willkommene Speisequelle so ein Straußennest für Menschen und Thiere ist. Ein Straußenei ist so groß wie ein kleiner Kinderkopf, wiegt etwa drei Pfund und sein Inhalt soll dem von 24 Hühnereiern gleich kommen. Die Eingebornen Südafrika's mischen noch eine Quantität Mehl und Fett hinein, und haben dann eine sehr nahrhafte Speise; auch stellt man wohl das Ei über ein Feuer, und rührt von oben so lange, bis der Inhalt die Dicke eines Eierkuchens gewonnen hat. Die Straußeneier halten sich lange frisch, werden häufig in die Kapstadt gebracht und dort mit einem halben Thaler das Stück bezahlt. Die starke Schaale giebt vortreffliche Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, und die Buschmänner bedienen sich fast nur der hohlen Straußeneier in ihrer Wirthschaft. Die Kopten ziehen die Dochte ihrer Lampen durch die Eierschalen, um die Ratten am Ausschlürfen des Oels zu verhindern. Auch hängen sie Straußeneier in ihren Kirchen auf, denn sie sind ihnen ein Symbol der Wachsamkeit, da das Straußenmännchen, wenn die Weibchen brüten, Wache steht und darüber selbst des Futterholens vergessen soll. Auch in den egyptischen Hieroglyphen diente das Bild des Straußenei's zur Bezeichnung der Wachsamkeit. Die Straußeneier waren überhaupt im alten Egypten ein sehr gesuchter Artikel. Die Boërn am Kap mischen die pulverisirte Schaale mit Essig und geben diese Mischung dem Vieh als Arznei wider den Harnzwang; sie soll ferner ein vortreffliches Mittel gegen Blindheit seyn.

Das Fleisch der jungen Straußen mag nicht unschmackhaft seyn, doch das der alten ist sehr zähe; dennoch wird es von einigen Stämmen der südafrikanischen Eingebornen gegessen. Nach dem mosaischen Gesetz galt der Strauß als un-

reines Thier und sein Fleisch war den Juden verboten; die heutigen Araber enthalten sich gleichfalls desselben mit großer Strenge. Die Römer wußten, als raffinirte Feinschmecker, freilich auch dem Straußenbraten Geschmack abzugewinnen, und Apicius machte ein Recept für eine dazu passende Sauce bekannt. Namentlich ward das Gehirn des Vogels als großer Leckerbissen betrachtet, und man verschwendete dafür ungeheure Summen. Der Kaiser Heliogabalus ließ bei einem einzigen Festmahl das Gehirn von sechshundert Straußvögeln auftragen. Um die Schaulust und den unersättlichen Blutdurst des römischen Pöbels zu reizen, wurden einmal nicht weniger als tausend Strauße, dazu ebensoviel Hirsche, Damwild und Eber in den Circus gebracht und vom wildjauchzenden Volke abgeschlachtet.

Das Werthvollste am Strauß bleiben aber doch die Federn, die einen Haupthandelsartikel der Kapstadt bilden; auch aus Algier wird ein guter Theil ausgeführt. Je dünner der Kiel und je länger und wogender die Feder, desto kostbarer ist sie. Der Preis eines Pfundes (wozu siebenzig bis neunzig Federn erfordert werden) wechselt von einem bis zwölf Pfund Sterling; der letztere Preis wird freilich nur für die allerausgesuchtesten und tadellosesten gezahlt, und diese müssen dann mindestens eine Elle lang sein. Die grünen, braunen, schwarzen sind minder kostbar, als die weißen. Die Straußfedern müssen dem Vogel bei Lebzeiten oder kurz nach dem Tode desselben ausgezogen werden, sonst kommen leicht Motten hinein. Bei den alten Egyptern bildeten die Straußfedern einen Theil des Tributes, den man den überwundenen Völkern auferlegte, in deren Land es Strauße gab. Die Straußfeder hatte eine symbolische Bedeutung als Zeichen der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit, gehörte auch zum Kopfschmuck

Digitized by Google

Ao's, wurde angenommen von Hermes Trismegistos, und getragen von der Priesterschaft und den Kriegern bei gewissen religiösen Festen. In der Türkei besaßen die Janitscharen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten, das Vorrecht, ihren Turban mit einer Straußfeder zu schmücken, und noch jetzt gelten im Königreich Kongo diese Federn mit denen des Pfaues zusammengebunden als Abzeichen des Kriegs und des Sieges. Die Damaras und Bitschuanas in Südafrika machen sich aus den schwarzen Straußfedern hübsche Sonnenschirme, die sie bei Trauerfällen tragen; auch werden solche Federschirme auf der Jagd gegen wilde Thiere gebraucht, indem man dem wuthentbrannten verwundeten Thiere in dem Momente, wo es auf den Jäger zurennt, den Federschirm vor die Augen hält, um dann durch einen Seitensprung ihm den tödtlichen Stoß zu geben.

Der Strauß lebt heerdenweis in den Wüstenländern des heißen Afrika's, in Arabien, auch — obwohl seltener — in Indien und Persien, doch nie nördlicher, als über den fünfunddreißigsten Parallelkreis hinaus. Der amerikanische Strauß (Struthio Rhea), in Südamerika heimisch, wird nur halb so groß als der afrikanische, hat drei Zehen, ist im Uebrigen dem Kameel-Strauß sehr ähnlich. Der Kopf ist klein und platt, der Schnabel fast wie derjenige der Pfeifente. Die Federn am Hals sind kurz und steif, vorne weiß, hinten schwärzlich; die auf dem Rücken sind ebenfalls kurz und bläulich-grau, die auf dem Bürzel viel länger und rein grau; Brust und Bauch sind weiß befiedert. Die Schwungfedern sind einen Schuh lang, zwei bis drei Zoll breit und bläulich-grau mit schwarzen Flecken, ebenso zart und biegsam wie beim Kameel-Strauß. Auch die Brustschwiele fehlt nicht. Beide, der afrikanische und amerikanische Strauß, lassen sich leicht

zähmen; jener ist aber in der Gefangenschaft oft gefährlich, wenn er in schlechter Laune mit seinem Fuß Tritte gibt, und überhaupt scheint er nur in der Freiheit jene Klugheit und Behendigkeit zu offenbaren, welche dem Jäger die Arbeit oft so schwierig macht. Der amerikanische dagegen ist viel gutmüthiger, und im zahmen Zustande besonders neugierig; er stellt sich vor Fenster und Thüren, um zu sehen, was vorgeht. Die erste genauere Beschreibung lieferte Professor Hammer zu Straßburg,*) der einen gezähmten Vogel einen Monat lang beobachtete. Dieses Exemplar zeigte ein durchaus sanftes Naturell, ließ sich gern streicheln, aber nicht gern einsperren; wenn ein Hund sich näherte, öffnete es die Flügel, doch ohne einen Angriff zu machen. Seine Hauptnahrung bestand in Mohrrüben, doch fraß er auch Erdäpfel, Birnen, Kohl und anderes Gemüse; Aepfel und drei Zoll lange Maiskolben wurden ganz verschluckt.

Die Ziege.

„Die Lämmer kleiden dich und die Böcke (Ziegen) geben dir das Ackergeld.“
Spr. 27, 26.

Die Ziege (capra hircus), wie sie mit dem Schafe (capra ovis) zu Einem Geschlechte gehört, hat auch das mit dem Schafe gemein, daß sie seit undenklichen Zeiten zum Men-

*) Annales du Mus. XII. 1808.

Digitized by Google

schen sich gesellt hat und ihm ein höchst nützliches Hausthier geworden ist. Von welcher wilden Art sie abstammen möge, ist bei der Ziege ebenso wenig sicher zu bestimmen, als beim Schafe. Nach der Meinung einiger Naturforscher soll unsere zahme Ziege ein Abkömmling der wilden Bezoarziege seyn, welche die Gebirge des Kaukasus, Taurus, Persiens und Indiens bewohnt. Dieses Thier ist an Größe und Bildung den gewöhnlichen Ziegen am ähnlichsten, hat ähnliche Hörner, ein rothbraunes Fell mit schwarzen Rückenstreifen, und in seinem Magen findet man eine steinharte Materie, welche unter dem Namen „Bezoarstein“ im Orient aus Aberglauben sehr geschätzt wird.

Man könnte aber hier die Frage aufwerfen; müssen denn unsre Schafe und Ziegen nothwendig von einem Wildling abstammen? Kann der feste Typus der Bezoarziege nicht ebenso gut sich aus der Verwilderung der Hausziege gebildet haben? Es ist ja bekannt, daß die in die Alpen der Schweiz und Tyrols getriebenen Ziegen leicht verwildern, zu den Gemsen und Steinböcken sich gesellen, daß sie in der Wildniß größer und stärker werden und namentlich sehr große Hörner bekommen. Und es ist noch gar nicht so lange, daß einige schlaue Walliser vom St. Bernhardsberge mehrere Ziegen nach Paris brachten, als ganz neue, noch nie da gesehene Thiere, die sie nun zu hohen Preisen verkauften. Die gelehrten Herren Naturforscher waren getheilter Meinung; die einen erklärten, es wären Bezoarziegen, die andern hielten sie für Steinböcke, ihrer Größe wegen. Der Steinbock ist nicht blos größer als eine Ziege, sondern auch größer als eine Gemse, er hat mondförmige, nach dem Rücken zu gebogene und mit knorrigen Querringen versehene Hörner, die bei einem alten Thiere drei Fuß lang sind und wohl zwanzig Pfund

Digitized by Google

wiegen. Mit der Gemse hat er die eigenthümlichen Schleimhöhlen zwischen den beiden Tafeln des Stirnbeins gemein; bei der Ziege fehlt dieses räthselhafte Organ gänzlich, und ihre Verschiedenheit von der Gemse ist auch darin bedeutend, daß die Gemse vier Zitzen am Euter hat, ferner zwei kleine aufrecht stehende, nach hinten umgebogene Hörner, einen kürzeren, gedrungeneren Leib, längere Beine und vorgestreckteren Hals. Und doch kann man es schon an der Bergziege beobachten, wie ihr Leib kürzer und gedrungener wird, als bei der Stallziege und ihre ganze Haltung derjenigen der Gemse sich nähert. Man will auch öfter schon Ziegen mit vier Zitzen angetroffen haben, wovon die hintern größer und milchreicher waren, als die vorderen. Diese Andeutungen eines Uebergangs von der Ziege zur Gemse einerseits, zum Steinbock andrerseits, sind höchst interessant.

Eine merkwürdige Spielart unserer zahmen Ziege ist aber die Angoraziege, auch wohl Kämelziege genannt. Ihr Vaterland ist Kleinasien und dort besonders die Gegend der Stadt Angora. Das Wort Kemel deutet auf das arabische chamal, weich, fein, zart; denn die Angoraziege hat ein schneeweißes, acht bis neun Zoll langes Haar, das so fein ist wie Seide, und zu den feinsten Tüchern und Shawls verarbeitet wird. Der Leib der Angoraziege ist kürzer, die Beine sind höher, als bei unsern Ziegen; die Ohren hängen lang herab. Noch feinere Wolle, als die Angoraziege, bietet die tibetanische Bergziege im Süden von Tibet und im Hochthale Kaschmir. Im Winter bekommt sie unter dem längeren und gröberen Haare, besonders an der Brust, ein sehr zartes Wollhaar (auch „Tubs" genannt), aus welchem die kostbaren Kaschmirshawls verfertigt werden. Man hat sowohl die Angora- als die Kaschmirziege nach Deutschland, Frankreich, England,

Digitized by Google

Holland und in die Schweiz gebracht, und sie haben sich im europäischen Klima sehr wohl befunden, auch mit unsern Hausziegen gepaart, und diese Kreuzung hat sehr lebhafte und starke Bastarde ergeben. Ueberhaupt ist auch das bei der Ziege so eigenthümlich, daß die Kreuzung mit Geschlechtsverwandten, namentlich mit dem Steinbock und der Gemse, außerordentlich starke und wilde Bastarde liefert, die mit ihren großen Hörnern Menschen und Thiere anfallen.

Die Größe unserer Ziege ist sehr verschieden; ebenso wechselt die Farbe, doch ist diese bei den Stallziegen mehrentheils weiß, während die Bergziegen mehr dem Gelbbraun der Steinböcke und dem Braunroth der Gemse sich nähern. Im Berner Oberland findet man ganze Heerden von der gleichen braunrothen Farbe. Die hohlen, runzligen Hörner biegen sich gegen das Ende hin auswärts und werden bei dem Bocke oft ziemlich groß. Es gibt aber auch ungehörnte Ziegen, besonders in Spanien, und man hält die weißen ungehörnten Ziegen für die besten. In ihrer Kopfbildung, namentlich der platten Nasenspitze, hat die Ziege viel Aehnlichkeit mit dem Schafe, aber ihr Gesicht ist ausgehöhlt, die Augen sind viel lebhafter, und während das Schaf einen mehr walzenförmigen Körper und dünne Spindelbeine hat, gleicht der Leib der Ziege mehr einem Rehe, die stärkeren Beine treten keck und fest auf, und auch der Schwanz ist kurz, wie beim Reh. Dann ist es der Bart, welcher dem Kopfe sogleich jenes abenteuerliche, lustige und luftige Wesen gibt, wodurch die Ziege sich wesentlich vom Schafe unterscheidet. Nur die jungen Schaflämmer sind spring- und spiellustig, die Ziege behält aber ihr ganzes Leben hindurch das Neckische, Humoristische, Uebermüthige. Zumal der Bock zeichnet sich durch seine possierlichen Sprünge und absonderlichen Geberden aus, und in seinem Uebermuth

Digitized by Google

fordert er wohl auch den Menschen zum Duell heraus, wobei er dann mit seinen Hörnern wacker zu fechten versteht, und mit diesen zwei Stoßdegen, sobald er die Entfernung wohl abgemessen hat, ziemlich sicher trifft. Will ein Lämmergeier in den Alpen ein Kitzlein erhaschen und forttragen, stürzt sich die Ziege oder der Bock mit kühnem Muth auf den Räuber und bringt ihn zum Weichen. Nichts von der Zaghaftigkeit und Furchtsamkeit, von der Geduld und Selbstlosigkeit des Schafes! Die Ziege hat bei weitem mehr Mutterwitz und Gewandtheit Leibes und der Seele vom Schöpfer empfangen, als das Schaf. Dieses steht nicht gern auf eigenen Füßen, es ist am liebsten in der Heerde; die Ziege aber mag den Zwang nicht leiden, und geht lieber ihrem eigenen Gelüste nach, als daß sie in einer Heerde geduldig ausharrte. Darum ist auch das Amt eines Gaishirten so schwierig! Neugierig guckt die Ziege bald hier, bald dort hin, klettert aus reiner Lust, nicht immer um des Futters willen, auf die steilsten Abhänge, wo es ihr dann oftmals ergeht, wie dem Kaiser Max auf der Martinswand, daß sie nämlich weder vor- noch rückwärts kann, und nur durch Stricke des gewandten Gaisbuben heraufgezogen und vom Hungertode gerettet werden mag.

Gleich allen Empfindlichen und Humoristen ist die Gais aber auch sehr launisch und in ihrer Stimmung wechselnd. Da steht sie, man weiß nicht warum, plötzlich so traurig, nachdenklich und bedenklich da, wie ein Europamüder; das Kräutlein, das ihr gestern so wohl mundete, ist ihr heute zuwider, gestern war sie muthig und hätte Jedermann den Fehdehandschuh hingeworfen, heute ist sie verzagt und fürchtet selbst ihre besten Freunde. Wie das Wetter im Gebirge, wechselt auch ihre Laune zwischen Regen und Sonnenschein, Sturmwind und heiterem Himmelsblau.

Digitized by Google

Auch im Waiden zeigt sie den kapriziösen Charakter. Obschon sie den ganzen Tag Appetit hat, ist sie doch sehr wählerisch in ihrem Futter und viel leckerer als das Schaf; sie kostet bald hier, bald da, und waidet nicht gerne auf einem Fleck. Eine wahre Quecksilbernatur! Uebrigens wird sie, namentlich in der Bergeinsamkeit, dem Menschen viel anhänglicher als das Schaf, und begleitet den Wandersmann wohl stundenlang, in Erwartung, daß ihr ein wenig Salz oder Leckerei an Weißbrod gereicht werde. Hat man dieses nicht bei sich, so nimmt sie auch mit einer Prise Schnupftaback fürlieb.

Ihrer Naschhaftigkeit willen und wegen der Unmöglichkeit, eine Ziegenheerde auf Einem Flecke zusammenzuhalten, werden die Ziegen den Wäldern gefährlich, weshalb man jetzt in Tyrol wie in der Schweiz die Anzahl der Näscher gern vermindert sähe. Und doch ist nächst der Kuh die Ziege dem Aelpler das allernutzbarste Thier des reichen Milchertrags willen. Eine gute Ziege gibt im Sommer 2, ja 2½ Maaß Milch, und man schätzt drei Ziegen gleich einer Kuh. Von einem Schafe würde man noch nicht eine halbe Maaß Milch erhalten, durch das Melken aber der Wolle Abbruch thun. Die Ziegenmilch, obwohl nicht so fett als Schafmilch, ist doch immer fett genug, und dazu leichter verdaulich und viel gesünder. Die Alpenziegenmolke wird in den Molkenkuranstalten der Schweiz mit größtem Vortheil gegen allerlei Krankheiten in Anwendung gebracht. Die Ziegenkäse, besonders wenn ihnen eine Portion Kuhmilch zugesetzt ist, sind ganz vorzüglich, wenn sie auch nicht, wie die Kuhkäse, einen Handelszweig bilden. Nur die Ziegenbutter ist schwer herzustellen, ganz weiß und mit widerlichem Ziegengeruch behaftet. Dagegen eignet sich die Ziegen-

Digitized by Google

milch sehr gut zum Kaffee, ja sie ist noch nahrhafter und kräftiger als Kuhmilch.

Viele Bauern in den Tyroler- und Schweizeralpen, wenn sie alle ihre Kühe auf die Alp geschickt haben, decken ihren Milchbedarf ausschließlich durch Ziegenmilch. Und jene ärmeren Gebirgsbewohner, welche nur eine Kuh anschaffen können, halten sich doch wenigstens drei Ziegen. So lange das Wetter es zuläßt, werden die Ziegen in die nahen Gebirgsabhänge (in Tyrol „Heimberge" genannt) getrieben und kehren Abends nach Hause zurück. Doch geht auch eine nicht geringe Anzahl von Ziegen mit den Schafen und Rindern auf die Hochalpen, um da zu übersommern.

Während die Wildnisse und Hochthäler in Graubündten im Sommer von den Schafheerden aus der Lombardei, namentlich von den sogenannten Bergamasker Schafen belebt werden, kann man auf den Oasen zwischen den Steinfeldern des Berner und Walliser Hochgebirges grasende Ziegenheerden sehen, behütet von einem wilden Buben, den Wind und Schmutz um die Wette gebräunt haben. Es sind gewöhnlich milchlose Heerden, aus jungen Ziegen, verschnittenen und jungen Böcken bestehend, die hier bis in die Nachbarschaft des ew'gen Schnee's hinaufklettern, ohne einer andern Pflege zu genießen, als daß ihnen der Gaisbub von Zeit zu Zeit etwas Salz auf einen Fels streut, um die Wanderlustigen beisammen zu halten.

„Diese Hirtenbuben," bemerkt Fr. v. Tschudi,*) „führen wohl das armseligste Leben, welches in der Nähe der Kulturländer möglich ist. Im Frühling ziehen sie mit ihrer bestimmten Zahl von Thieren ins Gebirge, ohne Strümpfe und Schuhe, Weste und Rock, in den erbärmlichsten Kleiderfragmenten, mit

*) Das Thierleben der Alpenwelt, Leipzig 1853.

einem langen Stecken, einem Salztäfelchen, einem Wetterhute und etwas Brod und magerem Käse versehen. Von warmer Nahrung ist keine Rede. Oft bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thale alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate neues Brod und Käse. Die Käse werden in der Zwischenzeit fast ungenießbar. Der arme Tropf nagt Wochen lang an einem ganz verschimmelten Brodstücke und einem schwarzbraunen steinharten Käsefragment, in dem man nur mühsam ein menschliches Nahrungsmittel zu erkennen vermag. Den Tag über plagt ihn die Langeweile, gegen die er oft nur in der vollendetsten Gedankenlosigkeit ein Schutzmittel findet. Bei schlechtem Wetter kauert er Wochen lang ohne Feuer, ohne Brod, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loche, aus dem er nur selten hervorkriecht, um seine Thiere zu überblicken, die es, obwohl auch sie schutzlos der Unbill der alpinen Witterung preisgegeben sind, doch verhältnißmäßig weit besser haben, als ihr Hirte. Gegen den Herbst hin rückt die Gesellschaft dann gegen die niederen Kuhalpen hinunter, und wenn Frost und Schnee auch hier mächtig werden, treibt der Bube zu Thal, um einen unglaublich geringen Lohn in Empfang zu nehmen. Es klingt fast fabelhaft, wenn versichert wird, daß manche dieser Gaisbuben ein solches Sommerleben so lieb gewonnen haben, daß sie es nicht leicht mit einem andern menschlicheren vertauschen werden, daß sie gesund und stark, und den größten Theil ihrer Hirtenzeit den trefflichsten Humor behalten."

Das bei aller Entbehrung und Beschwerde sich darbietende süße Nichtsthun, das Sicheinwiegen ins Unbewußte, andererseits der Kampf mit den Elementen, die Poesie der Bergnatur, wo Wind und Wetter alle Tage neue Dramen und Tragödien aufführen, und Felsschlucht und Wasserfall die

Digitized by Google

Coulissen, Gletscher und Schneepyramiden den Hintergrund bilden, — endlich das einfachste Leben von der Welt, das die Nerven stärkt und das Blut rein erhält, das eben der Einfachheit willen jeden Eindruck um so inniger ins Gemüth nimmt, um so tiefer bewahrt: Alles dieß, was das Heimweh des Schweizers hervorbringt, wenn man ihn aus seinen Bergen ins Flachland versetzt, das macht auch die Sehnsucht im Herzen des Gaisbuben rege, das treibt den Senn auf die Alp und macht den Holzschlägern in Steiermark ihren finstern Tannenwald zum Paradies; Kühe und Ziegen theilen aber diesen Trieb zum Hochgebirge.

Wie jedes Stück am Schaf ist auch Alles an der Ziege nutzbar. Freilich ist das Fleisch der Ziege nicht schmackhaft, das des Ziegenbocks sogar widerlich wegen des eklen Geruchs; doch die Zicklein liefern ein ganz wohlschmeckendes gesundes Fleisch. Das Talg dient zu Lichtern und zur Bereitung des Leders, die Hörner werden zu Drechslerwaaren verwendet, die Haare aber besonders mannigfaltig benutzt. Kann auch das Ziegenhaar nicht mit der Schafwolle wetteifern, so ist seine Anwendung doch ebenso mannigfaltig. Die längeren Haare werden zu grobem Zeug, Jagdröcken, auch zu Perücken verarbeitet; die feineren, darunter liegenden kürzeren Haare zu Garn, Hüten, Bürsten, Pinseln u. dgl. Aus den Fellen macht man Leder zu Beinkleidern und Handschuhen, auch Korduan, Saffian und Pergament, und besonders gesucht und werthvoll sind die Kitzfelle, die ebenso weich als haltbar, einen sehr bedeutenden Handelsartikel bilden, namentlich für Tyrol, von wo aus die meisten Kitzfelle nach Frankreich gehen, denn die Franzosen verstehen zur Zeit noch besser als die Dentschen die zarten Ziegenfelle zu Luxushandschuhen zu verarbeiten.

Daß die Ziegenhaare der Hauptbestandtheil der Kleidungs-

stücke der alten Skandinavier waren, geht aus dem Aufputze ihrer Gottheiten hervor, wie derselbe von alten Schriftstellern beschrieben wird. In den Felsen Norwegens hat die Ziege eine ebenso willkommene Heimath als auf den von heißerer Sonne beschienenen Felsenhöhen Griechenlands. Ziegenfelle gehörten jedenfalls zu den ältesten Stücken menschlicher Bekleidung; in rauheren Gegenden mag man das weichere Haar anderer Thiere mittelst Leim oder sonst eines Klebstoffes an das Haar des Ziegenfelles herangebracht und so den festen Filz gewonnen haben, wie wir ihn bei den nördlichen Asiaten finden, wie er die schwarzen Kriegsröcke der alten Cimbern und wie er auch die Winterkleidung sowohl der Hülfsvölker als der römischen Legionen in Britannien bildete.

Darum singt Virgilius (Georgica III.):

Es mehret sich der Ziegen Heerde schnell,
Wohl doppelt reichlich fließt ihr mächt'ger Quell;
Indeß der Hirt die Last herunterschneidet,
Die seine zott'ge Heerde dicht bekleidet,
Gewebt, den Säemann vor der Kälte schirmt,
Den Krieger schützt, der durch die Länder stürmt!

In den nördlichen und nordwestlichen Gegenden der alten Welt gingen die Ziegen den Schafen eine lange Zeit voraus und bildeten die Mehrzahl, so lange das Land zum größten Theil mit Wald bedeckt war. Aber auch im warmen Orient war in den ältesten Zeiten der Patriarchen die Ziege die Genossin des Schafes,*) und wie die heutigen Beduinen hielten

*) „Und er sprach zu ihm: Bringe mir eine dreijährige Kuh und eine dreijährige Ziege, und einen dreijährigen Widder" ꝛc. ꝛc., 1 Mos. 15, 9. Jakob brachte als Geschenk seinem Bruder Esau entgegen: Zweihundert Ziegen, zwanzig Böcke, zweihundert Schafe, zwanzig Widder, 1 Mos. 32, 14. Die Brüder Josephs schlachteten einen Ziegenbock und tauchten den Rock ihres Bruders in das Blut, 1 Mos. 37, 31.

Digitized by Google

die Erzväter ihre Ziegenheerden, welche namentlich in den Gebirgsgegenden Palästina's wohl gediehen, und einen nicht geringen Theil des Vermögens*) eines Gutsbesitzers ausmachten. Als erlaubte Speise ward das Ziegenfleisch auch geopfert; am beliebtesten waren natürlich, wie noch jetzt im Orient, die jungen Böckchen;**) Ziegenmilch wurde gern getrunken.***) Aus den Ziegenhaaren fertigte man Zeltdecken („du sollst auch eine Decke von Ziegenhaar machen über die Wohnung zur Hütte" (2 Mos. 26, 7.), Matratzen und Lagerdecken. Michal, um die Flucht ihres geliebten Davids zu verbergen, nahm ein Bild, legte es in das Bette und ein Ziegenfell zu seinen Häupten (1 Sam. 19, 13.) Von armen Leuten oder solchen, die aus freiem Antrieb sich dürftig kleideten (Hebr. 11, 37.), wurden Ziegenfelle als Mäntel getragen. Besonders wurden die Ziegenfelle aber zu Wasser- und Weinschläuchen verwandt. Die Stellen, wo die Beine gewesen, wurden fest zugenäht, durch die Halsöffnung goß man die Flüßigkeiten ein und leerte sie wieder aus. Die Einwohner von Gibeon ersannen eine List, um zu scheinen, als kämen sie weit her. „Und luden alte Säcke auf ihre Esel und alte zerrissene Weinschläuche" (Jos. 9, 3 ff.) David verglich sich mit einem Schlauche, der in den rauchgefüllten Zelten der Araber hängt, ganz schwarz†) und unscheinbar. Wird der Lederschlauch nicht gebraucht, so

*) „Der Mann war fast großen Vermögens und hatte 1000 Schafe und 3000 Ziegen," 1 Sam. 25, 2. „Die Lämmer kleiden dich und die Böcke geben dir das Ackergeld," Spr. 27, 26.

**) 1 Mos. 27, 9. 14. 17.

***) Spr. 27, 27. Auch Plinius (28, 33.) rühmt von der Ziegenmilch, daß sie gesunder sei als Schafmilch.

†) Die Ziegen der arabischen Beduinen sind gewöhnlich schwarz, in Syrien und Unteregypten hat es hellrothe, mit langen herabhängenden Ohren. — Bei den Schläuchen war die rauhe Seite des Felles nach innen gekehrt.

Digitized by Google

fällt er zusammen, dehnt sich aus, sobald wieder Flüssigkeit eingegossen wird, und tritt Gährung ein, so zerreißt er, wenn er nicht fest und neu ist. Daher ist man genöthigt, jungen Wein in neue Schläuche zu füllen, welche elastischer sind und den Wein zu bewahren vermögen (Matth. 9, 17.).

Auch Mazedonien hatte einen Ueberfluß an Ziegen, und früher nannte man die Bewohner selbst „Aigeades" (*Αἰγεάδες*) oder Ziegenvolk, ja die Ziege bildete das Fahnenzeichen, kam auf die Münzen verschiedener Städte und einiger angrenzenden Länder, und der Ziegenfluß (Aegos potamos) ist ja aus der griechischen Geschichte bekannt. Als, wie die heidnischen Berichte lauten, Karanus, der erste König von Mazedonien, mit einer großen Anzahl von Griechen auszog, um neue Wohnungen zu suchen, befahl ihm ein Orakelspruch, sich der Ziegen als Führer zu bedienen. Er folgte deßhalb einer Heerde, die vor einem heftigen Sturme floh, bis er nach Egessa kam. Hier schlug er den Sitz seiner Regierung auf, nahm die Ziege zu seinem Feldzeichen und nannte die Stadt Aegäa oder Ziegenstadt und das Volk Aegeadä oder „Ziegenvolk." Noch jetzt führt das griechische Meer den Namen „ägäisches Meer," und aus Andeutungen Homers über die Ziegen in Ithaka können wir auf den Ziegenreichthum der griechischen Inseln überhaupt schließen. Als der vielgeprüfte Dulder Odysseus auf seinem Ithaka angelangt ist, ohne es zu erkennen, spricht zu ihm Pallas Athene:

Thöricht bist, o Fremdling, wo nicht ferne du herkamst,
Wenn du um dieses Land dich erkundigst . . . .
. . Rauh von Gestein zwar ist es und taugt nicht, Rosse zu tummeln,
Doch nicht ganz armselig, wiewohl es der Ebenen mangelt,
Drin ja lohnt das Getreid' ins Unendliche, drin auch des Weines

Pflanzungen, weil stets Regen und frischender Thau es befruchtet.
Ziegen in Meng' und Rinder ernährt es; Waldungen sind auch
Jeglicher Art, und zur Tränke darin unversiegende Bäche.*)

Und wenn es hoch herging und ein großes Fest gefeiert**) werden sollte, durften die Ziegen nicht fehlen.

Dort nun traf auf Jene des Dollos Sohn, Melantheus,
Ziegen zur Stadt hinführend, die trefflichsten rings aus den Heerden,
Festlichen Schmaus für die Feier, von zween Gaishirten begleitet.

Wenn auch nicht in dem Maße wie Rind und Schaf, ist doch die Ziege sehr bedeutsam mit der Kulturgeschichte der Menschheit auf's Engste verflochten, und zu allen Zeiten von allen Völkern hochgeehrt worden. Nach der griechischen Göttersage ward Jupiter gleich nach seiner Geburt den Nymphen zur Erziehung übergeben, welche ihn in eine Höhle auf der Insel Kreta brachten. Hier nährte ihn die Nymphe Amalthea mit Ziegenmilch, andere sagen, sie ließ ihn von einer Ziege säugen. Derjenige Gott, dem Berge und Wälder geheiligt waren, Pan (bei den Römern Luperkus, d. i. Vertreiber der Wölfe) ward ganz in der Gestalt eines Ziegenbocks abgebildet; seine zwei Füße waren Ziegenfüße, und seine Ohren, Hörner und der Bart erinnerten auch an den Ziegenbock. Die drei ersten Sternbilder im Thierkreise: der Widder, der Stier und die Zwillinge, die man ursprünglich für Ziegenzwillinge hielt, mögen wohl auf die Viehzucht hindeuten, die in Schafen, Rindern und Ziegen ein hochwichtiges Dreikleeblatt von Wiederkäuern hat.

*) XIII, 230 ff. **) XVII, 210 ff.

Die Gazelle.

„Von den Gaditern sonderten sich aus zu David in die Burg der Wüste starke Helden und Kriegsleute, die Schild und Spieß führten, und ihr Angesicht wie der Löwen und schnell wie die Gazellen auf den Bergen.“

1 Chron. 13, 8.

Die Gazelle gehört wie die Gemse in's Antilopen-Geschlecht, das durch seine Hohlhörner, in deren Innerem ein Knochenzapfen auf dem Stirnbein aufsitzt, sich von dem Reh- und Damwild unterscheidet. Die Hörner einiger Gazellenarten sind zwei Mal, andere drei Mal gebogen; zu den ersteren gehört die eigentliche Gazelle (gazella dorcas, von Linné antilope dorcas genannt). Drückt schon der Name „Zebi", den das ganze Antilopengeschlecht in der Bibel führt, den Begriff der Zierlichkeit aus, so gilt dieß in erhöhtem Maaße von der eigentlichen Gazelle. Sie hat fast die Größe eines Rehes, ihre schönen schwarzen Augen sind aber noch viel lebhafter und ausdrucksvoller als ein Rehauge. Die leierförmigen Hörner sind schwarz; in der Flucht legt sie das Thier auf die Schultern zurück. Die sechs und einen halben Zoll langen Ohren stehen wie bei den Hirschen aufrecht, sind nackt, von Farbe aschgrau. Das Fell ist oben hellbraun, unten weiß; der Schwanz und ein Seitenstreif sind dunkelbraun. Diese Gazelle läuft mit außerordentlicher Schnelligkeit und mit außerordentlicher Federkraft springt sie zwei bis drei Ellen

Digitized by Google

hoch. „Flüchtig wie eine Gazelle“ war das schönste Lob für die Kraft und Behendigkeit eines edeln Pferdes oder gewandten Mannes. Im nördlichen Afrika lebt die Gazelle in zahlreichen Gesellschaften und bildet seit undenklichen Zeiten die unerschöpfliche Jagdbeute des Löwen und des Menschen; ihr Fell war die kriegerische Tracht der Libyer, welche sie ihrer Kriegsgöttin geweiht hatten. Bei den Aegyptern war sie der Isis heilig und man sieht ihr Bild häufig unter den Hieroglyphen, ihre Jungen als Opferthiere. Ihr Name, syrisch Tabitha, griechisch und römisch Dorkas (Apost.-G. 9, 36.) ward ein beliebter Frauenname und ist auch von den Naturforschern beibehalten worden.

Die arabische Gazelle (Antilope arabica) ist etwas dunkler gefärbt, hat einen schwarzen Fleck auf der Nase und dünnere Hörner. Ihr Wohnort erstreckt sich weithin nach Osten durch Syrien bis nach Persien und Indien. Sie lebt wie die Dorkas-Gazelle in Rudeln, angeführt von einem Bock, der auf der Jagd zuweilen stehen bleibt, den Jäger herankommen läßt, dann auf die Erde stampft und schnaubend die Flucht aufs Neue beginnt.

Beide Gazellenarten waren auch in Palästina heimisch und wurden von den Hebräern sehr geschätzt. Wie das schöne, zugleich sanfte und feurige Auge von allen Dichtern des Orients gefeiert und die schlanke, behende, liebliche Körperbildung ein willkommenes Bild für weibliche Anmuth und Schönheit war: so vergleicht auch im Hohenliede der Bräutigam seine Geliebte mit einer Gazelle, aber auch umgekehrt spricht die Braut (K. 2, 9.): „Mein Freund ist gleich einer Gazelle, siehe, er kommt und hüpfet auf den Bergen!“ Und als David sein Leid um den erschlagenen Freund Jonathan

Digitized by Google

sang (2 S. 1, 19.), sprach er: „O Gazelle Israels, erschlagen auf deinen Höhen!"

Die sandigen Flächen Aegyptens und die steinigen Hochebenen Arabiens sagten der Gazelle nicht minder zu, als die „Höhen in Israel"; ja, sie mochte wohl die Berge vorziehen und man behauptete, die Gazellen der Ebene seien weniger zierlich, stark und lebhaft.

Das Fleisch der Gazellen, obwohl zur Jagdzeit etwas mager, ist sehr gesund und wohlschmeckend, und gehörte im Speisegesetz der Juden, denen selbst Hasenfleisch verboten war, zu den erlaubten Genüssen; es bildete sogar eine Zierde der königlichen Tafel (1 Könige 4, 23.).

Hasselquist auf seiner Reise durch Palästina sah eine Gazellen-Jagd bei Nazareth, welche die Araber mit Hülfe des Edelfalken ausführten. Ein Araber stieg zu Pferde mit dem Falken auf der Hand, den er losließ, sobald sich auf einem entfernten Hügel eine Gazelle zeigte. Der Falke flog wie ein Pfeil darauf zu, und schlug die Krallen des einen Beins in die Backen, die des andern in die Kehle. Die Gazelle machte einen hohen Luftsprung, wodurch der Raubvogel abgeschüttelt wurde, der sich indessen nicht abweisen ließ, sondern dem verwundeten Thiere folgte und seine Krallen abermals in die Kehle desselben schlug. Er hielt endlich das Thier fest, bis der Jäger herbeikam, der Gazelle die Gurgel abschnitt und diese dem Falken vorhielt, um ihm das geronnene Blut zu geben. Darauf speiste er auf gleiche Weise auch einen jungen Falken, um diesen abzurichten. Derselbe Reisende erzählt, daß diese Gazellenart (vermuthlich die „arabische") sich leicht zähmen lasse, und daß die Gefangenen außerordentliche Liebhaber des Tabackrauches seien, dem sie nachlaufen, sobald sie ihn wittern.

Digitized by Google

Die Araber im heutigen Mesopotamien nehmen für ihre Gazellenjagd noch den Windhund zu Hülfe, den sie abrichten, mit dem Falken zusammenzuwirken, um das flüchtige Wild zu fangen. Die Art und Weise, wie man sie zu dieser Jagd abrichtet, ist etwas grausam. Zuerst wird der Vogel gelehrt, seine tägliche Portion rohen Fleisches auf dem Kopfe einer ausgestopften Gazelle zu verzehren. Hierauf gewöhnt man ihn sein Futter zwischen den Hörnern einer zahmen Gazelle zu suchen. Die Strecke zwischen dem Thier und dem Falkenier wird täglich erweitert, bis der Falke sein Fleisch in der Entfernung von einer halben (englischen) Meile sucht. Jetzt wird ein Windspiel auf die Gazelle losgelassen, während zu gleicher Zeit der Falke auf dieselbe losfliegt. Wenn das Thier ergriffen wird, was natürlich sehr bald geschieht, so wird ihm der Hals abgeschnitten, und der Falke erhält etwas von dem Fleisch. Nachdem man so drei Gazellen geopfert hat, sind Falke und Hund vollständig abgerichtet. Die größte Kunst hiebei besteht darin, daß man beide lehrt, eine und dieselbe Gazelle auf's Korn zu nehmen, und dem Hunde es beizubringen, daß dieser den Falken, wenn derselbe mit seiner Beute auf dem Boden ringt, nicht verletzt. Das Windspiel lernt jedoch sehr leicht auf die Bewegungen seines Gefährten Acht geben, ohne dessen Beistand es die Beute nicht fangen könnte. Wenn der Falke losgelassen wird, fliegt er in gerader Richtung und dem Boden nahe auf die fliehenden Gazellen zu, wobei er eine aufs Korn nimmt. Dann erhebt er sich schnell, schießt auf den Kopf des erschrockenen Thieres herab, zieht es zu Boden, oder hemmt es doch in seinem Laufe. Der Falke wiederholt wohl zwei bis drei Mal seinen Stoß; unterdessen kommt auch das Windspiel an, die Beute zu fassen, und der Falkenier eilt herbei, sie in Sicherheit zu bringen.

Digitized by Google

Wenn es dem Hunde nicht gelingt, nach dem dritten oder vierten Stoß die Gazelle zu fangen, so schmollt der Falke längere Zeit und will nicht mehr jagen. Die Schnelligkeit der Gazelle ist so groß, daß ohne Hülfe des Falken nur sehr wenige Hunde sie einholen würden. Sehr starke Falken halten auch wohl das zierliche Thier fest, bis die Reiter herbeisprengen und es mit ihrem Speere erlegen. Auf den weitgedehnten Ebenen Assyriens und Babyloniens können Pferd, Hund und Vogel in gleichem Maße ihre edeln Eigenschaften entfalten und es ist ein sehr interessantes Schauspiel für den Europäer, der zum ersten Mal einer solchen Gazellenjagd beiwohnt.

Im Sudan hat man zum Fang der Gazelle eine eigene Falle erfunden, die ziemlich sinnreich aus drei Theilen zusammengesetzt ist. Der erste Theil besteht aus einem Ringe, in welchem zugespitzte Stäbchen dicht aneinander liegen, so, daß sie nach dem Mittelpunkte des Ringes zulaufen, und da dieser Punkt tiefer liegt, sich neigen. Der zweite Theil ist ein handhoher Reif von Baumrinde, der in den Sand eingegraben wird und unter jenem Ringe liegt. Drittens wird eine Haarschlinge an einen starken Knüttel befestigt und um den Rand des Tellers gelegt. Tritt nun die Gazelle auf den mit Sand leicht bedeckten Teller, so rutscht der Huf auf der glatten Fläche des Stäbchens dem vertieften Mittelpunkt zu und kommt in die Grube. Sie fühlt jetzt ihren Fuß mit einem stachelnden Kranze umgeben, und ist bemüht, diesen durch kräftiges Hin- und Herschleudern zu entfernen. Allein gerade durch diese Bewegung zieht sie die Schlinge fest zusammen und behält, wenn sie sich des Tellers entledigt, die Schlinge sammt dem Knüttel am Fuße. Nun ist es den Jägern leicht, die Spur des Thieres zu finden und es mit

Digitized by Google

den windschnellen, trefflich abgerichteten Jagdhunden zu fangen.

Um aber diese Bilder der Jagd- und Mordlust mit einem Zuge menschlicher Theilnahme, wie sie die sanfte liebliche Gazelle so wohl verdient, zu schließen, gedenken wir noch der Poesie der Hindus. In einer Episode der Purana's wird erzählt, wie König Bharata einstmals eine junge Gazelle erblickte, die mit ihrer Mutter von einem reißenden Strom fortgerissen wurde. Der König warf sich augenblicklich in's Wasser, rettete das liebe Thier, nahm es in sein Haus, wo es ihm treu wie ein Hund zur Seite blieb. Und als der König starb, verwandelten ihn die Götter in eine Gazelle.

Der Yak.

(Ziegenochs, Grunzochs, Bos gruniens L.)

(Mit einer Lithographie.)

„Mög er schaffen, groß ist seine Kraft,
Heiß ihn deine Arbeit thun.“

Hiob 39.

Der liebe Gott hat den menschlichen Organismus mit wunderbarer Zähigkeit und Federkraft ausgestattet, so daß er fähig ward, dem brennenden Sande der afrikanischen Wüste ebenso Trotz zu bieten, wie dem Schnee und Eise des Nordpols, in der Tiefe der Niederung zu wohnen noch unter dem

Spiegel des Meeres und wiederum auf den Alpen und Hochebenen sich Hütten zu bauen in dünner scharfer Luft. Die Ansiedelung aber und der längere Aufenthalt in diesen verschiedensten Regionen des Erdballs ist ihm doch erst möglich geworden mit Beihülfe des Thiergeschlechtes der Zweihufer oder Wiederkäuer, das der Schöpfer ihm zugesellte, damit es ihn kleide, auch da, wo kein Flachs und Hanf mehr wächst, damit es ihn nähre mit seinem Fleisch und erquicke mit seiner Milch auch in solcher Gegend, wo nicht mehr Wein und Honig fließt und der Acker kein Korn mehr trägt, und damit es ihn auf seinem Rücken auf solchen Pfaden trage, auf denen der Huf des Rosses erlahmt. Was wäre der Peruaner ohne seine Ljamas, der Araber ohne sein Kameel, der Lappe ohne sein Rennthier und der Tibetaner und Leptscha ohne seinen Grunzochs? Tartarische und indochinesische Volksstämme wohnen in den Hochthälern des Himalaya und auf Hochflächen, deren Höhe die Spitzen der Schneealpen unserer Schweiz erreicht, die Hirten von Sikkim bewohnen im Sommer Sennhütten, die mehrere tausend Fuß höher liegen als die stolze Firnkrone der Jungfrau. Dort führen sie ihre Yaks auf die Weide, und diesen Thieren ist am wohlsten in kalter scharfer Luft. Im Winter müssen sie freilich unter 8000 Fuß hinunter, weil höher hinauf der Schnee das ohnehin spärliche Futter verdeckt; doch wissen sie auch unter dem Schnee die Kräuter zu holen, indem sie von einem Abhange herabrutschen und auf dieser vom Schnee entblößten Bahn wieder bergangrasen. Im Sommer finden sie bis zu einer Höhe von fast 17000 Fuß noch Weide und fressen bescheiden wie das Disteln liebende Kameel besonders gern ein kleines buschiges Riedgras, das freilich von unserem an besseres Futter gewöhnten Rinde kaum angerührt werden möchte.

Digitized by Google

Was für ein Thier ist aber der Yak? so wirst du nun fragen. Betrachte sein Bild! Du wirst, wenn du in Tibet und in der Mongoley schon etwas heimisch geworden bist, des stolzen Ahnen dieses Thieres, des Bison oder wilden Yaks gedenken, des größten in Tibet einheimischen Vierfüßers, von dem aber der zahme Yak nur eine kleinere und zierlichere Ausgabe ist, denn jener wilde Bison ist nicht zu zähmen, hat viel stärkeren Knochenbau, und um seine überwiegende Größe zu bezeichnen, sagen die Tibetaner, seine Leber sei so groß, daß ein zahmer Yak genug daran zu tragen habe. Die Bewohner jener Hochregionen, wo der Yak weilt, machen zuweilen Jagd auf ihn, indem sie ihn mit großen Hunden hetzen und mit Blunderbüchsen schießen. Wehe aber dem, welcher dem verwundeten Thiere in den Wurf kommt: es greift mit Hörnern und Brust an. Seine Zunge ist so rauh, daß sie das Fleisch von den Knochen leckt. Seine Hörner sind für die Besitzer wahre Trophäen, und werden vorzugsweise bei Hochzeiten und Festen zu Trinkgeschirren gebraucht. Im westlichen Tibet ist kein wilder Yak mehr zu finden, dagegen gibt es noch zahlreiche Schaaren in den Gebirgen zwischen Indus und Sutletsch (Sötletsch), im Quellgebiet des Indus und um Gartock, vorzüglich aber am nördlichen Abhange der hohen Karakorum-Kette und an der Südseite des Kuenlün in Turkestan. Die Gebrüder Schlagintweit trafen große Heerden wilder Yaks in Höhen von 18,600, von 18,900 und einmal sogar von 19,300 engl. Fuß. Vielleicht erinnerst du dich auch seines nordamerikanischen Gegenbildes, des Bisamochsen (Bos moschatus L.). der auch einen Buckel hat, dabei kräftigeren Bau, schwere, nahe beisammenstehende nach unten und innen gebogene, und dann wieder auswärts laufende Hörner, einen kurzen, stark behaarten Schwanz, den

Digitized by Google

die Eskimos zu einer Art Mütze gebrauchen, lang herabhängende Haare und starken Bisamgeruch, wonach auch sein Fleisch schmeckt. Solchen Geruch hat der Yak nicht, wohl aber hat er die langen Haare mit dem Bisamochsen gemein, nur daß er sie in viel reicherem Maaße besitzt. Dieses langhaarige, fast wollige Gewand, das ihn fast bis zu den Füßen bedeckt, gibt dem Yak etwas Schafmäßiges, verleiht ihm, indem es zugleich an die kalte Winterluft der Schneeregion erinnert, das ganz eigenthümliche Ansehen von „zahmer Wildheit und frostiger Gemüthlichkeit.“*) In das hartnäckige wilde Wesen der Büffel und Bisonten ist eine gute Portion von der Sanftmuth des Schafes und Kameeles, von der Kletterlust und neckischen Beweglichkeit der Ziege gemischt worden, und damit auch die Andeutung des Pferdes nicht fehle, trägt der Yak einen langen vollen buschigen Schwanz, gegen dessen Fülle und Pracht ein Kuhschwanz sich verstecken muß, und auf welchen der stolzeste Roßschweif eifersüchtig werden könnte. Der ganze reiche Pelz des Yak scheint in diesem Schwanz seinen Triumph zu feiern, sich gleichsam zusammenzufassen und selbst zu übertreffen; die Schwanzhaare sind länger, weicher, glänzender als alle übrigen, auch durch hellere oft ganz weiße Farbe ausgezeichnet. Es gibt Yakschweife, deren Haarbusch sechs Fuß Länge hat. Das übrige Haar ist gewöhnlich von schwarzer oder dunkler Farbe, doch gibt es auch rothe, braune, gefleckte und ganz weiße Yaks. Aber auch bei der dunkelsten Farbe des übrigen Pelzes ist der Nackenbusch und Schweif gewöhnlich glänzend weiß.

Der Kopf ist kurz und vorn mit sehr lockigem Haar be-

*) Nach dem treffenden Ausdruck des Prinzen Waldemar v. Preußen (Reisen in Indien II.).

Digitized by Google

wachsen, die Ohren und Nasenlöcher sind klein, die Augen voll und groß. Man könnte sie schöne Augen nennen. Ueber den Schultern erhebt sich ein Buckel, der reichlich mit weichen Haaren besetzt ist, die länger sind als die Mähne des Rückgrats. Die Hörner sind glatt, rund, spitz zulaufend, etwas einwärts gekrümmt. Die Ohren werden von den tibetanischen Nomaden gewöhnlich durchbohrt und mit scharlachrother Wolle geschmückt; sie sind zottig behaart und hängen schlaff herab.

Die Größe gleicht dem Mittelschlage unseres Rindviehs. Der zartere Knochenbau thut der Zähigkeit und Ausdauer dieser Thiere durchaus keinen Abbruch; sie klettern und springen über die steilsten Bergwände und tummeln sich wie Ziegen, wenn sie auf der Weide sind, und wiederum tragen sie mit dem langsamen sicheren Schritt des Ochsen schwere Lasten über die hohen Gebirgspässe. Der Lama oder tibetanische Geistliche reitet gern auf dem warmen Pelz des Yakbuckels; da er keine Eile hat und den langsamen Fortschritt liebt, so dient ihm der Yak oft als Reitpferd. Uebrigens sind die kleinen kräftigen Ponys im Südosten des Himalaya das eigentlich vielbenutzte Reitpferd.

Eine Handelskarawane, die über die höchsten Joche der Himalayaketten zieht, um Salz, Dielen und sonstige Waaren nach Lassa, der tibetanischen Hauptstadt, zu führen, gewährt einen malerischen Anblick. Voran zieht ein Mann oder eine Frau in mittleren Jahren, ein kleines schwarzes Yaklein vor sich hertreibend, das unter einer Last von 250 Pfund Salz, nebst Töpfen, Pfannen, Kesseln, Stühlen, Butterfaß und Bambusgefäßen, die alle aneinander klappern, stöhnt und doch sicher fortschreitet. Ein kleiner rothbackiger, von Schmutz oder Wetter noch nicht gelb gefärbter Bube, der Liebling der Familie, sitzt wohlgemuth zwischen den Siebensachen und schaut

Digitized by Google



Yak

Digitized by Google

Digitized by Google

munter sich um nach dem übrigen Trupp, der in gemessener Ordnung nachfolgt. Die größeren Yaks haben an den Seiten noch Bretter, Reisvorräthe, Butter und Käse; trotz dieser Lasten legen sie zwanzig englische Meilen in einem Tage zurück auf steilen beschwerlichen Bergpfaden. Selbst die mitwandernden Schafe und Ziegen sind mit Salzsäcken behängt und auch der große ernst und feierlich nebenher schreitende Bullenbeißer, mit einem Halsband von rother Wolle geziert, hat seinen Theil Salz auf dem Rücken. Wie sehr die Tugenden des Yak als eines guten Lastträgers geschätzt werden, beweist eine Stelle in einem tibetanischen religiösen Werke: „Die zweiundvierzig Punkte der Unterweisung, welche Buddha gegeben hat," worin es unter Anderm heißt: „Ein Schamane (höherer Geistlicher), der Tugend übt, muß verfahren, wie der Grunzochse, der mit Gepäck beladen durch tiefen Schlamm geht. Er sieht weder zur Rechten noch zur Linken, sonder hofft bald aus dem Morast zu einem Ruheplatz zu gelangen" (nämlich auf höheren Regionen).

Wetteifert auf diese Weise der Yak mit dem arabischen Kameel und den Ljamas der Anden: so kann er sich ferner getrost mit dem Rennthier messen durch seine vortreffliche Milch und sein wohlschmeckendes Fleisch. Butter und Käse bilden den Reichthum der Bergbewohner des Himalaya, und halten sich in der reinen kühlen Luft, in Blasen und Häuten wohl verwahrt, ein ganzes Jahr lang. Den getrockneten Käse zerreibt man auch wohl zu Mehl und benützt dieses wie Brot. Im April wirft die Kuh ein Junges; die Yakkälber tummeln sich im Sommer lustig, oft in übermüthigen Sprüngen, an den steilen mit Gras bewachsenen Abhängen herum. Die Alten zeigen eine zärtliche Liebe gegen ihre Jungen. Im Herbst, wenn das Kalb geschlachtet wird, gibt die Mutter nicht

Digitized by Google

anders Milch, als wenn man sie den Fuß des Kalbes lecken läßt oder ihr ein ausgestopftes Fell vorlegt, welches sie liebkosen kann, was sie mit großer Heftigkeit thut, wobei sie ihre Zufriedenheit durch ein kurzes Grunzen zu erkennen gibt, das ähnlich klingt wie das Grunzen des Schweines. Das Fleisch der Yakkälber ist saftiger und kräftiger als gewöhnliches Kalbfleisch. Das Fleisch der alten Thiere ist, frisch genossen, für die Gebirgsbewohner ein Leckerbissen; getrocknet und gepöckelt ist es auch sehr wohlschmeckend. Man schneidet es in Stücke und dörrt es an der Sonne; da es wenig Fett hat, wird es nicht ranzig und kann selbst roh gegessen werden.

Der Yak ist gegen Eis, Schnee und Witterungswechsel viel abgehärteter als das Schaf, das mit ihm in die hohen Regionen hinaufsteigt; doch kann er nicht so lange wie dieses den Hunger ertragen. Im Vergleich mit dem Rennthier, das wenn es im langen Winter mit den Schrecknissen der Schneewüste gekämpft hat, im kurzen warmen Sommer sehr von den Bremsen zu leiden hat, ist der Yak sehr im Vortheil, da er von keinen Insekten belästigt wird. Er liebt sehr die Reinlichkeit, und die Tibetaner, in deren Hütten und an deren Person es dafür um so schmutziger aussieht, schichten den Yakmist — der ihnen neben den Knochen des Thieres auch als Brennmaterial dient — sorgfältig in einzelne Haufen; in diesen hausen zwar die Maden zweier großen Fliegen, einer gelben und schwarzen Art, diese bilden aber ein angenehmes Futter für rothbeinige Krähen, für Raben und Schwalben, und werden den Yaks nicht beschwerlich.

Die Haut des Yak dient zu Kleidern und Kappen; das Haar, (das übrigens wie beim Kameel in Fetzen am Leibe hängt, wenn der dichtere Winterpelz dem leichteren Sommerkleide Platz macht) wird auf die mannigfachste Weise verwebt

Digitized by Google

zu Stricken, Tüchern, Zeltdecken, welche letztere in Tibet immer etwas leicht und luftig sind. Das Werthvollste am Thier bleibt jedoch sein Schwanz. Die schönen Yakschweife werden im ganzen Orient zu hohen Preisen gekauft und verkauft. Diese „Tschauries" (Chowries), wie sie heißen, bilden eine Haupterwerbsquelle der Yakbesitzer; werden darum auch sorgfältig von ihnen gepflegt, in einen Haarbeutel gefaßt, auch wohl schon bei Lebzeiten des Thieres abgehackt. Die Tschauries sind die im Orient so beliebten Fliegenwedel für Vornehm und Gering, für den Minister und Stallknecht, wenn sie der letztere auch nur mit einem hölzernen Griff in Bewegung setzt, während der Reiche sich diese Griffe von Elfenbein, Silber und Gold anfertigen läßt und sogar mit Edelsteinen schmückt. Die Tschauris bilden ferner eine bedeutende Verzierung der Elephanten und Rosse, sie werden als Zeichen hoher Würde aufgehängt in den Zelten der Großen, und die indischen Fürsten halten besondere Tschaurie-Männer, welche ihnen die Yakschweife nachtragen müssen. Die Chinesen färben sie roth und tragen sie auch wohl als Haarbüschel auf ihren Mützen. Die sogenannten „Roßschweife" der türkischen Pascha's sind Yakschweife. Schon bei den Alten war, nach dem Zeugnisse Aelians, der asiatische Büffel, „mit dem seidenhaarigen Schwanze" berühmt, und man fabelte sogar von ihm, er kenne den Werth seines Schwanzes so sehr, daß er, von Jägern und Hunden verfolgt auf der Flucht den Schwanz sofort im Gebüsch zu verbergen suche und mit vorgestrecktem Kopf den Jäger erwarte, überzeugt, daß nur sein Schwanz der Grund der Nachstellung sei.

Digitized by Google

Das Känguruh.

„Im Landthiere werden die Flügel des Vogels zu Vorderfüßen."

F. Th. Vischer.

Das Känguruh ist das größte Säugethier, das man bis jetzt in Australien, dem fünften Erdtheile, angetroffen hat. Es gehört zu dem merkwürdigen Thiergeschlechte der Beutelthiere, in welchem das Marsupial oder die Beutelratte, das Opossum und die Buschratte sich finden, die aber anf amerikanischem Boden leben. Die Weibchen dieser Thiere haben das Eigenthümliche, daß sie ihre Jungen unreif zur Welt bringen und selbige dann in einen Beutel verschließen, in welchem sie die gehörige Ausbildung erlangen. Dieser Beutel befindet sich am Untertheile des Bauches und hat eine Oeffnung, die durch besondere Muskeln verschlossen und wieder geöffnet werden kann. Der Beutel bedeckt die Stelle des Bauches, wo die Brüste sitzen; an diese hängen sich die Jungen fest an, und bleiben längere Zeit daran hängen.

Das Känguruh hat die Größe eines Schafes, wenn es sich aber ganz auf seinen Hinterbeinen aufrichtet, hat es Manneshöhe. Von der Schnauze bis zur Schwanzspitze ist seine Länge 9 Fuß; ist es völlig ausgewachsen, beträgt sein Gewicht 140—180 Pfund. Der Kopf hat große aufrecht stehende Ohren, und die Nase einen Schnurrbart, wie bei den Katzen. Die mit drei Krallen bewaffneten Hinterfüße sind sehr stark und

wohl fünf Mal so lang als die kleinen Vorderfüße. Das Thier kann deßhalb nicht gehen, sondern nur hüpfen, versteht jedoch das Hüpfen so gut, daß es Sprünge und Sätze macht von mehr als 20 Fuß, so schnell, daß ihm kein Windhund an Schnelligkeit gleich kommt. Der dicke muskelkräftige Schwanz dient dabei als Balancirstange und in der Ruhe als Stütze. Mit den kurzen Vorderfüßen gräbt es nach Wurzeln und pflückt das Gras, das seine gewöhnliche Nahrung ist. Es leckt das Wasser, wie ein Hund, und kann, was man von keinem andern Säugethiere weiß, seine langen Vorderzähne in der Kinnlade bewegen und sie von einander entfernen. Wenn es frißt, stellt es sich auf die Hinterbeine und stützt sich zugleich auf seinen Schwanz; hat es seine Lieblingspflanze mit einem Vorderfuße gepflückt, so setzt es sich nieder, frißt sie langsam und wirft sie spielend von einem Fuß in den andern, wie ein Kind, das recht lange an seinem Apfel speisen möchte. Seine Gemüthsart ist sanft; das Kängeruh ist sehr scheu und furchtsam. Wird es aber von Hunden angegriffen, so setzt es sich zur Wehr, indem es sich auf seinen Schwanz und seine Hinterfüße stemmt und sich so gewandt hin und her dreht, daß es dem angreifenden Hunde immer seine Vorderseite zukehrt, ihn mit den Vorderfüßen ergreift und dann mit den scharfen Krallen der Hinterfüße zu zerfleischen sucht. Schwimmt es durch einen Fluß, und die Hunde sind hinter ihm her, so wendet es sich wohl, faßt die Angreifer und taucht sie unter, um sie zu ertränken. Trotz seiner Schnelligkeit sind ihm doch die Hunde an Ausdauer überlegen und gut abgerichteten Jagdhunden entkommt es selten. Es wird aber auch in Schlingen gefangen, die man auf die Pfade stellt, welche es gern einhält, oder aber mit Kugeln oder Pfeilen geschossen. Der Schwanz, der von der Wurzel 16 bis 18 Zoll mißt, ist

in Port Jakson, wohin die Wilden ihre Jagdbeute bringen, ein gesuchter Leckerbissen. Das übrige Fleisch ist mager und hart und wird nur von den schwarzen Eingebornen gegessen.

Das Känguruh hat nur ein Junges auf ein Mal. Ist das Junge so weit gebildet, daß es gesäugt werden kann, so fällt es aus dem Leibe der Mutter in die Bauchtasche und es ist belustigend, das kleine Känguruh den Kopf aus dieser Tasche herausstrecken zu sehen, wenn seine Mutter weidet. Wird diese gejagt oder kommt sie zu sehr in's Gedränge, so hält sie plötzlich an, steckt ihre Vorderfüße in die Tasche und wirft das Junge weg, um schneller fliehen zu können. Aber die Gefahr muß sehr groß seyn, ehe das Alte das Leben seines Jungen opfert. Sehr rührend ist es dann, zu schauen, wie schmerzliche Blicke die Mutter auf ihr Junges wirft, das sie aufgeben mußte.

Hat das junge Känguruh die gehörige Größe erlangt, so schlüpft es heraus und geht wieder in die mit weichen Haaren besetzte Tasche zurück, um sich zu erwärmen oder einer Gefahr zu entgehen. Zuweilen stürzen sich die Adler auf die Jungen, und verzehren sie als willkommene Beute. Den Jäger lassen die Känguruhs ziemlich nahe herbeikommen, wobei sie die Ohren hin und her bewegen, und sie fliehen erst auf den ersten Flintenschuß. Sie leben truppenweise zu 20 bis 30 in den Wäldern und auf den Prairieen, und sollen, wenn sie weiden, Schildwachen aufstellen.

Eine Insel im australischen Meerbusen von St. Vinzent hat von den Känguruhs den Namen erhalten. Die Känguruhinsel erscheint neben den unfruchtbaren Küsten Australiens als ein grünes Stück Eden. An den ganz horizontal gelagerten Schieferfelsen ziehen sich frische Grasplätze. Diese frische reiche Vegetation hat ohne Zweifel die vielen Känguruhs

Digitized by Google

angezogen und ihre Vermehrung begünstigt. Die Insel erhielt ihren Namen im Jahre 1802 von dem englischen Kapitän Flinders, der sie entdeckte. Die Känguruhs waren dort so zahlreich und so wenig scheu, daß seine Mannschaft an einem Abend 31 dieser Thiere tödtete, wovon das kleinste 60, das größte 125 Pfund wog. Sie weideten in Heerden auf einem Grasplatze, neben dem Saum eines Waldes. In nicht minder großer Anzahl schleppten sich auf der Küste riesenhafte Seehunde hin, ganz in der Nähe der Känguruhs, mit denen sie im besten Einverständniß zu leben schienen. Flinders bemerkte, daß die Seehunde bei Annäherung der Menschen größeren Scharfsinn an den Tag legten, als ihre Gefährten, die Känguruhs. Diese ließen sich durch die Erscheinung der Engländer nicht beunruhigen; vielleicht hielten sie dieselben auch für Seehunde, während letztere wohl schon auf andern Punkten der Küste Australiens mit den Menschen Bekanntschaft gemacht hatten, welche Erfahrung den auf ihre Insel beschränkten Känguruhs fehlte.

Gegenwärtig sind die Heerden der Känguruhs schon bedeutend vermindert worden; sie werden dahinschwinden, wie die australischen Wilden, deren Daseyn so eng mit dem jener Thiere verknüpft ist. Die Känguruhjagden sind für die schwarzen Eingebornen die wahren Haupt- und Staats-Aktionen, welche noch die einzelnen Stämme zu gewissen Jahreszeiten zusammenbringen. Man setzt den Ort der Zusammenkunft vorher fest; gewöhnlich ist es ein freier Platz in der Nähe eines Sees, wo man zahlreiche Känguruh-Rudel vermuthet. Man fängt nicht eher zu jagen an, als bis alle Stämme sich versammelt haben, bildet dann einen großen Kreis um den See, den die eigentlichen Jäger immer enger zusammenziehen,

Digitized by Google

indem sie schreiend ihre Speere und Wameras*) gegen einander schlagen. Die Känguruhs werden dadurch von allen Seiten nach der Mitte zu getrieben, bis sie von den Wilden sich ganz umzingelt sehen; sie versuchen zu entfliehen, werden aber überall mit Speeren, Kilies**) und andern Waffen begrüßt und blutig zurückgeworfen. Das Geschrei der Männer und die Verwirrung der Thiere, die aus Verzweiflung sich in's Wasser stürzen, wo sie den Speeren ihrer Verfolger erliegen, gewährt eine schwer zu beschreibende Szene. Mit Beute beladen kehren die Jäger in ihr Lager zurück, wo die Weiber das Fleisch zurichten und die Männer nun mehrere Tage lang nichts thun als essen, schlafen, trinken und tanzen, bis der Hunger sie zwingt, eine neue Jagd anzustellen. Diese gemeinschaftlich ausgeführten Treibjagen sind gewissermaßen die Nationalfeste, bei denen es auch an Wettkämpfen, Raufereien und Zänkereien nicht fehlt.

Auf den Einzeljagden entwickeln die australischen Wilden einen erstaunenswerthen Scharfsinn und große Ausdauer. Der Jäger geht allein aus, ohne Hund, nur mit ein paar Speeren und seinem Wamera bewaffnet; sein scharfes Auge hat bald die Spur des Wildes entdeckt und er folgt ihr oft meilenweit. Endlich ist er einem Trupp weidender Känguruhs nahe gekommen; leise wie eine Katze schleicht er heran, kriecht, wenn kein Baum oder Busch in der Nähe ist, um ihn zu verbergen, auf dem Bauche weiter, benutzt jeden Vortheil des Bodens, bis er nahe genug gekommen ist. Im Nu ist der

---

*) Der Wurfstock, auf welchen der Speer der Länge nach gelegt wird, und der im Faustkampf auch als Streitaxt dient.

**) Der Kilie oder Bumerang ist das merkwürdige halbmondförmige Schleuderholz, das im Flug excentrische Bahnen beschreibt und eine furchtbare Schnelligkeit gewinnt.

Digitized by Google

Speer aufgelegt, ein zischender Laut wird vernommen, und ein Känguruh, vom wohlgezielten Wurfgeschoß getroffen, stürzt zu Boden.

Das Känguruhfell ist das einzige Gewand für Frauen und Männer; der Känguruh-Knochen ist Nagel und Heftnadel, sogar Schmuck und Ehrenzeichen. Will ein Stamm dem andern eine Friedensbotschaft senden und ein Zeichen des guten Einverständnisses geben, so wird ein Knabe von 12 bis 15 Jahren auserwählt, der als Gesandter sich folgender Operation unterwerfen muß. Ein kleiner zugespitzter Känguruh-Knochen wird bis zum Rothglühen erhitzt, und durch den Knorpel unter den Naslöchern durchgebohrt. Diese höchst schmerzhafte Verwundung erträgt der junge Mensch geduldig, denn er wird dadurch einer Auszeichnung theilhaftig, die ihm für das ganze Leben bleibt: ein Mann mit einem Knochen durch die Nase erscheint dort, wie bei uns ein Ordensritter mit Stern und Kreuz. Der Knabe vollbringt seine Mission und so lange seine Wunde noch nicht geheilt ist, wird seine Person als geheiligt betrachtet; er wird überall auf das Zuvorkommendste empfangen.

Bekannt ist der „Corroberry", der Nationaltanz der australischen Wilden, den sie auch wohl zur Ehre eines angelangten Fremden aufführen. Von ihrem Lager am lodernden Feuer erheben sich die langbärtigen Schwarzen mit ihren buntbemalten Leibern, gruppiren sich und stimmen einen klagenden Gesang an, in welchen die alten Männer und die Weiber einstimmen; mit ihren Füßen schlagen sie den Takt. Die kurzen Bewegungen werden plötzlich hastig schnell, ein wildes Kampfgeschrei erhebt sich, wobei die Speere und Wameras aneinander geschlagen werden; dann bewegt sich die Reihe seitwärts, Schulter an Schulter, darauf bildet sich wieder ein

Digitized by Google

Kreis und das Alles unter zitterndem Stampfen der Füße, begleitet vom Geschrei der Zuschauer. Plötzlich springt einer der Männer auf, hüpft wie ein Känguruh in den Kreis der Tanzenden und dann in die Nähe des Feuers; der Tanz stockt und einer der Tänzer verfolgt das Wild. Ist dasselbe erjagt und zum Schein niedergestochen, so vereinigt sich Alles wieder mit wildem Geschrei zur Fortsetzung des Tanzes. Dieses Zwischenspiel im „Corroberry" ist der „Känguruh-Tanz."

Der Lotus.

„Nach dem Wasser richtet sich die Länge des Lotusstengels, nach dem eigenen Geist der Menschen Größe."

(Aus dem „Kural" des Tiruvalluver.)

Die hochberühmten ägyptischen und indischen Lotus gehören in die Familie der Nymphäen oder Seerosen, die reich ist an schönen Wasserpflanzen. Schon unsere weißen und gelben Seerosen sind ein großer Schmuck stillfließender Wasser, der Teiche und Seen unseres deutschen Vaterlandes. Die weiße Nymphäe (Nymphaea alba), auch „Wasserlilie" genannt, mit den goldgelben Befruchtungswerkzeugen im Innern der Blume und den großen, weißen, tulpenartig geformten Blumenblättern, die sich mit der aufsteigenden Sommersonne allmählig öffnen und gegen Abend wieder schließen, ist prachtvoll. An langen Stielen befestigt schwimmen die breiten, herzförmigen, saftig grünen Blätter auf der Wasserfläche und bilden zu der weißglänzenden Blüthe den anmuthigsten Gegensatz. Die

Digitized by Google

Wurzel ist dick und lang, außerhalb braun, inwendig aber weiß, und enthält einen reichen Antheil an Stärkemehl, das sich in Zeiten der Noth wohl zur Nahrung verwenden ließe. Das Gleiche gilt von der Wurzel der gelben Nymphäe, deren glänzend gelbe Blume wie eine große gefüllte Ranunkel aussieht. Diese gelbe Seerose ist in Deutschland noch häufiger als ihre weiße Verwandte; ihre wohlriechenden Blumen erscheinen wie bei der weißen Nymphäe vom Juni bis August. Die ägyptische Seerose (Nymphaea lotus), auch der ägyptische Lotus genannt, da die Pflanze im Nil reichlich wuchs, ähnelt unserer weißen Art; sie hat eine knollige, ringsum mit Fasern besetzte Wurzel, fast von der Gestalt einer Birne. Der römische Naturforscher Plinius, nachdem er des Lotusbaumes (Celtis) Erwähnung gethan, von dessen Früchten sich die Lotophagen (Lotusesser) an der afrikanischen Küste nährten, fährt dann fort: „Es gibt auch ein Kraut dieses Namens, und in Aegypten findet sich unter den Sumpfgewächsen eine Staude, welche ebenso genannt wird. Wenn sich das Nilwasser wieder verläuft, sproßt sie auf und hat einen Bohnenstengel, an welchem die dünneren und kürzeren Blätter dicht aneinander sitzen. Die Fruchtkörner liegen in einem ebenso wie der Mohnkopf mit Einschnitten versehenen und diesem auch im Uebrigen ähnlichen Kopfe, unt sind hirseartig. Die Einwohner werfen die Köpfe auf einen Haufen und lassen sie faulen, waschen diese Masse und sondern die Körner ab, die sie sodann zerstoßen und trocknen, um sich ihrer anstatt des Brodes zu bedienen. Man erzählt auch noch eine besondere Eigenschaft dieses Gewächses. Es sollen sich nämlich diese Köpfe bei Sonnenuntergang zusammenziehen und von den Blättern bedeckt werden, bei Sonnenaufgang aber sich öffnen, und zwar so lange, bis sie reif werden und ihre Blüthe, welche weiß ist, abfällt. Die Lotus-

Digitized by Google

staude im Euphrat soll diese Eigenschaft noch merklicher haben. Sie soll sich von Abend bis Morgen mit Kopf und Blume untertauchen und so weit in die Tiefe gehen, daß man sie mit der Hand nicht greifen kann. Hierauf begibt sie sich allmälig in die Höhe, daß sie weit über die Wasserfläche emporkommt. Die Wurzel ist so groß wie eine Quitte und hat eine schwarze Schaale, wie die Kastanien. Inwendig sitzt ein weißes Mark, welches sich gut essen läßt, jedoch in Wasser gesotten oder auf Kohlen geröstet noch besser schmeckt als roh." Noch heute wird von den Aegyptern die Lotuswurzel gekocht oder gebraten verspeist.

In Nordamerika gibt es eine sehr wohlriechende weiße Nymphäe, in Ostindien eine rothe und himmelblaue, auch in Aegypten und Südafrika fehlt es nicht an blauen, und die Nymphaea caerulea ist recht eigentlich in Afrika heimisch. Die Krone aller Seerosen ist aber das Nelumbium speciosum (Nymphaea Nelumbium, Nelumbo). Wie der Schwan alle Wasservögel an Adel und Schönheit übertrifft, so der Nelumbo alle Wasserblumen. Dieser Nelumbo-Lotus treibt schildförmige, runde, ganzrandige Blätter, welche einen Fuß und darüber im Durchmesser haben, so daß kleine Vögel auf diesen Blättern wie in einem Garten herumspazieren; sie sind von strahlendem Metallglanz, weßhalb sie auch unter dem Wasser wie ein Spiegel schimmern. Blumen- und Blattstiele sind mit Stacheln besetzt; auf jedem Blüthenstiele prangt eine große Blume von 6 bis 10 Zoll im Durchmesser; ihr Geruch ist lieblich, wird aber leicht betäubend. Die Blumenblätter sind milchweiß und vom Rande her rosenroth schattirt; eine Fülle orangegelber Staubfäden mit weißer Krone prangt im Innern. Die einsaamigen Früchte sind fast so groß wie unsere Haselnüsse und in den schwammigen Fruchtboden eingesenkt.

Digitized by Google

Der Nelumbo wächst gegenwärtig am häufigsten am kaspischen Meere, an den Ufern des Ganges, doch nicht mehr in den Nilsümpfen, wo er vor Zeiten auch heimisch war. Die Blätter dienen als Sonnenschirm, und wenn sie noch jung sind, nebst den Stengeln zur Speise. Auch die Saamen werden gegessen; gebraten sollen sie wie Kastanien schmecken. Die Wurzel hat einen Artischockengeschmack, und wird in China und Japan verzehrt. Die Hindus gewinnen aus den Blättern und Blüthenstielen einen Faserstoff, woraus sie die Dochte bereiten, mit denen sie an hohen Festen die Pagoden erleuchten. Die Blume dient noch immer zum Schmuck der Altäre in den Tempeln.

Die meisten Lotusarten schließen ihre Blüthe des Nachts und öffnen sie am Tage; doch gibt es auch einige, die vor dem Sonnenstrahle ihr Haupt senken und die Krone schließen, sie wiederum öffnen dem milderen Lichte des Mondes und der Sterne. Daher unterscheiden die Hindus Tag- und Nacht-Lilien.

Der Mond nur weckt Nacht-Lotosblüthen,
Tag-Lotos-Augen bloß die Sonne.

(Sakuntala.)

Es löscht der Tag des Mondes Licht,
Doch der Nachtlilien weiße Schaar
Erlischt durch ihn so gänzlich nicht.

(Ebendas.)

Der Mond ist in der indischen Poesie der Geliebte des weißen Nachtlotus, die Sonne hat sich das rosige Nelumbium zu ihrem Liebling erkoren und weckt es aus dem Schlafe. Um die Schönheit der Frauen zu preisen, nennen die indischen Dichter sie „lotusäugige,“ um die Schönheit des Gewässers zu feiern, nennen sie es das „lotusprangende“. Sakuntala, da sie im Begriff stand, aus dem stillen Haine des Vaters zu

Digitized by Google

scheiden, empfing von den umstehenden Bäumen diesen Segenswunsch:

Fahr wohl, du Holde! mög auf deinem Wege,
Den jetzt du wandeln sollst, des Glückes viel
Dir blühen! Seen dorten deiner warten
Von Lotosgruppen grün, mit Ruheplätzen
Im kühlen Schatten dichter Laubgewinde
Dich schirmend vor der Sonnenstrahlen Gluth.
Umwogen mögen dich von zartem Staub
Der Lotosdüfte leichte Wolken, sanft
Soll kühler Wind um deine Wangen fächeln!

Wo das Zarte, Liebliche, die sanfte Schönheit geschildert werden soll, da wird das Bild des Lotus mit Vorliebe gebraucht. Der Dichter Kalidasa beschreibt die Wohnung seiner Gemahlin, von der er sich trennen mußte:

„Im Garten ist ein Teich, den hold
Smaragdne Stufen rings umgeben;
Da sieh'st auf Lazurstengeln du
Die goldnen Lotusknospen schweben;
Die Schwäne aus dem Nest im Teich,
Sie nah'n sich dir mit frohem Rauschen,
Und mögen mit dem Manasa*)
Nicht ihren Aufenthalt vertauschen."

„Erkoren sei, die wenig spricht,
Die Gattin, die mein zweites Leben,
Die wie die Tschakravaki**) seufzt,
Weil sich ihr Männchen wegbegeben.
Wohl wird sie hingeschwunden seyn
In schmerzensvollem, bangen Hoffen,
Wie wenn des Lotos zarte Blüth'
Von einem Froste hart betroffen."

(Aus dem „Wolkenboten.")

*) Der nach dem Himalaya zieht.

**) Das Weibchen der sogenannten Brahmanen-Ente, welche in der Poesie der Hindus dieselbe Rolle spielt, wie bei uns die Turteltaube.

Digitized by Google

Doch nicht bloß im fernen Orient, in Hindostan, Tibet und in Aegyptenland, stehen die Nymphäen in hoher Verehrung, auch in unserem deutschen Vaterlande, namentlich im Norwestende der germanischen Tiefebene, haben diese ausgezeichneten Blumen eine Bedeutug, die aus den alten sagenhaften Zeiten stammt, und auf die uralte Verwandtschaft der deutschen und der indischen Völker hinweisen mag. Die Holländer nennen sie pompebledder (Pompe-Blätter), die weißen Blumen swanneblommen (Schwanenblumen); die Friesen setzten sieben „Seeblätter" in ihren Schild, und glaubten unter diesem Zeichen zu siegen. Noch heutzutage gilt es dort im Volk für ein böses Vorzeichen, wenn einer im Brechen und Tragen der pompen nicht vorsichtig ist und eine Blume zur Erde fallen läßt; ein solcher — sagen sie — bekäme die fallende Sucht! Schon im Gudrunliede heißt es von Herwic von Sewen, er habe eine himmelblaue Fahne getragen, in deren Mitte „Seeblätter schwebten!" *)

In Aegypten ist es besonders die Isis, die Göttin der Natur, welche die Lotusblume als Abzeichen trägt; sie blühet wie bei dem Indergott Brahma aus ihrem Haupte hervor. Auch Horus, der Sohn der Isis und des Osiris, wird als ein Jüngling vorgestellt, der einen gekrümmten Stab in der Hand und eine Lotusblume auf dem Kopfe hat. Er war der ägyptische Apollo, und da er zugleich die Sonne bedeutet, sollen von ihm die vier Jahreszeiten bei den Griechen und die vierundzwanzig Stunden des Tages bei den Römern den Namen „Horen" empfangen haben.

Die ersten Tempelsäulen der Aegypter waren lediglich eine Nachbildung des Lotuskelches auf seinem Stengel. Die

*) Vgl. Jak. Grimm, deutsche Mythologie 3. Ausg. II, S. 620.

französischen Gelehrten, welche unter Napoleon den Zug nach Aegypten mitmachten, bemerkten zuerst die Aehnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den verschiedenen Naturerzeugnissen des Landes. An dem Grunde der Säulen haben die ägyptischen Baumeister im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Theile des Schafts, der dem Knaufe am nächsten ist, haben sie die Form eines Bündels Lotusstengel gegeben. Später stellten sie auch die Lotusknospe und den Wipfel der Dattelpalme dar, und unter den Verzierungen der Knäufe fehlten nicht die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüthen des Nelumbo.

Noch immer spielt gleicherweis in der Religion des Budha bei den Tibetanern und Mongolen, wie bei den Brahmanen von Hindostan der Lotus eine große Rolle. Ein neuer Reisender*) berichtet über einen Lamatempel in den Bergen von Sikkim: „Der oberste Budha (Götze) steht hinter dem Altar unter einem Baldachin oder hinter einem seidenen Vorhange; bunt angeputzte und bemalte Bilder heiliger Männer und Frauen stehen zu beiden Seiten herum. Der oberste Budha (Sakja Sing) sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen, die linke Ferse nach oben gekehrt; die linke Hand ruht immer auf seinem Schädel, und hält den Padmi oder Lotus und Juwel, oft auch nur eine Schaale.**) Sakja hat in der Regel ein lockiges Haar, die Lamas haben die Mitra auf dem Kopfe, die Frauen verschiedenen Kopfputz; die meisten tragen Ohrringe und haben Rosenkränze. Alle stehen auf plumpen Fußgestellen und sind so gestellt, daß es aussieht, als ob sie aus den Blumenblättern des nelkenfarbnen, purpurrothen oder weißen Lotus hervorkämen.“ Häufig trifft der Reisende in jenen

*) Dr. Hooker: Himalayan-Journal.

**) In der Rechten hat er den „Dorbsch“ oder doppelten Donnerkeil.

Digitized by Google

Bergländern auf riesige Inschriften, die in Felsen oder Steintafeln (an Berghängen angebracht) eingehauen sind.

Om Mani Padmi Om

„Heil ihm mit dem Lotus und Juwel!"

eine Gebetsformel, womit der Sakja angerufen wird.

Dem phantasievollen und beschaulichen Indier ist der Lotus ferner das Sinnbild der stets sich erneuenden, fruchtbaren Naturkraft. Das von reichen Lotusblüthen bedeckte Wasser, wenn es im Sonnenlicht erglänzt oder im sanften Mondglanz schimmert und lieblichen Wohlgeruch aussendet, läßt gleichsam sichtbar und fühlbar aus dem flüssigen Element die organische Schöpfung hervorgehen, und die Wechselwirkung zwischen Feuer und Wasser, zwischen dem Festen und Flüssigen wird fast im Lotus verkörpert angeschaut. Darum wird Brahma, der Allvater, ebensowohl wie Budha und andere Götter mit dem Lotus abgebildet, sei es auf einem Lotusblatt ruhend oder einen Lotusstengel in der Hand tragend, wie es in einer Hymne der Vedas heißt:

„Er liegt in himmlische Gedanken vertieft
Auf der Lotus,
Deren Blume entsprang, als er
Sie berührt,
Und goldne Strahlen warf."

Das ganze Indien zeigt sich uns unter dem Bilde des herrlichen Lotus, dieser Fülle von reicher Schönheit und üppigem Wachsthum; in lebhaftem Eindruck des idealen Indien, des geheimnißvollen Wunderlandes, schrieb die Mutter des Prinzen Waldemar von Preußen, des nachmaligen trefflichen Reisenden, dem damals noch sehr jungen Sohn über Indien die Worte nieder:

„Da wo schöne stille Menschen
Vor der Lotusblume knien."

Digitized by Google

Wir freilich wollen dabei nicht übersehen, daß auch hier wie so oft im Leben die fernen Ideale der nackten und wahren Wirklichkeit nicht entsprechen. Schön und ideal erhebt sich der prächtige Lotus aus dem Wasser in dem grünen Helldunkel der üppig ihn umringenden Pflanzenwelt; groß und herrlich sind Indiens Fruchtgefilde, auf welche die Schneeriesen des Himalaya hinabschauen, groß und prächtig wallen die mächtigen Ströme dahin, in deren Fluthen sich Tempel und Paläste spiegeln, die aus der Ferne so feenhaft schimmern. Aber das Volk hat sich der übermächtigen Natur gefangen gegeben, ist schwach und schlaff geworden, hat unter der Herrschaft despotischer Fürsten und einer stolzen unduldsamen Priesterkaste alle Kraft des Fortschrittes verloren, und ist in einem Götzendienste, dem es bis auf die neueste Zeit blutige Opfer gebracht, erstarrt. Eine handvoll Engländer hat die indischen Fürsten entthront und Millionen von Hindus und Muhamedanern unter seine Botmäßigkeit gebracht, und selbst den mit aller Energie unternommenen Aufstand der letzten Jahre blutig niedergeschlagen. Diese Engländer sind stark nicht allein durch ihre Kanonen und Schiffe, sondern als Träger einer höheren Bildung, die, wie alle Kunst und Wissenschaft der europäischen Völker, auf dem Christenthum ruhet, das allein jene Gesittung schafft, die mit ihrem Sauerteig die große Masse der Heidenwelt durchdringen muß, wenn letztere der allgemeinen Verwesung und Fäulniß entgehen soll.

Digitized by Google

Der Pandanus.

(Mit Abbildung.)

„Gleichsam stolz ob des Kadamba,
Der in Blüthen prangend steht,
Lustig tanzend mit den Bäumen,
Deren Aeste Wind durchweht,
Lacht der Wald mit der Pandane
Frisch hervorgetrieb'nen Sprossen,
Seit die Hitze wich und Ströme
Frischen Regens sich ergossen.“
(Aus dem indischen „Ritusanhara.“)

Die ersten Entdecker der afrikanischen Küsten, nachdem sie die dürren und öden Sandflächen der Sahara hinter sich hatten, waren entzückt über den plötzlichen Wechsel, der sich ihrem Auge darbot, wenn sie von dem einen Ufer des Senegal auf das andere gelangten. Der reichste Pflanzenwuchs folgte ohne Uebergang der vollkommensten Dürre, und große, starke, schwarze Menschen traten an die Stelle der gebräunten kleinen und mageren Araber, die als Nomaden die Wüste durchziehen.

„Nie sah ich etwas Aehnliches,“ schrieb im Jahr 1446 der Venetianer Lada-Mosto, als er nach Umschiffung des grünen Vorgebirges das Gestade Senegambiens befuhr — „das Land ist hier niedrig und mit schönen, großen, immergrünen Bäumen bedeckt, die schon frische Blätter bekommen, ehe die alten abgefallen sind, und die sich bis an den Strand vordrängen, als wollten sie die Meereswellen begrüßen und im Salzwasser sich baden.“

Digitized by Google

Sechsundzwanzig Jahre später entdeckten die Portugiesen weiter nach Süden in geringer Entfernung des morastigen Alluviums von Guinea vier Inseln, auf deren vulkanischem Boden eine ganz eigenthümliche Vegetation sich entfaltete.

Fernando=Po, die nördlichste und größte dieser kleinen Gruppe, hat den Namen des ersten portugiesischen Edelmanns verewigt, der von der Schönheit ihrer waldreichen Ufer überrascht sie anfangs Formosa, die Schöne, nannte. Auf der zweiten, der Prinzeninsel, 30 Stunden von der Guineaküste entfernt, unter 1° 37′ nördlicher Breite, wachsen die Pandanus, von welchen eine Abbildung hier beiliegt. — Die Küsten dieser kleinen Insel steigen steil an, und man merkt auf den ersten Blick, daß unterirdische Feuerkräfte diese riesenhaften Felsenbuckel aufgeworfen haben; von Höhe zu Höhe steigen die Berge bis zu einer Säule hinan, die sich in die Wolken verliert. Der Boden, aus verwitterter Lava bestehend und durch manche Pflanzendecke, die verweste, um einer neuen Platz zu machen, gedüngt, läßt die mannigfaltigsten Gewächse emporkeimen, den riesigen Boabab und die prächtige Kokospalme nicht minder als den zierlichen Kaffeebaum mit seinen rothen Früchten.

Von den ausgezackten Bergspitzen der Insel rieselt ein Fluß herab, der von einer Felsenterrasse zur andern springend wie ein Silberband sich nach unten zieht und ein enges Thal bewässert, in das die Sonnenstrahlen den ganzen Tag über ihre heißen Pfeile senden. Die heißfeuchte Atmosphäre in der Thalsohle bringt nun die triebkräftigste Vegetation hervor, und wo das Wasser jenes Bergstromes sich in einem Becken sammelt, kurz vor dem Ausfluß in den Ozean, erhebt sich das merkwürdige Pandanus=Gewächs.

Im Viertel seiner Höhe, die auf der Prinzen=Insel

14 bis 16 Meter (45 bis 50 Fuß) beträgt, ist der Stamm am dicksten, im Durchmesser etwa 35 Centimeter (etwas über einen Fuß) stark absteigend, nimmt diese Dicke mehr und mehr ab, und wenn er die Oberfläche des Wassers berührt, aus der die Pflanze aufsteigt, hat der Stamm nur noch die Dicke einer schwachen Wurzel. Der Stamm oder vielmehr Stengel ist geringelt, und jeder Ring läßt wieder einige Fasern aus sich hervorwachsen, die in spitzen Winkeln herabhängen und zuweilen, krumme Linien beschreibend, bis in die Wasserfläche niedertauchen. Dieses Bündel von Wurzeln, rings um den gemeinsamen Mittelpunkt hervorbrechend, bildet für den Baum eine Stütze. Die Wurzelfasern, die sich gabelförmig theilen, haben 12 bis 15 Centimeter im Umfang und sind wie der Mutterstamm mit einer weißlichen Rinde bekleidet, jedoch ohne Ringe. Oberhalb dieser Stützen sendet der Baum fünf bis sechs Aeste aus, die an ihrem Ende sich in eine Menge von Blattsproßen zertheilen, eine Garbe bildend von langen, scharfgezähnten, spitz zulaufenden Blättern. So steht der merkwürdige Pandanus vor dem überraschten Blick da wie mit Schlangen umgeben, die ihn tragen, mit Pfeilbündeln, die ihn krönen, seine nackten Glieder krümmend, und doch so schlank, leicht und luftig in der reinen durchsichtigen Atmosphäre, daß er mehr wie ein Luftgewächs als eine Erd- oder Wasserpflanze erscheint, und das helle Wasser zu seinen Füßen, die Fülle der übrigen Wasserpflanzen rings um ihn her, der kleine weiße Reiher, der in seinem Schatten fischt, während die glühende Sonne blendend am tiefblauen Himmel steht, — dieß Alles gewährt einen Anblick, wie ihn nur die tropische Zone zu bieten vermag.

Die bekannteste Pandanus-Art ist übrigens der Pandanus odoratissimus, der „wohlriechende,“ von den Inselbewohnern

Ozeaniens auch geradezu vacua, d. i. Wohlgeruch genannt, dessen männliche Blüthen einen ebenso starken als angenehmen Duft verbreiten, so daß man mit einer einzigen Blüthe auf lange Zeit ein Zimmer parfümiren kann. Die Blüthenkätzchen werden auch als Parfüm, den man in die Kleiderschränke thut, auf den Märkten verkauft. Mit dem Blumenstaube bestreuen sich die Frauen der Südseeinseln die Haare; die Schuppen der großen runden Frucht winden sie zu Kränzen, womit sie Kopf, Hals und Arme zieren. Meistens sieht man die Pflanze als vieläſtigen Strauch, seltener als aufrechten Baum mit etwa 10 Fuß hohem Stamm, von dessen Gipfeln dann die Luftwurzeln herabhängen und ihm das Ansehen eines Armleuchters geben. Während der Stamm mit seinem faserigen und gegliederten Holze einer jungen Kokospalme gleicht, erinnern die Blätter an jene des Ananas, die Früchte an Tannzapfen, die Luftwurzeln an die Rhizophore (Mangle). Er ist in China, Ostindien, auf den Inseln des stillen Meeres und in Arabien zu Hause, blühet zur Regenzeit und liebt das Wasser. Das Fleisch der Frucht wird nur bei großem Mangel gegessen; der Kern jedoch ist süß. Sehr wohlschmeckend und gern genossen sind die Früchte des Pandanus ceramicus, die Melonen gleichen, über 1 Fuß lang werden und roth aussehen. Man kocht sie mit Reis, für welchen sie zugleich die fettmachende Butter bilden. Die Blätter sind sehr stachlich, die Bogenwurzeln armesdick. Wie bei dieser ostindischen Art sind auch die Früchte des „nützlichen" Pandanus (P. utilis) mit ihren mantelartigen Samenkernen sehr geschätzt. Derselbe wird auf den Maskarenen-Inseln und auf Madagaskar gefunden, auch auf Isle de France und in der neuen Welt auf den Antillen angepflanzt, da er sich gut zu Zäunen eignet. Aus seinen Blättern macht man die Fisch-

reusenartigen Körbe, in denen Kaffee, Zucker und andere Colonial-Waaren nach Europa gebracht werden. Die Fasern der Pandanus-Blätter werden gern zur Bereitung von Matten verwendet; die zähen Fasern der armesdicken über der Erde liegenden Wurzel zu Bindewerk benützt.

Auf den Sunda-Inseln, besonders auf Java, bilden die Pandanus-Arten einen Hauptreiz der üppigen Tropen-Vegetation. Am Meeresstrande erscheinen die niederen Pandanus humilis und caricosus mit ganz kurzen Stämmen, die aber dennoch allenthalben Luftwurzeln in den Sand entsenden, und deren dichtgestellte Aeste mit langen, schmalen, stachlichten Blättern besetzt sind, die im Winde rauschen. Sie bilden dichte Gestrüppe, in deren Nähe man des Nachts Feuer unterhalten muß, um die großen Schlangen abzuhalten. Weiter hin, wo der Untergrund Kalkfelsen ist, erheben sich Marquartia leucacantha und globosa zu 8 bis 9 Fuß hohen, zuweilen aber auch zu schlanken einer Kokospalme ähnlichen Stämmen. Diese Pandanen beleben die öden Küstenstriche und verleihen ihnen namentlich zwischen Oktober und Dezember einen freundlichen Charakter, wenn zwischen dem lebhaft grünen Laube die zinnoberrothen Früchte wie kopfgroße Kugeln unter dem Blattwerk hervorragen. Weiter im Innern erscheint dann der prächtige Pandanus Bidur, oft mit kerzengeradem Stamme, durch die Ringe von weitem kenntlich. Wie ein Pfahlgerüste stützen ihn unten die Luftwurzeln, nach oben aber verästelt er sich in jene schwachgebogenen, von mächtigen Blätterbüscheln gekrönte Aeste, aus denen die kugeligen Früchte hervorschimmern, die stärker werden als ein Menschenkopf.

Noch überraschender ist der Gegensatz am Südabhang des Himalaya, z. B. in Sikkim, wo in den tief eingeschnittenen Thälern Palmen und wohlriechende Pandanen, Bananen und

Digitized by Google

Feigen wachsen, höher hinauf Eichen und Wallnüsse erscheinen bis zur Vegetation des Nordpols, wo endlich auch Moos und Flechten unter ewigem Schnee erstarrt.

Die Weide.

Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide,
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umriftet.

Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret
Es haben diese Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte d'rüber rauschen
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße, wie Geschwister;

Digitized by Google

Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen
Daß du den Kern vermissest,
Du jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nicht vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen!
„Die hohle Weide“ von Rückert.

Aus dem Geschlecht der Weiden kennt man jetzt schon über 150 Arten; überall in der Niederung wie auf dem Gebirge, vom kalten Nordpol bis weit nach Süden in die warme Zone hinein kann man Weidenbäume und Weidenbüsche finden. Ist doch schon der in leichte weiße Wolle gehüllte Same zum weitesten Umherfliegen eingerichtet! Vorzugsweise ist aber die Weide für unsere nördliche Halbkugel ein höchst charakteristischer Baum, der zugleich tief in unser Kulturleben eingreift, indem er auf die mannigfachste Weise unseren Bedürfnissen abhilft. Sie ist nicht bloß ein nützlicher, sondern in den meisten ihrer Arten ein schöner Baum, obwohl diese Schönheit nicht so großartig ist wie bei der Eiche oder Linde und schon ein sinniges Auge dazu gehört, sie zu würdigen und ein mitleidiges Dichterherz, ihren Ruhm zu verkünden. Die hohe, stolze, italienische Pappel und die breit ihre Krone dehnende Silberpappel stehen ganz vornehm da neben der bescheidenen schmalblättrigen Weide. Die sogenannte „weiße Weide“ (Salix alba), die gemeinste Weidenart, welche die Dorfflur umsäumt, am Bach, am Teich und auf dem Anger wächst, auf dem die Gänse weiden, ist ein wahres Aschenbrödel unter den Bäumen, muß sich in Staub und Schmutz umhertreiben, gibt Zaunpfähle und höchstens Küchengeräthe,

Digitized by Google

oder Kähne und Tröge aus ihrem Holz, darf sich aber nicht wie das Eichen-, Fichten- oder Nußbaumholz in unsere Prachtzimmer wagen. Manch frohes Mal wird gehalten, wir lassen den Wein uns munden, aber wer denkt daran, daß die Fässer unten im Keller von Weidenreifen zusammengehalten werden oder ganz und gar aus Weidenholz gemacht sind? Auf keinen Baum wird so unbarmherzig losgehauen, wie auf diese Weide, keiner würde es ertragen, wie sie, daß man alle ihre Zweige abhaut und nur den nackten Stamm übrig läßt. Doch sie ist geduldig, schlägt schon im gleichen Jahr ihrer Verstümmelung wieder aus, treibt im nächsten Jahre frische Zweige, die man nach kurzem Zwischenraum abermals abhaut. So bilden sich die dicken unförmlichen Köpfe; wir sehen sie an und denken, es müsse so seyn. Und doch haben wir in diesen verkrüppelten Zwergen Bäume vor uns, welche unverstümmelt zu den schönsten gehören würden, die unsere Fluren zieren, da sie eine Höhe von 60 bis 80 Fuß erreichen und die stattlichsten Laubpyramiden bilden mit ihren schlanken hoch aufstrebenden und doch nicht steifen, sondern sehr geschmeidigen Zweigen, mit dem reichen Laub der feingezähnten lanzettförmigen Blätter, deren Härchen, die sich besonders auf der unteren Blattseite finden, einen weißlichen Schimmer verbreiten, — Baumformen, viel großartiger und schöner, als die kleineren, knorrigen Olivenbäume mit ihrem ganz mattfarbigen fast grauen Laub. Es liegt so viel Sanftes und Gefälliges in dem Wuchs der Zweige, so viel Zartes und Feines in dem gedämpften Grün der Blätter, daß auch diese gemeine Weide — wenn sie nicht so gemein wäre — ein Zierbaum unserer Gärten seyn würde, wie es ihre vornehmere Schwester, die sogenannte babylonische oder Trauerweide (S. babylonica) ist, die aus dem Orient stammt.

Digitized by Google

Diese ist freilich die schönste der Gattung, ausgezeichnet durch ihre höchst geschmeidigen, dünnen, herabwallenden Zweige mit den lieblichen, hellgrünen Blättern, eine Zier unserer Springbrunnen und Weiher, denn ihre Zweige gleichen selber einer in hundert Strahlen sich ausbreitenden und niederplätschernden Kaskade, sie neigen sich in schönen Wellenlinien herab zu dem flüssigen Element, als wollten sie es küssen. Und dieselbe Weide ist auch ein sinniger Schmuck unserer Gräber; sie trauert, indem sie liebend sich niederbeugt und mit zärtlichen Armen die geweihte Stätte umfängt.*)

Die Trauerweide ist wahrscheinlich durch Satzreiser vermehrt worden, und es ist nicht bekannt, daß sie in Europa Samen hervorgebracht hätte. Man erzählt, daß ein Reis dieser babylonischen Weide um ein Paket als Bindfaden geschlungen nach England gebracht und vom Dichter Pope in seinen Garten gepflanzt worden sei; davon soll der Baum in Twickenhams Park gekommen und von diesem die Verbreitung sämmtlicher Trauerweiden in Europa, ja selbst der berühmten auf Napoleons Grabe auf der Insel Helena ausgegangen seyn.

Im Frühling, wenn die ganze Natur ein Auferstehungsfest feiert, ist es ganz besonders der Weide vergönnt, unter

---

*) Merkwürdig ist, wie in der Volkssage die Weide betrachtet wird. Freiherr von Leoprechting theilt aus dem Lechrain mit: „An einer Weide hat sich Judas der Verräther erhängt, seit der Zeit sind alle Weidenbäume hohl. Ein andrer Schelm und Ehebrecher, der Gucker, hat sonderlich das Weiddach gern. Sobald er Abschied nimmt, überzieht er noch die Weidenblätter mit seinem Speichel, daß es Menschen und Vögeln davor graust. Es gibt gar vielerlei Weiden, davon ist eine, man heißt sie die Trauerweide, aus deren Wid war die Ruthe gedreht, damit unser Herr Heiland gegeißelt ist worden. Der widerfahrenen Schmach halber hängt sie nun fort und fort ihre Aeste klagend zur Erden, mag hier nimmermehr froh werden."

Digitized by Google

den Ersten und Besten zu glänzen und mit ihren Blüthen das Herz zu erfreuen. Wer kennt nicht die Sahlweide (Salix caprea) mit den runden, auf der Unterfläche filzigen Blättern, die schon im April blüht und große gelbe Kätzchen treibt, deren Blumenstaub so eifrig von den Bienen gesucht wird. Noch viele andere Weidenarten glänzen durch ihre Kätzchen. Die Weidenruthen mit ihren Blüthenkätzchen sind unsere Palmen, mit denen wir das Osterfest schmücken. Sie verdienen den gefeierten Namen der Palmen, denn wie bei diesen in höchster Energie der Lebenssaft durch die Gefäße quillt und das Wachsthum beschleunigt, so zeigt sich auch in dem saftiggrünen Weidenreis der aufsteigende Pflanzensaft am augenfälligsten und in solcher Fülle, daß es den Knaben gelingt, die Rinde unversehrt vom Holze zu schälen und Pfeifen daraus zu machen, auf welchen sie mit den Vögeln um die Wette ihre Frühlingstöne pfeifen. In der Ukraine heißt der Palmsonntag geradezu „Weidensonntag". In jenen südrussischen Ebenen ist, wie in unserem lieben Deutschland auch, der Fuß der Weiden oft noch mit Schnee bedeckt, während die Zweige schon freundlich den Menschen ihre Blüthen darbieten. Tausende von Händen reißen und schneiden die blühenden Reiser ab, um den Raub am Altare heiligen, die Ruthen vom Priester weihen zu lassen. Kaum ist jedoch die Palmen tragende Prozession aus der Kirchenthür, so folgt ein lustiger Gebrauch — Jeder schlägt seinen Nachbar mit einer Weidenruthe auf den Rücken, die jungen Burschen einander möglichst derb, unter dem Rufe: „Die Weide schlägt, nicht ich; in einer Woche ist Ostern!"

Jede Weidenart hat ihre besonderen Vorzüge. So ist die Goldweide, auch Dotterweide genannt (Sal. vitellina), ausgezeichnet durch ihre hochgelben orangenfarbenen Zweige,

Digitized by Google

die, wenn der Baum heranwächst, in anmuthiger Form von langen schlanken Bogen herabhängen, und sich ebenso gut zu Flechtwerk eignen, wie das Holz des schönen Baumes zu Tischlerarbeiten, indem es sich glatt hobeln und gut beitzen und lackiren läßt. Von den jungen Reisern dieser Weide werden die feinsten Körbchen geflochten. Nicht minder ausgezeichnet zur Fertigung von Körben und allerlei Flechtwerk ist die Korbweide (S. viminalis), ein 8 bis 16 Fuß hoher Strauch mit grüngelblichen, langen, zähen, biegsamen Zweigen, die sehr schnell wachsen. Wiederum ist die Bruchweide (S. fragilis), deren Zweige schon beim geringsten Druck des Fingers an ihren Gelenken abbrechen und sich gar nicht zum Flechten eignen, ausgezeichnet durch ihr gutes festes Holz und ihre Rinde, die sowohl zum Gerben wie in der Medizin zur Bereitung des Salicins, jenes dem Chinin ähnlichen Heilstoffes, gebraucht wird. Auch die Rinde der weißen Weide, der Gold- und Lorbeerweide (S. pentandra) wird zur Bereitung des Weidenrinden-Extractes und des Salicins benutzt. Den Namen „Lorbeerweide" hat letztere erhalten, weil ihre eiförmigen glänzenden Blätter, wenn man sie reibt, einen lorbeerartigen Wohlgeruch ausathmen. Dieser schöne Strauch, der aus den Kerben der Blätter selbst ein wohlriechendes Harz ausschwitzt, wächst noch lustig im Ober-Engadin, bei Samaden und St. Moritz am jungen Innstrom in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere! Die weiblichen Weidenbäume entwickeln in ihren Samenkapseln einen Wollstoff, der mit Baumwolle vermischt, zu Watte und Gespinnst verbraucht werden kann. In holzarmen Gegenden, wo selbst die Kiefer und Birke nicht mehr gedeihen will, ist es oft die Weide, welche allein noch Brennholz spendet und mit ihrem Laube den Ziegen oder Schafen ein Winterfutter gewährt. Namentlich in Fluß-

Digitized by Google

niederungen, wo der Strom weithin über die Ufer fluthet und die Gegend versandet, ist es das Weidengebüsch, das die Sandwüste wieder begrünt und selbst den Nachtigallen ein freundliches Laubdach bietet, unter welchem sie gerne brüten und singen mögen. Mit Hülfe der Weide, vorzüglich der kriechenden (S. repens), die gern auf sandigem Moorgrund wächst und ihre weithin kriechenden, schwärzlichen, knotigen Wurzeln fest einhackt, befestigen wir die lockeren Dämme. Wo wir Flechtwerk zu Wasserbauten, zu Faschinen und Erddämmen gebrauchen, ist das Weidengezweig der willkommenste Stoff.

Wunderbar ist die Ausdauer und Zähigkeit, welche die Weide selbst in ganz unwirthlichen Regionen entwickelt. Wie die Heidelbeerweide (S. mirtilloides) als niederes Strauchwerk gesellig in den Sümpfen der Voralpen wächst, und die kleinen Gletscherweiden auf die baierischen und östreichischen Alpen hinaufklettern, in kalter dünner Luft ihre endständigen Kätzchen treiben: so finden wir in Grönland und auf Spitzbergen die polarischen Zwergweiden, die fast an die Erde sich schmiegend in den Torfmooren so versteckt liegen, daß man Mühe hat, ihre kleinen Blätter unter dem Moose aufzufinden. In grönländischen Thälern, wo das Geröll gar keine Nahrung zu bieten scheint, wissen die kleinen Weiden doch noch Feuchtigkeit genug zu finden und von jedem warmen Sonnenstrahl Nutzen zu ziehen; sie sind aber auch so ineinander verschlungen und kriechen so eng beisammen, als wollten sie in dieser Gemeinschaft sich gegenseitig wärmen. Im Winter fährt man über einen solchen polarischen Weidenwald mit Schlitten; der Schnee hat dann Alles geebnet.

In unsern deutschen Ebenen kann die Weide schon freier und kühner ihr Haupt erheben, und selbst die kahlen geköpften

Digitized by Google

Weidenstämme stehen noch imposant genug, aber abenteuerlich da im Zwielicht und Herbstnebel, oder bei Mondenschein in schneeklarer Winternacht, die Phantasie anregend zur Bildung von allerlei gespenstischen Figuren. —

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort?"
„„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.""

(Erlkönig von Göthe.)

Rührend ist es, wie der altersgraue hohle Weidenstamm, der sein Mark verloren und sein Kernholz längst eingebüßt hat, noch in seiner Rinde so viel Lebenssaft aufsteigen läßt, daß die Krone ohne Unterlaß frische, grüne Zweige treibt, ja noch ein ganzes Heer von Schmarotzerpflanzen ernährt. In unverwüstlich zäher Lebenskraft steht der Weidenbaum einzig da; selbst ein abgehauener Stock, der nur zum Pfahl dienen sollte, schlägt wieder aus und bekommt Wurzeln, und der alte hohle Stamm spaltet sich, und bildet zwei neue Bäume. Wollen wir es einem unserer edlen vaterländischen Dichter verdenken, daß er bei diesem Anblick an das zerrissene und doch so lebenskräftige Deutschland dachte? Die deutsche Nationalität ist leider gleich dem alten Weidenstamme, zerrissen, aber doch ist ihr Kernholz, Gott sei Dank, noch nicht faul geworden, weder vom Blitze getödtet, noch durch ein Hirtenfeuer ausgebrannt.

Mehr noch als an die deutsche könnte uns die Weide an die slavische Nationalität erinnern. Die unteren Schichten des weit sich ausbreitenden Slavenvolkes sind jene im Staub und Schlamm der Flußniederungen üppig gedeihenden Weidenbüsche und Weidenstämme von unverwüstlicher Zähigkeit; diese Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, Demuth und Beschei-

Digitized by Google

denheit, Opferwilligkeit und Anstelligkeit in allerlei gemeiner Arbeit — die naive Fröhlichkeit und Frühlingslust verbunden mit einer melancholischen Einförmigkeit und Resignation: ist das nicht ein ächter Weidentypus im Volkscharakter? Und ist nicht auch bei den höheren Ständen jene Gewandtheit und zähe Biegsamkeit, der schlanke gefällige Weidenwuchs be- bezeichnend gegenüber der deutschen Eckigkeit und Knorrigkeit? Und hat, fragen wir schließlich, die Weide nicht vorzugsweise ihre Heimath in der weiten, mächtig sich ausbreitenden sarmatischen Tiefebene, die auch tief sich in unser nordgermanisches Tiefland hinein fortsetzt? Man braucht nur nach Lüneburg oder in die Altmark zu reisen, wo die Wenden die eigentliche Stammbevölkerung bilden, um zu erkennen, wie die Weide der Lieblingsbaum der Bauern ist, den sie aller Orten hegen und pflegen und selbst zu kleinen Wäldern versammeln.

Das Bambusrohr.

Heil'ger Tempel ist der Wald!
Wo der Odem Gottes schwebt,
Wenn kein Odem sich erhebt;
Wenn sich leis die Lüfte schwingen,
Lieder wonnig froh erklingen:
Oder wenn das Heiligthum
Sturm erfüllt mit Preis und Ruhm.
(Fröhlich.)

In den heißfeuchten Niederungen wie auf den Berg- und Hügelländern Vorder- und Hinterindiens, der Sunda-Inseln, Chinas und Japans, wo der Reisbau florirt, ist auch das Bambusrohr zu Hause, und es ist ganz bezeichnend, wenn die Dajaks auf Borneo oder die Battaks auf Sumatra ihrem Gaste gekochten Reis in einem hohlen Bambusrohre auf die Wanderschaft mitgeben. In den vom tropischen Regen erweichten oder von den Flüssen überschwemmten morastigen Landstrichen ist das Bambusrohr die Säule, auf welcher das Haus sich erhebt, aber auch das Bauholz zu dem Hause selber; es bildet die Brücke über den Sumpf- und Waldstrom nicht minder, wie durch seine Stacheln eine abwehrende Festung, welche den Zugang hemmt —: die Dajaks und Battaks, wenn sie ihre an steilen Abhängen aufgeführten Hütten recht fest machen wollen, bringen an den Pallisaden stachlige Bambusstangen an, welche unerbittlich jeden Eindringling zurückweisen. Wiederum benutzen die Malaien das Bambusrohr zu Briefen, (namentlich auf Sumatra), indem sie ihre Schriftzeichen in die

Digitized by Google

weiche Rinde einschneiden, und der Ueberbringer eines solchen Briefes hat an seinem ausgehöhlten Rohre zugleich einen Wanderstab und ein Trinkgefäß.

Gleich der Palme ist auch das Bambusrohr zu Allem und Jedem brauchbar. Aus dem jungen Rohr quillt in der Gegend der Knoten ein zuckersüßer Saft hervor, welcher an der Sonne erhärtet und als „Tabaxir" (Tabaschir) sorgfältig gesammelt wird; die Araber und Perser schätzten ihn früher dem Golde gleich! Die zarten weichen Sprößlinge werden wie Spargel verzehrt, und besonders von einer Art zur Atschia,*) einem in Indien und Süd-Ost-Asien beliebten Beigericht zur Stärkung des Magens genossen. In Hungerjahren werden auch die Saamen mancher Bambusart verspeist, und auf den Himalayahöhen, wo unfern der Schneeregion noch eine kleine Bambusart, die Prang-Pflanze, wächst, wird das schwärzliche Saamenkorn wie Reis gekocht, zu Kuchen verbacken und selbst zu einer Art Bier verwandt. Die schlanken Stämme, von deren Federkraft schon unsere Spazierstöcke von Bambus einen Begriff geben, sind ganz vorzüglich geeignet zu Lanzenschäften, Bogen und Pfeilen. Aus den Blättern und den in lange Streifen geschnittenen Fasern des Holzes macht man Matten, Körbe, Segel und Fensterläden. Wer auf Java reist, der segnet seinen großen Bambushut, welcher gleich gut schützt wider den lothrecht herabschießenden Strahl der Sonne, wie gegen den mit wahrer Wuth herabstürzenden Regen. Wo wäre in jenen Ländern Südost-Asiens eine Sänfte, deren Tragstangen nicht von Bambus, ein Haus, dessen Thür, oder Fenster, Wände oder Fußboden, Möbeln und Geräthschaften

*) In scharfem stark mit Cayennepfeffer und andern Gewürzen versehenem Kokosnuß-Essig werden grüne Früchte, Melonenschnitte, Blumenkohl ꝛc. und auch die Bambussprossen eingemacht.

— wo ein Schiff oder Kahn, dessen Planken nicht Zeugniß ablegten von der Biegsamkeit und Härte des Bambusrohres? Das Holz ist außerordentlich hart, und läßt sich wohl der Länge nach, aber nicht in die Quere spalten. Nur durch Querwände wie bei unserem Rohr ist der Stamm getheilt; das begünstigt den allseitigen Gebrauch des Holzes, denn ein abgeschnittener Knoten des Stammes wird zum Kübel, der Knoten eines der größeren Aeste zum Trinkgeschirr.

Namentlich haben es die Chinesen verstanden, die Bambusen auf hunderterlei Weise zu benutzen. Nicht nur Hausgeräthe, auch die feinsten Schmucksachen werden aus dem Holze geschnitzt; die zähe Faser wird im Wasser erweicht und (mit Zusatz von ein wenig Baumwolle) zum feinsten Papier verarbeitet; die ausgewachsenen, aber noch grünen Stengel geben zierliche immer feuchte Körbchen, in denen man Blumen frisch und wohlerhalten in weitesten Entfernungen versendet. Von den chinesischen Dschonken und Pavillons, von den Wohnhäusern und Vogelbauern bis zu den Stäbchen, womit der chinesische Faullenzer seine ellenlangen Nägel stützt und bis zu den Röhrchen mit Haarpinsel, womit der Gelehrte und Ungelehrte schreibt und bis zu dem Bambusstock endlich, der als hochwichtiges Erziehungsinstrument tanzen muß auf den Rücken von Jung und Alt, Groß und Klein, um böse Launen, Ungehorsam und Widerspenstigkeit rasch zu vertreiben, — welch' eine mannigfaltige Rolle spielt der Bambus!

Es fehlt zwar auch in der heißen Zone des Neuen Kontinents nicht an bambusartigen Gräsern, und Alex. v. Humboldt hat in Südamerika die fünfzig bis sechzig Fuß hohe Guadua aufgefunden, bemerkt aber dabei: „Während in Ostindien die Bambusa so häufig blüht, daß man zu Mysore und Orissa die Saamenkörner mit Honig gemischt genießt,

Digitized by Google

blühet die Guadua in Amerika so selten, daß wir uns in vier Jahren nur zweimal Blüthen verschaffen konnten." *) Die Bambusen sind echte Orientalen, und zwar ein sehr charakteristisches Bild von Land und Leuten zugleich. Graf Görz erzählt in seiner „Reise um die Welt", wie er während seines Aufenthaltes auf Java im Begriff stand, mit dem Regenten und holländischen Residenten einen Ausflug nach den Ruinen von Boro Bodo zu unternehmen. Nachmittags war die Partie verabredet, die schon am andern Morgen vor sich gehen sollte. Es fand sich aber, daß der Fluß die Brücke fortgerissen hatte; dies war jedoch keineswegs ein Hinderniß. Mit dem unschätzbaren Material, das im Orient überall aushelfen muß, mit Bambus, hatte man das ganze Werk in Einer Nacht vollendet, und als die Reisenden herankamen, war man nur noch beschäftigt, auch ein Geländer anzubringen. Auf mehreren Pontons, von Bambusstangen zusammengefügt, ruhte eine Fahrbahn von dichtem, übereinandergelegtem Bambusgeflecht; um dem Baue mehr Halt zu geben, waren starke Bambusstangen an dem einen Ufer eingerammt, über welche Seile, abermals von Bambus, liefen. Es war die einfachste Kettenbrücke, ohne Eisen, ohne Nägel, ohne Pfeiler aufgerichtet, nur von Bambus und in Einer Nacht. „Ich übertreibe nicht," sagt der vornehme Reisende, „wenn ich annehme, daß für diese kurze, kaum verabredete Partie 100 Pferde und 400 Menschen thätig gewesen waren, ein Meisterstück despotischer Macht, welches den, der sich auf der herrschenden Seite befindet, freilich angenehm genug berührt."

Die freigebige Natur ist in jenen Gegenden den Bedürfnissen der Menschen entgegengekommen, denn das Bambusrohr

*) Ansichten der Natur II, S. 218.

wächst so üppig, daß aus einem Wurzelstock zehn, zwanzig, oft fünfzig und noch mehr Stengel aufschießen. Die Kraft des Triebes ist sogar noch stärker als bei den Palmen, da nach den neuesten Beobachtungen das Bambusrohr manchmal in 24 Stunden 1 Elle wächst. Man hat ein junges Rohr, das von der Wurzel ungefähr 4 Fuß hoch aufgeschossen war, beobachtet und gefunden, daß es in den ersten vierundzwanzig Stunden um 6¾ Zoll größer ward, am zweiten Tage um 5¼ Zoll, die vier folgenden im Durchschnitt etwas über 4 Zoll an Länge zunahm. Diese Beobachtungen wurden zwischen dem 22. und 29. September angestellt und zwar an einer Pflanze, die auf verhältnißmäßig dürrem und armen Boden stand.

Es gibt im warmen und heißen Südost-Asien wohl an dreißig verschiedene Arten, von welchen die Bambusa arundinacea die bekannteste ist. Ihr glatter knotiger Stamm wird 60, zuweilen bis 100 Fuß hoch und trägt oben eine schön geästete Blattkrone. Freilich stehen sowohl die Aeste wie die harten, falben, unserem Rohr gleichenden Blätter in pedantischer Regelmäßigkeit; aber aus der Ferne gesehen bilden die Bambusen recht schöne Gruppen, oft an unsere Linden erinnernd, an den Flußufern unsern Weiden ähnlich. Die Dörfer in China oder auf den Sunda-Inseln werden (wie die unsrigen durch Weiden, Erlen und Obstbäume) durch Bambusgebüsche und Bambuswälder in einen anmuthigen Rahmen gefaßt. Ein schweizer Botaniker, H. Zollinger,*) der die Bambusen auf Java beobachtete, schreibt darüber mit großer Bewunderung. „Sie gehören," sagt er, „zu den schönsten Pflanzenformen der Tropenwelt; sie vereinigen Kraft und Zierlichkeit

*) Systematisches Verzeichniß &c. 3. Heft (Zürich, 1855.)

Digitized by Google

in hohem Maße und fast immer bilden sie mit den umgebenden Formen einen scharfen und doch anziehenden Gegensatz. Auf hohem Wurzelstock erheben sich zehn bis fünfzehn armes-, ja schenkeldicke Halme, die erst senkrecht aufstreben, dann allmälig sich entfernen und oben in lieblichen Bogen sich nach Außen und Unten neigen, und da dieß nach allen Seiten hin gleichmäßig geschieht, bildet der ganze Stock eine Art Garbe, deren Enden in dünne Zweige auslaufen, von denen die zarten (?) Blättchen horizontal in zwei Reihen sich ausbreiten. Sie sind graulich, steif und starr, und wenn sie der Wind bewegt, so rauscht es träumerisch durch den Wald, während die harten, an Kieselerde reichen Halme dazu ungeduldig knarren oder schwermüthig erseufzen. Dazu wandelt man wie in dunkeln Gewölben auf dem knisternden dürren Laube, öfter angehalten durch die uralten Halme, welche nach allen Richtungen niedergestürzt sind und nach rascher Verwesung den Boden wieder befruchten.“ Nun denke man sich, daß diese schlanken Gewölbe bis 100 Fuß Höhe erreichen, ja einige dieses Riesengrases sich bis zu 130 Fuß erheben, während andere Arten wieder niedriger sind und mit ihren scharfen Stacheln ein undurchdringliches Geflecht bilden.

Es klingt wie ein Mährchen, wenn uns Reisende erzählen, daß sie auf Malakka Aeolsharfen fanden aus — Bambus, an deren Harmonie die wilden Söhne des Waldes sich ergötzten. Der Mechanismus zur Erzeugung dieser Naturmusik ist sehr einfach. An irgend einem Eckzweige, der dem Winde besonders ausgesetzt ist, werden mehrere Löcher von verschiedenem Umfange gebohrt, in welchen die hindurchstreichende Luft zu harmonischen Schwingungen veranlaßt wird. Wer einmal im stillen Urwalde das wundersame Anschwellen und Ausklingen dieser Feenakkorde gehört hat, wird des Eindruckes nie ver-

Digitized by Google

gessen, der um so mehr das Gemüth ergreift, als das Ohr sich beständig über die Entfernung täuscht, und die Phantasie, die sich geschäftig jedes Geräusches inmitten des stillen Waldes bemächtigt, gern Melodie und Takt in die einfachen Klänge hineinlegt. Der Malaye behauptet auch ganz ernsthaft, daß der durchbohrte Bambus zu gleicher Zeit einem Jeden sein Leibstückchen spiele.

Bei den Leptscha's in Ostindien, am Fuße des Himalaya, fand der englische Naturforscher Dr. Hooker eine lange Pfeife aus Bambusrohr mit vier oder sechs Löchern, die weit unter dem Mundloche eingebrannt werden. Sie nehmen dieß Instrument mit auf die Reise, und wenn sie Abends Halt machen, setzen sie sich zusammen, plaudern, erzählen Geschichten, singen ihre eintönigen Melodien und blasen zuletzt auf ihrer Bambusflöte. Die Töne sind eigenthümlich sanft und zart. „Ich habe — bemerkt der Reisende — oft mit Vergnügen den Tönen dieses einfachen Instrumentes gelauscht, sie sind so luftig und sanft, wie die einer Aeolsharfe, und scheinen mit der Einsamkeit jener Urwälder zu harmoniren.“

Digitized by Google

Der Bernstein.

Schaue doch, Nestors Sohn, du meiner Seele Geliebter,
Schaue das Erz ringsum, wie es glänzt in der hallenden Wohnung,
Auch das Gold und Electron, das Elfenbein und das Silber!
Also glänzt wohl Zeus dem Olympier drinnen der Vorhof!

Homer (Odyss. IV., 73.)

Der Name „Bernstein" soll von dem Worte „börnen" oder „bernen" herkommen, das so viel als „brennen" bedeutet; an die Flamme gehalten fängt allerdings der Bernstein an zu brennen. Der wissenschaftliche Name ist succinum electricum. Die Griechen nannten ihn electron wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Metallmischung von 4 Theilen Gold und 1 Theil Silber; Thales kannte bereits die Eigenschaft des Bernsteins, daß er gerieben leichte Körper anzieht und wieder abstößt, welche Eigenschaft zur Entdeckung jener Kraft führte, die wir nun „Elektrizität" nennen. Unsere germanischen Altvordern nannten den wunderbaren Stoff „Glassum" oder „Gläsum", welches Wort vielleicht mit „Glas" zusammenhängt. Die Franzosen nannten ihn anfangs ambre jaune (gelbe Ambra), weil diese wohlriechende, zum Räuchern vortrefflich geeignete Substanz mit der grünen Ambra, die vom Pottfisch kommt, wetteifern konnte; jetzt nennen sie ihn nach dem lateinischen Namen succinum „succin", die Engländer aber yellow mineral resin, „gelbes Mineralharz."

In diesen verschiedenen Namen sind schon die Haupt-

Digitized by Google

Eigenschaften des merkwürdigen „Steins“ zusammengedrängt, — eines Steins, der kein Stein ist, der einem Baumharz gleicht, und doch nicht mehr bloßes Harz ist, der zuweilen weiß und farblos, zuweilen honiggelb, braun und röthlich, trüb oder durchsichtig ist wie Glas, aber ganz verschieden vom Glase mit dem Messer sich bröckeln und schaben läßt, der, wenn man ihn reibt und erhitzt, einen angenehmen Geruch und negative (der Glaselektrizität entgegengesetzte) Elektrizität entwickelt, wie das Harz auch.

Bei 115 Grad R. Hitze wird der Bernstein weich, schmilzt aber erst bei 270 Grad; angezündet verbrennt er mit heller Flamme und angenehmen Geruch. Mit heißem Terpentinöl aufgelöst stellt er den geschätzten Bernsteinfirniß dar, der gegen Seife und Weingeist Stand hält. Unsere Chemiker wissen aber auch aus dem fein gepulverten Bernstein ein gelbes, weiches, an den Fingern klebendes Harz auszuscheiden, das sich wie ein natürlicher Balsam verhält. Durch Destillation desselben mit Wasser erhält man einige Tropfen eines ätherischen Oeles, das stark wie Pfefferöl und Rosmarin riecht und auf der Zunge aromatisch wärmend, dann ein Stechen hinterlassend sich erweist — Beweis genug, daß der Bernstein nichts anderes ist als ein zum Fossil gewordenes Harz. Man fand in jüngeren Braunkohlenlagern Aststücke mit dem Gefüge des Nadelholzes, eingeschlossen in Bernstein, ferner Bernsteinbildungen zwischen Rinde und Holz an Nadelholzzapfen. Schon der römische Geschichtschreiber Tacitus bezeichnete den Stoff als ein Pflanzenharz. Lange hielt man ihn für das Harz einer vorweltlichen Fichtenart, die man pinus succinifer, bernsteintragende Fichte nannte; genauere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß noch andere fichten- und cypressenartige Bäume der Vorwelt zur Erzeugung des Bernsteins beigetragen

Digitized by Google

haben. Die Thiere, meist Insekten, welche im Bernstein eingeschlossen sind, haben viel Aehnlichkeit mit den jetzt lebenden Arten, woraus man schließt, daß das Alter des Bernsteins nicht sehr hoch sei. Manche Mücke oder Fliege ist mit ihren Flügeln so schön ausgespannt, als wäre sie noch im Fliegen begriffen; das flüssig herabtröpfelnde Harz muß sie also noch im Fluge überrascht haben.

Professor Göppert in Breslau, der schon das Holz auf künstliche Weise in Braunkohle zu verwandeln wußte, hat neuerdings auch den Versuch gemacht, den Bernstein künstlich herzustellen. Er hielt Fichtenharz nebst Fichtenzweigen drei Monate lang im warmen Wasser von sechszig bis achtzig Grad. Das Harz roch dann nicht mehr terpentinartig, sondern angenehm balsamisch, ähnlich dem Bernstein; aber es ließ sich noch in Weingeist auflösen, was der Bernstein nicht thut. Ein anderes Harz, der venetianische Terpentin, mit Zweigen des Lerchenbaums ein ganzes Jahr lang fortwährend unter warmem Wasser erhalten, zeigte schon mehr Widerstand gegen die Auflösung durch Alkohol, kam also dem Bernstein noch näher.

Man hat Bernsteinstücke in den Braunkohlenlagern Grönlands, in Frankreich, den Niederlanden auf Sizilien, in Hinterindien — auf den verschiedensten Punkten der Erdoberfläche gefunden; bei Hermsdorf im Riesengebirge 1250 Fuß, bei Tannhausen 1350 Fuß über dem Meere. Am ausgiebigsten und häufigsten ward aber schon seit vielen Jahrhunderten das kostbare Fossil am Ostseestrande gesammelt. Dort liegt der Bernstein meist in kleinen Körnern im lockeren Sande, wird durch die Meereswogen aufgewühlt und mit Seetang an's Ufer geworfen. Bei ruhigem Wetter sieht man die hellen Stücklein auch am Meeresboden liegen, fährt auf Booten in

Digitized by Google

die See, bricht mit spitzen Stangen sie los und zieht sie mit Netzen heraus. Aber auch weiter im Innern des Landes gräbt man nach Bernstein und gewinnt ihn auf völlig bergmännische Weise durch Schachte und Stollen. Uebrigens bleibt die Küstengegend zwischen Königsberg und Memel der Hauptfundort; an der Westküste Kurlands nach Norden zu wird der Bernstein immer seltener. Nach den neuesten Berichten*) wird von der russisch-polang'schen Strandgrenze bis Libau noch ziemlich viel gefunden, so daß früher die Strandbauern von Polangen, Heiligen-Aa, Papensee, Niederbartau und Perkuhnen für die Berechtigung zur Bernsteinfischerei eine Abgabe von 60 Kopeken Silber auf jeden erwachsenen Mann zahlten, welche Abgabe in letzter Zeit durch Zinszahlung ersetzt wurde. Bei Polangen werden noch ziemlich häufig Stücke aller Formen mit Insekten, Blättern, Moosen, beweglichen Wassertropfen, Sand und kleinen Steinchen vom Meere ausgeworfen, und die Polangen'schen Juden sind bekannt wegen ihrer Geschicklichkeit, solch' schöne Stücke zu Ringen und anderen Schmucksachen zu verarbeiten. Bisweilen werden einzelne Stücke gefunden, welche die Größe einer Hand haben und mit 20 bis 50 Rubel bezahlt werden.

Im Jahre 1803 wurde auf dem Gute Schlappachen zwischen Gumbinnen und Insterburg ein großes schönes Stück gefunden von 14 Zoll Länge, 8 Zoll Breite und 6 Zoll Dicke (auf einer Seite), im Gewicht vierzehn Pfund schwer und im Werth zehntausend Thaler. Es befindet sich zu Berlin in der königlichen Mineraliensammlung. Ein solcher Fund ist aber auch eine große Seltenheit, und man nennt „großen Bernstein"

*) Meyer's Magazin von Rußland, vgl. Petermann's Mittheilungen 1856, S. 160.

schon Stücke von acht Loth, im Werth von 50 Thalern. Die allerkleinsten Stücke, die nicht mehr verarbeitet werden können, werden zum Firniß und Räucherpulver benutzt und heißen „kleine Waare." Die mittelgroßen festen und reinen Stücke von dem Umfang einer Haselnuß an sind „Sortiments- oder Arbeitssteine", und werden von den Bernsteindrehern auf vielfache Weise verarbeitet; namentlich wird in Paris viel Bernstein geschliffen. Das Geheimniß, den Bernstein völlig durchsichtig zu machen, soll darin bestehen, daß man ihn lange in Leinöl siedet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wurden in Königsberg sogar Brillen und Brenngläser aus Bernstein geschliffen, von denen man behauptet, sie leisteten mehr als solche von Glas.

Im Orient ist noch heute wie vor Jahrtausenden der Bernstein sehr beliebt. Nach Konstantinopel werden vorzugsweise die bekannten Pfeifenspitzen abgesetzt; die kugelrunden und länglichrunden Bernsteinperlen gehen nach Aegypten, die großen, glatten, ziemlich unförmlichen Korallen nach Indien. Eine Menge Bernstein wird aber auch zum Räuchern im ganzen Orient verbraucht; Chinesen, Japaner und Perser ziehen den Duft des Bernsteins allen andern Wohlgerüchen vor, und bei Gottesdiensten wie bei feierlichen Gastmählern und Festen darf die Bernsteinräucherung nicht fehlen. Wie bei den alten Juden dem Gaste vor und nach der Mahlzeit Haar und Bart mit Weihrauch und anderen Spezereien eingeräuchert wurde, so wird noch jetzt im Orient dem fremden Gast zum Zeichen der Ehrerbietung mit Bernsteinpulver geräuchert, zugleich zum Genuß einer reineren Atmospäre; denn im heißen Morgenlande ist die Ausdünstung des Körpers viel stärker als in unserem kühleren Abendlande.

Der Bernstein bildete zuerst das Band, das die rauhen

Digitized by Google

unwirthlichen Küsten des deutschen Nordens an die sonnigen Gestade des Mittelmeers knüpfte, unsern deutschen Vorfahren den Blick öffnete auf die Kulturländer der alten Welt. Phönizische und griechische Kaufleute schifften nach den „Bernsteinküsten“ und brachten heimkehrend ihren Landsleuten Kunde von den mitternächtigen Menschen, von denen sie nicht ahnten, daß diese Barbaren die Erben seyn würden der gesammten Bildung des Alterthums. Daß die alten Griechen den Bernstein dem Golde gleich setzten, erhellt schon aus der oben angeführten Stelle Homers. Die griechische Mythe erklärt den Ursprung des Bernsteins durch die Sage von Phaëton, der, als er auf seiner verwegenen Fahrt vom Sonnenwagen herabgestürzt, durch Zeus Blitze in den Eridanus (Po) geschleudert war, von seinen am Ufer stehenden Schwestern so lange beweint wurde, bis die mitleidigen Götter diese in Erlen und Pappeln, nach Anderen in Lerchenbäume verwandelten. Aber noch als Bäume weinten sie ein Harz, das mit der Zeit als Bernstein verhärtete.

Diese Sage könnte zur Bestätigung dessen dienen, was neuere Untersuchungen ergeben, daß nämlich die Phönizier keineswegs bis in die Ostsee gekommen seien, sondern den Bernstein durch Zwischenhandel bekommen hätten. Die Gothen und Esthen am baltischen Meere hätten den Bernstein bis nach Pannonien verhandelt und von dort sei er nach Oberitalien gekommen, von wo ihn die Tusker nach Griechenland und in den Orient geschafft hätten. Uebrigens wurde auch in Ligurien Bernstein aus der Erde gegraben.

Unsere germanischen Altvordern schätzten den Bernstein gleichfalls sehr hoch und machten allerhand Schmucksachen daraus, die wir häufig noch in den Grabhügeln antreffen, die sich an der Ostseeküste hinziehen. Noch heute gehört in

Digitized by Google

Westphalen zum Schmuck einer Braut als nothwendiges Erforderniß eine Halsschnur aus Bernsteinkorallen, die als Inventarium auf dem Hofe verbleibt.

Das Silber.

— Und still gewebt durch die Felsenwand
Erglänzt das Licht der Metalle;
Und das Fäustel in hoch gehobener Hand
Saust herab mit mächtigem Schalle.
Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus
Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Da jagt es durch alle vier Reiche der Welt,
Und Jeder möcht' es erlangen;
Nach ihm sind alle Sinnen gestellt,
Es nimmt alle Sinnen gefangen:
Nur uns hat nie seine Macht bethört,
Und wir nur erkennen den flüchtigen Werth.

Bergmannslied von Th. Körner.

Dem Golde zunächst an Werth und Achtung bei den Menschen steht das edle Silbermetall. Das altchemische Zeichen des Goldes ist ☉, die Sonne; des Silbers ☾, der Mond; und wie das Mondlicht uns freundlich und wohlthuend anspricht, obwohl es nicht so prachtvoll ist wie das bei weitem stärkere Sonnenlicht: so ist auch das Silber zwar bescheidener, sanfter in seinem Wesen, nicht so feurig wie das Gold, aber das freundlichste aller Metalle. Auch paßt der Vergleich zwischen Sonne und Mond nicht ganz; denn das Silber steht als selbstständige Macht neben dem Golde, sein Glanz ist kein erborgter, kein matter Abglanz des Goldes, sondern ein eigenthümlicher und so starker, daß nur polirter Stahl mit dem Silberglanz wetteifern kann. Die Adler der

Digitized by Google

römischen Legionen waren von Silber, weil sie in größter Entfernung glänzten. Freilich ist das Silber fast um die Hälfte leichter als das Gold, da letzteres $19\frac{1}{2}$ mal schwerer ist als Wasser, das Silber nur $10\frac{1}{2}$ mal, auch hat das Gold die größere Hämmerbarkeit; aber das Silber kommt doch dem Gold nahe in der plastischen Kraft, denn es kann in Blätter geschlagen werden von $\frac{1}{100000}$ Zoll Stärke, und dabei ist es viel härter, elastischer und darum auch klangreicher als Gold. „Silberhell" bezeichnet nicht bloß den reinen weißen Lichtglanz, wie er dem Silber eigenthümlich ist, sondern auch den reinen klaren Ton, den schönen Silberklang. Die Zähigkeit des Silbers ist auch größer als die des Goldes; ein Gran, ein ganz kleines Silberkörnchen läßt sich zu einem Faden von 400 Fuß Länge ausspinnen, und ein Silberfaden, der $\frac{3}{10}$ Linien dick und 2 Fuß lang ist, reißt erst durch ein daran gehängtes Gewicht von 20 Pfund 22 Loth, während ein gleich starker und langer Goldfaden nur 16 Pfund 18 Loth trägt. Daß Silber viel leichter ist als Gold, kommt seinen Besitzern auf andere Weise wieder zu Statten, denn silberne Platten und Löffel und Kannen sind bequemer zu handhaben, als goldene von gleicher Größe. Auch an leichter Schmelzbarkeit steht das Silber voran, da es nach dem hunderttheiligen Thermometer schon bei 1000 Grad, das Gold bei 1200 Grad schmilzt.

Als ein edles Metall bleibt das Silber in Luft und Wasser beständig, der Sauerstoff hat keine Macht über dasselbe. Aber darin ist es doch gegen Gold im Nachtheil, daß sein reiner Glanz leichter getrübt wird, weil es mit anderen Grundstoffen leicht Verbindungen eingeht, so z. B. mit Schwefel, Phosphor, Jod. Wenn du deine silbernen Löffel im Tischkasten neben Phosphorzündhölzchen liegen lässest, wirst du zu

deinem Schreck bald gewahren, wie das helle schmucke Silberkleid sich in ein dunkel schwarzbraunes verwandelt hat. Daß auch das Eigelb seines Schwefelgehaltes willen das Silber verdunkelt, ist ja bekannt. Es ist ganz merkwürdig, wie das edle weißglänzende Metall so große Neigung hat, schwarze Farben hervorzubringen. Lösest du Silber in Salpetersäure auf, so wirst du zunächst eine wasserhelle Lösung erhalten, vorausgesetzt, daß dein Silber keine Kupfertheile enthielt. Dieses salpetersaure Silber hat eine starke Aetzkraft, und macht auf der Haut schwarze Flecken, und auch die Hausfrauen wissen von einer solchen Lösung Gebrauch zu machen. indem sie die Wäsche mit der „unauslöschlichen Dinte" zeichnen. Der Silbersalpeter zerfließt bei gelinder Wärme und indem sein Krystallisationswasser verdampft, wird er schwarz und gibt den sogenannten „Höllenstein", den die Wundärzte zum Zerstören des wilden Fleisches und anderer Gebilde des thierischen Organismus verwenden. Wird zur Auflösung des Silbers Chlor oder irgend eine chlorhaltige Verbindung genommen, so schlägt sich das Chlorsilber nieder als ein weißer Niederschlag, der sich aber am Sonnenlicht bald violett und endlich schwarz färbt. Noch empfindlicher gegen das Sonnenlicht ist das Jodsilber. Wird eine polirte Silberplatte den Joddämpfen ausgesetzt, so bilden die mit Jod gesättigten Silbertheilchen eine blaßgelbe Schicht, bringt man nun die Platte in einen finsteren Raum und läßt das durch eine Sammellinse erzeugte Lichtbild irgend eines Gegenstandes darauf fallen, so trennen die Lichtstrahlen wieder das Jod von dem Silber und zeichnen so das Bild auf der Platte ab. Wo das meiste Licht auffiel, ist auch der Silbergrund am meisten wieder hervorgetreten. Da jedoch diese Zersetzung durch das Licht zu schwach ist, um für menschliche Augen ein erkennbares

Digitized by Google

Bild zu geben, so wird dieselbe Platte noch Quecksilberdämpfen ausgesetzt, und indem das Quecksilber schnell und gern mit dem Silber sich vereinigt und auf den jodfreien Stellen sich ablagert, tritt nun das Bild deutlich hervor, und man braucht die Platte nur noch in eine Salzlösung zu legen, welche das übrige Jodsilber hinwegnimmt, damit das Licht nicht ferner das Bild verändere. Der Mann, welcher in solcher Weise zuerst mit dem Lichte auf Silberplatten zeichnete, hieß Daguerre, und von ihm führen die Lichtbilder den Namen Daguerrotypen.

Das im Feuer geschmolzene Silber zeigt eine spiegelblanke Oberfläche; man kann das Silber schmelzen und wieder schmelzen und es verwandelt sich doch nicht in Kalk, behält sein volles Gewicht und ist also, wie das Gold, feuerbeständig. In der Hitze großer Brennspiegel beginnt das geschmolzene Silber zu kochen und in Dampfform aufzusteigen; diese Silberdämpfe versilbern dann eine darüber gehaltene Goldplatte. So bleibt sein Wesen auch in der größten Hitze unverändert.

Man findet das Silber gediegen und vererzt, d. h. mit anderen Mineralien verbunden. Zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge fand man 1477 eine Masse fast ganz gediegenen Silbers, die 100 Zentner wog und so groß war, daß der damalige Herzog von Sachsen nebst seinen Begleitern darauf eine Mahlzeit hielt. Von einem ähnlichen Stücke gediegenen Silbers, das man im Harz fand, ward eine Tafel gemacht, an welcher 24 Personen sitzen konnten. Die kleinen Stückchen des gediegenen Silbers zeigen oft sehr schöne Krystallisationsformen von Haaren und Zacken. So häufig wie die gediegenen Goldkörner und Goldklumpen liegt aber das Silber nicht zu Tage; es steigt meist tief in die Felsspalten der

Digitized by Google

Berge hinab, und wenn es dem Auge des Menschen den silbernen Ausgang reicher Adern an der Oberfläche zeigte, wollte es ihn nur reizen, weiter nachzugraben und im Schweiß seines Angesichts die tief verborgenen Schätze sich zu erringen. Nicht das Gold, so mancherlei Arbeit das Goldgraben und Goldwaschen auch kosten mag, wohl aber das Silber hat zu den kühnen und großartigen Werken des eigentlichen kunstgerechten Bergbaues Veranlassung gegeben. So knüpft sich der Bergbau des Harzgebirges an die Entdeckung der Silberadern des Rammelsberges bei Goslar, welche unter Heinrich dem Städteerbauer erfolgte. Die Sage erzählt, daß Ramme, ein Edelmann, auf der Jagd begriffen, sein Roß an eine Tanne gebunden habe, und in seiner Abwesenheit habe das ungeduldige Pferd mit dem Hufe die Erde aufgescharrt und eine Silberader des Berges bloßgelegt. Die Silbergruben bei Schneeberg in Sachsen sollen von einem Handelsmanne, der nach Zwickau reiste, und die reichen Silberschätze bei Freiberg durch Fuhrleute entdeckt worden seyn. In der Gegend von Joachimsthal hatte man lange Zeit auch Silber gebaut ohne sonderlichen Erfolg, bis um's Jahr 1516 sich die Ausbeute so reich erwies, daß sich Graf Schlick bewogen fand, den Grund zu einer Bergstadt zu legen, welche auch bald gedeihlich aufblühete. Die ersten Münzen, die aus dem Joachimsthaler Silber geprägt wurden, waren Guldengroschen zu 24 weißen Groschen, und empfingen dann den Namen Joachimsthaler oder kurzweg „Thaler", welcher Name als „Dollar" auch in Amerika das Bürgerrecht erhalten hat. Die berühmten Silberbergwerke von Potosi in den südamerikanischen Anden verdanken auch einem glücklichen Zufall ihre Entstehung. Ein Indianer, der einen Felsen hinaufkletterte, um ein ihm entlaufenes Ljama herabzuholen, hielt sich an einem Zweige,

Digitized by Google

der aus der Ritze des Felsens hervorwuchs. Der Zweig riß, und der Indianer sah in der Spalte Etwas glänzen; die Stelle ward genauer untersucht und es zeigten sich die mächtigsten Silberadern, die zum Theil ganz frei wie Mauern dahinzogen, da vom Erdreich viel fortgeschwemmt war. Die ungeheuern Gold- und Silberschätze, die Spanien in Peru und Mexiko ausbeutete, und womit es Jahrhunderte lang seine „Silberflotten" befrachtete, bewirkten freilich, daß nicht blos in Spanien selber, sondern auch bei uns in Deutschland der Bergbau wieder sank. Viele Gruben in Deutschland wurden wieder verlassen, da die Ausbeute zu gering, der Lohn der Bergleute zu kärglich schien, und die Privatgesellschaften von der Anlage ihres Kapitals zu wenig Zinsen erhielten. Man rechnet, daß der Cerro de Potosi (15,090 Fuß hoch) vom Jahre 1545 bis 1803 für 1100 Millionen Piaster*) Silber lieferte.

Gegenwärtig hat die Ausbeute merklich abgenommen, dagegen haben die Silberbergwerke des Cerro di Pasko ihre Schätze geöffnet und seit dem Jahre 1846 mehr als zwölf Millionen Francs jährlichen Gewinn gebracht. In einem aus Berichten der Limaer Zeitungen zusammengefaßten Ueberblick des Auslandes (1855, 3) heißt es unter Anderem:

Im peruanischen großen Tafellande von Pasko, beinahe 14,000 Fuß über der Meeresfläche, liegt der Bergsee Lauricocha, die Quelle des großen Amazonenstromes. Vor mehr denn 200 Jahren lebte daselbst ein reicher Spanier, Don Jose Ugarto, von seinen großen Schaf- und Ljamaheerden, die von indianischen Ansiedlern in den Thälern gewaidet wurden. Futtermangel trieb diese Hirten oft Tagereisen weit in

*) 1 Piaster = 1 Thlr. 13½ Sgr.

Digitized by Google

die Berge. Einmal lagerte ein solcher Schäfer in einem steinigten Bergkessel, und nachdem er nach seinen Schafen gesehen, machte er sich ein Feuer an aus dürrem Gras und Cactus, und schlief dabei ein. Als er erwachte, war der Stein neben dem Feuer geschmolzen und hatte einen Klumpen Silber hinterlassen. Er eilte nach Hause zu seinem Herrn, und dieser fand bei näherer Untersuchung eine reiche Silberader. Die Neuigkeit verbreitete sich blitzschnell, und rasch erhob sich auf der wüsten Stelle die Stadt Cerro di Pasko, die Schatzkammer von Peru, die am höchsten gelegene Stadt der Welt. Die Umgebung der Stadt besteht aus elenden Indianerhütten von Rohr und Lehm, bewohnt von der untersten Indianerklasse der Cholos. In der Stadt selbst mischen sich die Indianerhütten mit den besseren Häusern der Minenbesitzer, Wirthe und Kaufleute. An vielen dieser Häuser sind die Eingänge zu Silberminen, und die meisten Minenoperationen werden in der Stadt selber betrieben; mancher Minenbesitzer kann von seinem Eßzimmer aus in die Oeffnung hinabsteigen, die zu seinen verborgenen Schätzen führt. Selbst in manchen Straßen öffnen sich Minen, und die ganze Stadt ist so unterwühlt, daß sie leicht eines Tages zu dem glänzenden Metalle, dem sie ihre Entstehung verdankt, hinabstürzen kann. Die Minen gehen übrigens nicht tief, selten tiefer als 100 Fuß, die meisten sind nur 30 bis 40 Fuß tiefe Löcher. Die Art der Bearbeitung ist die einfachste von der Welt. In die kleineren Minen gelangt man meist auf Stufen, entweder in den Schacht eingehauen, oder aus lose übereinander geschichteten Steinen bestehend, die häufig unter den Füßen des ungeübten Fremdlings nachgeben und in die Tiefe stürzen. In den tieferen Minen bedient man sich einer gewöhnlichen Winde oder einer von Maulthieren getriebenen Rolle, die

Digitized by Google

aber meist so zerbrechlich ist, daß es jedesmal wie ein Wunder erscheint, wenn man bei diesen halbverrosteten Ketten mit heiler Haut davonkommt. Der Holzmangel ist Ursache, daß die Gruben stets schlecht verwahrt sind und viele Arbeiter kommen daher durch Erdstürze um. Die Indianer müssen beinahe alle Arbeit thun, und bekommen täglich nicht mehr als zwei bis drei Shilling zum Lohn. In den kleineren Minen schleppen die Arbeiter das Erz auf baufälligen Leitern in Ledersäcken heraus, von wo es zu den Schmelzhütten gebracht wird, die meist jenseits der Stadt gelegen sind. Hier amalgamirt man es mit Quecksilber, indem man beide Stoffe mischt und so lange Pferde und Maulthiere darüber herumtreibt, bis die Masse sich gemischt hat; alsdann wird das Quecksilber durch Hitze ausgetrieben. In diese rohe Weise haben jedoch neuerdings die von englischen Häusern eingeführten Vorrichtungen eine kleine Revolution gebracht. Das Silber wird in große, längliche, flache Barren gegossen, jede 100 Pfund schwer, und in dieser Form an die Küste gebracht, um nach Europa verschifft zu werden. Die Städte und Dörfer, welche über die Silberdistrikte zerstreut liegen, erhalten ihre Lebensbedürfnisse aus den fruchtbaren Thälern, die tief in den Bergen vergraben liegen. Die Wege, die dahin führen, sind meist in Stein gehauene Fußpfade, an Abgründen durch wüste Gegenden, über baufällige Brücken sich fortziehend. Die fruchtbaren Thäler bilden den größten Kontrast zur dürren Hochfläche, die ihre Schätze nicht im Pflanzenreich, sondern im Mineralreich besitzt.

Wir sind gewohnt, die erzreichsten Minen nicht in den hochgethürmten Alpen, sondern in niedern, sanftgerundeten Berghängen zu suchen; in den südamerikanischen Anden ist das Gegentheil der Fall. Da ist z. B. der Cerro de Gual-

Digitized by Google

gayoc, der Hauptsitz der Gruben von Chota, von welchem uns Alexander v. Humboldt*) ein so anschauliches Bild gezeichnet hat, eine isolirte Hornsteinklippe, von zahllosen Silbergängen durchsetzt, gegen Norden und Westen tief, fast senkrecht abgestürzt. Sein Gipfel führt den Namen las puntas, die Spitzen, und seine ganze Form ist von thurmähnlichen Zacken und Spitzen unterbrochen; er steht da, „wie ein Zauberschloß." An seinen Abhängen kleben die Menschenwohnungen und Stollenhäuschen wie Nester, und wie in unsern Alpen der Gemsjäger das erlegte Thier auf steilen Felszacken herabbringt, so tragen dort die Bergleute das Erz auf steilen, gefährlichen Fußpfaden zu den Amalgamationswerken hinab.

Gegen solche Riesenberge erscheint der Rammelsberg bei Goslar oder das sächsische Freiberg sehr winzig; nur die Oede und das Unwirthliche der Umgebung theilt die Stadt Freiberg mit der Stadt Pasko. Auf langgedehnten Halden hat sich das taube Gestein um die Grubenmündungen angehäuft und immer wachsende Hügel gebildet; nicht allein sind die Wälder verschwunden — sie sind von der Oberfläche in die Tiefe hinabgestiegen — auch Busch und Kraut sind vertilgt und selbst der Graswuchs verkümmert, es ist, als duldeten die in Betrieb gesetzten Erzlager keinen Pflanzenwuchs in ihrer Nähe. Die schwarzgrauen Schuppenhütten und Grubenhäuser blicken traurig den Wandersmann an und unheimlich pfeift der Wind über die kahlen Flächen. Aber wer sich von dem abschreckenden Aeußern nicht abhalten läßt, die Welt kennen zu lernen, die sich in der Tiefe entfaltet, findet dann Stoff genug zur Bewunderung. Wie hat die deutsche Wissenschaft, deutscher Kunstfleiß und Muth sich vereint, Riesenwerke zu schaffen,

*) Ansichten der Natur, II. S. 339 ff.

Digitized by Google

die großartiger sind, als der Bau jener egyptischen Pyramiden! Stundenlange Kanäle leiten das Wasser in's Thal der Mulde, stundenlange Stollen sind nach allen Richtungen gehauen und verzweigen sich wie ein Labyrinth, in welchem nur der Kundige sich zurechtfindet; weite Säle sind ausgehöhlt und durch feste Mauergewölbe gestützt. Tausende von Fichtenstämmen tragen die Erdmassen, aus denen sie einst selber die Nahrung gesogen, und wie das ausgeerzte Gestein wieder zurückwandern muß in die tiefen Höhlen, um sie zu füllen, so muß auch das ausgepumpte Wasser wiederum arbeiten, die Erze aus der Tiefe emporzuheben. Die vierrädrigen Wagen, „Hunde“ genannt, oder die Handkarren fahren die silberhaltigen Stufen nach dem Füllloch, während aus der Tiefe die Kübel auf- und absteigen, getrieben von Dampfmaschinen, ohne die heutzutage nichts Großes mehr geschieht. Es arbeiten Tausende von Bergleuten, aber in den weiten Strecken verlieren sie sich, und nur einzeln dringen die Töne des Pickens, Bohrens und Hauens in das Ohr des von der Oberwelt eingedrungenen Fremdlings, oder wälzen sich die Donnertöne einer gesprengten Mine von einem Ort zum andern. Von den feuchten, schwarzen Wänden glitzert es hier und da im Schein des Grubenlichts, das sich in den Krystallen des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes bricht. Die Männer in ihren schwarzen Bergkitteln steigen aus dem dunkeln Hintergrunde auf wie Gnomen; sie bieten ihr Leben aber selber den tückischen Berggeistern dar, kühn den Kampf mit ihnen wagend, nachdem sie im Zechenhaus in frommer Bergmannsweise ihre Seele Gott befohlen, bevor sie „angefahren“ und die „Schicht begonnen“. Von den zwölfjährigen Pochjungen, die oben das taube Gestein ausschlagen und aufschütten, bis zu den „Ganghäuern“, die

Digitized by Google

zwölf Sunden lang in der Grube das „Gezähe" führen, vom Unter-Steiger bis zum Berghauptmann ist ein großer Organismus von Kräften, die ineinandergreifend auf Ein Ziel hinarbeiten, Eine große Familie bilden — obwohl der angestrengteste Fleiß nur wenig lohnt und beim deutschen Bergbau das Wort des Dichters sich bewährt:

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

(Novalis.)

In allen Zonen der Erde ist Silber vorhanden; in Norwegen ist bei Konsberg seit dem vorigen Jahrhundert ein Bergwerk im Gange, wo meist gediegenes Silber gebrochen wird, obwohl die Ausbeute im Ganzen nicht sehr bedeutend ist; in Schweden blüht ein wichtiges Silberbergwerk bei Sala in Westmanland. Rußland hat in Sibirien und am Kaukasus seine Silberminen, Oestreich in Ungarn und Siebenbürgen, Steiermark und Böhmen. Das am Silber reichste Land ist Mexiko, dessen durchschnittlicher Ertrag auf 1,412,000 Mark berechnet wird. Die Mark hat 16 Loth Gewicht, und einen Geldwerth von 24 Gulden. Im Jahr 1854 wurden an Silber gewonnen:

im Harz	30,000	Troy-Pfund*)
in Sachsen	60,000	„ „
in Mexiko	1,750,000	„ „

Nach so vieljähriger Ausbeute sind freilich viele Silberminen erschöpft worden, und man berechnet, daß der Silbergewinn um das 5fache abgenommen habe, während durch die riesig große Goldausbeute in Kalifornien und Australien die

*) c. 25½ Loth.

Digitized by Google

Golderute um das 50fache sich vermehrt hat; dennoch mag im Ganzen immer noch 5 mal mehr Silber als Gold gewonnen werden. Und wie zur Belohnung des Fleißes und der Geduld der Arbeiter in den Silberbergwerken geschieht es auch mitunter, daß man auf neue ergiebige Adern stößt. So meldeten noch am Schlusse des Jahres 1857 die sächsischen Zeitungen, daß die Grube Himmelfahrt — seit einem Jahrhundert ein gefeierter Name — wunderbar reiche Silberanbrüche gemacht habe: mehrere Stufen enthielten das gediegenste reine Silber, und der ganze Anbruch, soweit er sich im Anfang darstellte, wurde auf den Werth von 20,000 Thalern veranschlagt.

Im Jahre 1860 wurden die Leute in Kalifornien abermals von einer fieberhaften Aufregung ergriffen durch die Kunde, es seien mächtige Silberlager in Washoe, in den Thälern am östlichen Abhang des Schneegebirges (der Sierra Nevada) entdeckt worden, welches Gebirge Kalifornien der Länge nach durchzieht. Längs des Westrandes des ganzen Utah-Bassins liegt in der That eine ebenso silberreiche Gegend, als sich der Westabhang der Sierra Nevada goldreich erwiesen hat. Die Reise in diese Gegenden und der Aufenthalt daselbst ist freilich noch kostspieliger als der Aufenthalt in San Francisko; die Anziehungskraft des edlen Metalls wird aber auch hier sich wirksam erweisen und die Wildnisse in ein Kulturland verwandeln.

Das vererzte Silber findet sich in allerlei Verbindungen und demgemäß auch in den verschiedensten Farben. So ist das Glaserz, mit Schwefel verbundenes Silber, bleigrau und in's Schwärzliche spielend; es läßt sich biegen und mit dem Messer schneiden wie Blei. Das Hornerz ist durch Vitriol und Salzsäure vererztes Silber, das, in dünne Scheiben ge-

Digitized by Google

schnitten, bald durchsichtig wird wie Horn. Es ist von weißer, violetter, grüner und gelber Farbe. Ferner unterscheidet man Rothgülden, Weißgülden und Schwarzgülden. Das Rothgülden oder rothe Silbererz ist besonders schön; zuweilen fast durchsichtig und von bewundernswürdiger crystallinischer Bildung, wie es namentlich auf dem St. Andreasberge im Harz gefunden wird. Es ist Silber mit Schwefel und Spießglanz verbunden.

Um aus den Erzen das reine Silber auszuscheiden, wird viel mehr Arbeit erfordert, als bei der Goldgewinnung. Wäre das Silber leichter zu gewinnen und weniger selten, würde es auch billiger seyn. So aber behauptet es seinen Werth, der im Alterthum sich zu dem des Goldes wie 1 : 10, dann wie 1 : 12 sich verhielt und jetzt wie 1 : 15½ steht. Das Silber ist wie das Gold gleich werthvoll zur Verarbeitung von Schmucksachen und Gefäßen wie zur Ausprägung von Münzen. Bei uns Deutschen ist das Silber die Einheit, der eigentliche Werthmesser geworden, nach welchem wir den Werth der übrigen Metalle berechnen. Bei den Engländern bildet das Gold die Einheit. Aber wie viel Entwicklungsstufen mußten die Völker in ihrer Kultur erst durchmachen, bis sie zum Gold- und Silbergelde kamen! Anfangs wurden Früchte, Vieh, Sklaven gegen einander ausgetauscht. Die alten Mexikaner bedienten sich der Kakaobohnen als Scheidemünze und noch heute gelten im innern Afrika und Ostindien die Kauris, kleine Muscheln, von denen 2500 auf einen Maria-Theresia-Thaler gehen, als solche. Den Südsee-Insulanern waren Glasperlen, Nägel und Beile das liebste Geld. Wie man aber anfing, die Metalle selber zu bearbeiten und dann die Tugenden des Goldes und Silbers erkannte, daß kein Rost diese Metallstücke angriff, daß sie sich zu bequemen

Digitized by Google

Stückchen formen ließen und zertheilt wie immer doch stets wieder in die gleiche schöne Masse zusammengeschmolzen werden konnten: da mußte auch das Bedürfniß immer mehr hervortreten, mit solchen edlen Metallstücken den Umsatz der Waaren zu bewerkstelligen. Schon die Phönizier, welche in Spanien (Tartessus) und an den Gestaden der Nord- und Ostsee ihre Silber- und Goldquellen hatten, und aus dem Orient Gewürze, Arzneistoffe, Perlen, edles Holz, Seide und Weihrauch holten, führten Gold- und Silberstücke als Tauschmittel ein, die anfangs bloß gewogen wurden, dann aber, um den Austausch zu beschleunigen, eine Bezeichnung ihres Gewichtes aufgeprägt erhielten. Die Fürsten oder Städte bekamen endlich das Vorrecht, allein Münzen ausprägen zu dürfen, und zur Vermeidung des Betruges war eine solche gesetzliche Autorität auch nothwendig.

Der römische Senat soll vor dem ersten punischen Kriege die ersten Silbermünzen geprägt haben. Wie bei den Griechen bis zur Unterjochung durch die Römer war auch bei den Römern während der Republik und unter den Kaisern bis auf Alexander Severus das Silber von reinem Gehalte; allmälig erhielt es immer mehr Zusatz, so daß unter Gallienus zu einem Theil Silber vier Theile Erz genommen wurden, und von Klaudius dem Gothen an kupferne Münzen nur mit einem dünnen silbernen Plättchen überzogen wurden. Diokletian erst stellte das reine Silber wieder her. Unsere Silbermünzen sind sämmtlich mit Kupfer versetzt (legirt), da durch solche Mischung das Metall härter wird, und merkwürdiger Weise behält das Silber noch seine weiße Farbe, auch wenn die Hälfte Kupfer zugesetzt wird. Der Gehalt der englischen Silbermünzen war bisher 12⅓ Silber auf 1 Theil Kupfer, der französischen 137 Silber auf 7 Theile Kupfer, der östrei-

Digitized by Google

chischen 288 Silber auf 13 Theile Kupfer, weßhalb auch die östreichischen Zwanziger fleißig genug in's Ausland und namentlich nach Frankreich gewandert sind, um eingeschmolzen zu werden. Bei den Guldenstücken und Zweithalerstücken des Münzvereins wird auf 9 Theile Silber 1 Theil Kupfer gerechnet; sie sind also mehr als 14löthig. Man nennt nämlich das Silber 16löthig, wenn in einer Mark oder 16 Loth auch 16 Loth Feinsilber enthalten sind; 15löthig, wenn in einer Mark 15 Loth Silber und ein Loth Kupfer sind, 14löthig, wenn darin 14 Loth Silber und 2 Loth Kupfer stecken u. s. f. Silberne Geräthe, besonders Löffel und Tafelgeschirre, bekommen vom Goldarbeiter einen Stempel, der die Löthigkeit bezeichnet, und in England wird die Richtigkeit dieser Angabe noch durch einen obrigkeitlichen Stempel beglaubigt. Minderes Silber als 10löthiges und feineres als 14löthiges wird selten mehr verarbeitet.

Silber war schon zur Patriarchenzeit ein beliebtes Tauschmittel. Abraham, da er für sein Erbbegräbniß ein Stück Land von Ephron kaufte (1 Mose 23, 16.), wog ihm das Geld dar, das jener gefordert hatte, nämlich 400 Sekel Silber, „wie es im Kauf gäng und gäbe war." Abimelech wog dem Abraham 1000 Sekel Silber dar. Wie die alten Römer nach dem As, einem Gewicht von 12 Unzen (24 Loth), ihre edlen Metalle berechneten, so die Israeliten nach dem „Sekel," dessen Gewicht jedoch nicht genau zu ermitteln ist. Der Sekel nach der babylonischen Gefangenschaft war schwerer als der ältere zu Mosis Zeiten; auch unterschied man den Sekel des Heiligthums, nach welchem die Tempelabgaben berechnet wurden und unter David den Sekel königliches Gewicht von dem gemeinen im täglichen Verkehr üblichen. Wohl mögen auch kleine Silbermünzen im Werth von einem bis zum Viertel-

Digitized by Google

Sekel, vielleicht gestempelt, zirkulirt haben, und was Luther mit „Silberling" übersetzt hat, mag ein Sekel als Geldstück gewesen sein. Das Geschenk von 300 Silberlingen, welches Joseph seinem Bruder Benjamin machte, war für damalige Zeit gewiß ein königliches Geschenk. Wie beliebt schon in alter Zeit das Silber für allerlei Geräthschaften war, zeigen Stellen wie in 1 Mos. 44, 2.: „Und meinen silbernen Becher lege oben in des Jüngsten Sack, mit dem Gelde für das Getreide." 2 Mos. 12.: „Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Mose gesagt hatte, und von den Aegyptern gefordert silberne und goldene Geräthe." Richter 17, 4.: „Da nahm seine Mutter zweihundert Silberlinge und that sie zum Goldschmied, der machte ihr ein Bild und Abgott." Silbernes Geräth ward auch von den Phöniziern auf den tyrischen Markt gebracht (Hes. 27, 12. Jer. 10, 9.). Die heiligen Gefäße des Tempels waren meist aus Gold oder Silber (Esra 5, 14.). Von Salomo heißt es (1 Kön. 10, 25.): Und Jedermann brachte ihm Geschenke, silberne und goldene Geräthe, Kleider und Harnische, Würze, Rosse und Maulthiere jährlich! Und der König machte, daß des Silbers zu Jerusalem so viel war, wie die Steine. (V. 27.)

Wie weit der Luxus mit den Silbergefäßen und Silberverzierungen bei den Römern zur Zeit der ersten Kaiser ging, hat uns Plinius in seiner Naturgeschichte geschildert. Wir bringen — sagt er (XXIII, 49 und 50) — schon das Silbergeräthe auf die Tafelgestelle, lassen diese am Rande, wo die Gemüseschüsseln stehen sollen, graviren, *) und freuen uns,

*) Petronius erzählt von einem Schmause: Auf dem runden Repositorium standen im Kreise 12 Zeichen (vermuthlich die Sternbilder), und der Koch hatte über jedes ein Essen gesetzt, das sich dazu schickte z. B. Fische über das Zeichen der Fische, Krebse über das Zeichen des Krebses, Rindfleisch über das Zeichen des Stiers.

Digitized by Google

wenn durch den Grabstichel beim Graviren recht viel verloren ging. Der Redner Kolonos klagte, daß man Kochgeschirre aus Silber verfertigte; wir aber wissen die Karossen mit erhabener Silberarbeit zu bekleiden, und in unseren Tagen ließ die Poppäa, Gemahlin des Fürsten Nero, dem geliebtesten ihrer Maulthiere „goldene Hufeisen unterlegen." Damen ließen ihre Bettstellen mit Silber bekleiden, ebenso die Triklinien*) mit Silber verzieren. Schon im Bürgerkriege zwischen Marius und Sylla zog der Besitz von großen hundertpfündigen Schüsseln aus Silber vielen Bürgern die Verweisung zu, da Sylla nach diesen Silberschätzen lüstern war. Die Künstler wetteiferten in getriebener Arbeit aus Gold und Silber, und der Geschmack war sehr der Mode unterworfen. Es war mit den Schätzen edler Metalle auch die Ueppigkeit in die weltbeherrschende Roma eingezogen. Die Römer schmeichelten dem Augustus mit silbernen Statuen und die Degengriffe der Soldaten wurden von getriebenem Silber verfertigt: aber dieser Silberglanz konnte den Glanz der altrepublikanischen Tugend nicht mehr erwecken und verschönerte bloß — die Sklaverei.

Es könnte Manchem scheinen, als werde heutzutage auch ein übermäßiger Luxus mit Gold und Silber getrieben — da schon jeder Handwerksbursch seine goldene Uhrkette hat und die silberne zu bescheiden findet. Doch scheint das nur so, da Verzierungen und Geräthschaften einer größeren Zahl von Besitzern zu Gebote stehen. Das Mittelalter war viel luxuriöser, als die Neuzeit; man denke nur an die silbernen Knöpfe, Schnallen, Beschläge, Ketten der Bauern und Handwerker, an die silbernen Humpen der Innungen, die massiven

*) Die für 3 Personen eingerichteten Speise-Sophas, auf welchen die Gäste halbliegend ruheten.

Digitized by Google

silbernen Tafelaufsätze der reicheren Bürger. Eine Bäuerin aus der Danziger Niederung fragte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Verwandte in der Stadt um Rath, welches Silbergeräth sie sich wohl noch anschaffen könne, da sie bereits Kaffee-, Thee- und Tischgeschirr aus Silber besäße, ja selbst die Verzierungen ihres Wagens und der Pferdegeschirre aus diesem edlen Metalle beständen? Als die Gefragte keine Antwort zu geben wußte, ging sie hin und bestellte sich silberne — Spucknäpfe.*) Solcher Uebertreibungen ungeachtet bleibt das Streben nach Gefäßen und Kunstsachen aus edlem Metall, wenn es nicht aus bloßer Weichlichkeit hervorgeht, ehrenhaft für den Familiensinn, da silberne Löffel und Kannen sich auf Kind und Kindeskind forterben und Theil haben an der Familien-Chronik. So sehr sich auch heutzutage Mancher zum Sklaven des Goldes und Silbers macht, der im Jagen nach Geldgewinn der höheren Güter des Geistes vergißt: so dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß in der angestrengten Handels- und Gewerbthätigkeit unserer Zeit wieder ein Heilmittel liegt gegen Erschlaffung und weichliche Ruhe. Die edlen Metalle bleiben nicht mehr ein todter Besitz, sondern sind in beständigem Kreislauf, sie müssen auch arbeiten und helfen treulich mit an den Riesenwerken der Neuzeit, den Eisenbahnen und Dampfschiffen und großartigen Fabriken. Wie die Völker ihre Strömungen in der Geschichte haben, von Osten nach Westen wandern, so haben auch die edlen Metalle solche Strömungen, aber umgekehrt, von Westen nach Osten. Nach der Entdeckung von Amerika ergoß sich ein Silberstrom nach Europa, zunächst nach Spanien; gegenwärtig fließt das Silber von Europa nach dem Orient. Man rechnet, daß während

*) Aus dem Weichsel-Delta von Louis Passarge. (Berlin 1857.)

Digitized by Google

der letzten 7 Jahre bloß Ostindien 400 Millionen Rupies = 1000 Millionen Franken in Empfang genommen hat. Da nämlich der Orient Silberwährung hat und das Gold dort nicht so hoch im Preise steht, wie bei uns: so nehmen die Chinesen und Hindu's für die Erzeugnisse ihres Landes lieber Silber als Gold. Gleichzeitig häuft sich aber in Europa das Gold, in Folge der reichen Ausbeute in Amerika und Australien, und so entsteht bereits ein fühlbarer Mangel an Silber. Weit entfernt, daß die vermehrte Goldausbeute das Silber minder schätzbar machte, behauptet dieses edle Metall nicht bloß sein altes Ansehen, sondern steigert seinen Werth.

Das Kupfer und Zinn.

Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der alten Weise!
Die Glocke, v. Schiller.

Kupfer und Zinn sind wir gewohnt ebenso zusammen zu denken und zu nennen, wie Silber und Gold, sie gleichen den Abgesandten und Stellvertretern dieser höheren Mächte, denen sie mit ihrem Glanz und Schimmer nacheifern, obwohl sie ihre Pracht nicht erreichen. Der gelbe helle Sonnenglanz des Goldes ist im Kupfer zum Morgenroth geworden — Abglanz des Sonnenlichtes, in den Dünsten der Morgenatmosphäre gebrochen; der weiße Silberglanz ist im Zinn etwas

bläulicher geworden, bleibt aber nach dem Silber doch das schönste Weiß von allen Metallen. Wenn die Reichen und Vornehmen sich goldener Pokale und silberner Schüsseln freuen, so hat der Aermere seine Lust an den hellgescheuerten kupfernen Kesseln, messingenen Kellen, zinnernen Tellern und Löffeln, und eine reinliche, nette, mit solchem Metall wohlversehene Haushaltung gewährt einen noch herzerfreuenderen Anblick, als wenn goldbetreßte Lakaien ihre Löffel und Gabeln aus sammtenen Etuis aus- und einpacken, mag auch die Pracht der Gold- und Silbergeräthe immerhin größer seyn.

Kupfer und Zinn sind keine edlen Metalle mehr, denn sie bleiben im Feuer nicht beständig, da ein Theil der geschmolzenen Masse verkalkt; und im Wasser oder an der Luft, noch leichter in Säuren, werden sie vom Rost angefressen. Das Kupfer steht in dieser Hinsicht weit unter dem lauteren feuerbeständigen Golde, ja selbst unter dem Zinne und Eisen, dessen Rost nicht schädlich ist, — daß es nicht bloß leicht rostet, sondern in Verbindung mit Säuren den allbekannten giftigen Grünspan erzeugt. Das Zinn hingegen steht darin dem Silber nahe, daß es schwer vom Roste, der nur wenig in seine Oberfläche eindringt, angegriffen werden kann. Darum verzinnen wir die kupfernen Gefäße und schützen uns dadurch vor dem giftigen Kupferoxyd. Auf der anderen Seite hat wieder das Kupfer das mit den edlen Metallen gemein, daß es auch gediegen gefunden wird, weßhalb es seit den ältesten Zeiten den Menschen freundlich entgegenkam, um gleich dem Golde und Silber zu allerlei Gefäßen und Geräthschaften, zu Münzen und Werkzeugen sich formen zu lassen. An plastischer Kraft übertrifft es alle unedlen Metalle; es vereinigt mit höchster Dehnbarkeit die größte Härte. Darum schmilzt man es mit Gold und Silber zusammen, um diese

Digitized by Google

dauerhafter zu machen; wenn man vier Theile Silber mit einem Theile Kupfer legirt, wird die größte Härte erreicht, und eine solche Komposition gibt einen schöneren Klang, als selbst das reinste Silber. Darum darf auch das Kupfer weder in den Glocken noch in den Klaviersaiten fehlen, und wenn die Feierklänge des sonntäglichen Geläutes oder das Morgen- und Abendglöcklein des Werktages das Herz zur Andacht stimmt, so dürfen wir dankbar auch auf das Kupfer blicken, das die Glocken so klangreich macht. Doch auch das Zinn hat seinen Theil daran, denn die Glockenspeise besteht aus einem Theil englischem Zinn und fünf Theilen Kupfer oder auch aus 10 Theilen Kupfer, einem Theil Zinn und einem Theil Nickelmetall.

Das Zinn, dem Kupfer gegenüber, ist die weichere und sanftere Natur; in Verbindung aber mit dem Kupfer wird es selber elastischer und klangreicher und es gilt auch hier das Wort des Dichters:

Wo Starkes sich und Mildes paaren,
Da gibt es einen guten Klang.

Wunderbares Ineinanderspielen verwandter Materien und Kräfte! Mit gewissen Theilen Zink verbunden erscheint das Kupfer als Rothmessing oder Tomback, etwas mehr Zink genommen, gibt das fast goldgelbe Messing, und wird eine aus Nickel und Zinn bestehende Hälfte mit einer Hälfte Kupfer verbunden, so kommt das um den Silberglanz buhlende Neusilber zum Vorschein. Mischt man zu 96 Theilen gutem Zinn 4 Theile Kupfer und Spießglanz, so erhält man das sogenannte „Nürnberger-Zinn", ausgezeichnet durch seine Härte und seinen Glanz. Werden 85 Theile Kupfer mit 15 Theilen Zinn verbunden, so entsteht die bekannte Bronce, aus welcher die Statuen, die unsere öffentlichen Plätze zieren, und die

Digitized by Google

Kanonen, die das Vaterland schirmen, gegossen werden und die von den Alten dem Silber gleich geschätzt wurde. Je nachdem das Kupfer vorherrschen soll, kann man hinaufsteigen bis zu 97 Theilen Kupfer und 3 Theilen Zinn, und selbst in dieser geringen Quantität ist das Zinn noch stark genug, das Kupferroth in jenes grünliche Braun umzuwandeln, das wir eben Broncefarbe nennen.

Das Kupfer ist so hingebend, liebt und wird von aller Welt, nämlich den verschiedensten Metallen und Erden, geliebt, daß es die alten Naturkundigen mit dem Namen Venus bezeichnet und ihm das Zeichen der Göttin der Liebe, den Spiegel (♀) gegeben haben. Für die Gegenwart der edlen Metalle ist es so empfänglich, daß schon die kleinste Beimischung von Gold oder Silber ihm größere Geschmeidigkeit und schönere Färbung gibt, weßhalb auch das japanische, das ungarische und russische Kopeken-Kupfer in so gutem Ruf stehen, weil ihnen ein Geringes von den edlen Metallen beigemischt ist. Das Zinn ist fast ebenso hingebend und schmiegsam, es kommt wie das Kupfer mit Sauerstoff, Chlor, Fluor, Jod, Arsen, Antimon, Schwefel ꝛc. ꝛc. in den verschiedensten Verbindungen vor, erhält durch den Zusatz von ein wenig Quecksilber ein glanzvolles Weiß und wird durch einen Zusatz von Blei geschickter zum Guß. Doch stellt es sich dem schwereren unedleren Blei in seiner Reinheit als Silber gegenüber, und um seine Reinheit zu schützen, haben die Gesetze festgestellt, bis wie weit das Zinn legirt werden darf. Das englische feine Zinn ist mit einem Engel bezeichnet, der eine Waage hält; das Probezinn hat 6 Theile Zinn und 1 Theil Blei, und ist mit einem Bären bezeichnet.

Das Kupfer versteht sich vortrefflich auf's Malen. Schon das einfache Erz, je nachdem es schwächer oder stärker mit

Digitized by Google

Sauerstoff gesättigt (oxydirt) ist, spielt vom Kupferroth in die Kupferschwärze; das mit Säuren verbundene Kupfer liefert prachtvolle blaue und smaragdgrüne Farben. Das schwefelsaure Kupferoxyd liefert jene schönen blauen Krystalle, die unter dem Namen des blauen oder Kupfer-Vitriols bekannt sind; das bekannte Hellgrün, das unter dem Namen „Schweinfurter Grün" in den Handel kommt, ist arseniksaures Kupferoxyd, das aber seiner giftigen Eigenschaften willen nur an Fensterläden und Außenwänden gebraucht, nicht aber zu Tapeten genommen werden sollte. Auch das Zinn spielt in der Färberei eine große Rolle; durch Auflösung desselben in Salzsäure erhält man z. B. das Chlorzinn, das die Farben erhöht und befestiget und deßhalb in der Kattundruckerei sehr wichtig ist. Vielleicht war es die Anwendung der löslichen Zinnsalze, welche schon den Phöniziern nicht unbekannt, ihrer Purpurfärberei solchen Glanz und solche Dauer gab.

Beide, Kupfer und Zinn, wie vielfach greifen sie ins praktische Leben ein! Auf den Hochebenen Tibets, an den Abhängen der Riesengipfel des Himalaya, bei den tartarischen und indochinesischen Nomaden findet der Reisende kupferne Kessel und messingene Tabackspfeifen, und im heißen Sudan Afrika's blickt der schwarze Reiter stolz auf seine Steigbügel aus Kupfer und gibt der zu leichten Schale seines europäischen Rasirmessers einen Kupferbeschlag. Wo aber in Kupfer gearbeitet wird, da fehlt auch das Löthrohr des Spenglers nicht — 2 Theile Zinn und 1 Theil Blei. Was verfertigen die Kupferschmiede nicht Alles aus Kupferblech; Pfannen, Kessel, Blasen, Badewannen, Becken, Töpfe, Theemaschinen, Dampfgeräthe, Schiffsbeschläge, Dachrinnen und Dachplatten und Kupferplatten für die Kupferstecher! Aber man vergleiche damit die Menge der Schüsseln, Teller, Lampen, Leuchter,

Digitized by Google

Kannen, Näpfe, Löffel, Dosen aus Zinn, und den ausgedehnten Gebrauch des zwar eisernen „Weißblechs", das aber doch erst seinen Glanz und seine Brauchbarkeit empfangen hat durch's Zinn, das freundlich sich mit ihm verband.

Selbst darin wetteifern noch Kupfer und Zinn mit einander, daß sie zu den dünnsten, feinsten Blättchen sich auswalzen lassen und in dieser Gestalt manches Gaukelspiel treiben, um das Echte nachzuäffen. Zinn und Zink zu gleichen Theilen werden zur Bereitung des falschen Blattsilbers gebraucht, und geschlagenes Messing oder Rothkupfer gibt das Flittergold und Rauschgold. Das Schwefelzinn, das man erhält, wenn Zinnspähne mit Schwefel erhitzt werden, wird als Goldfarbe unter dem Namen „Musivgold" benutzt und hat goldigen Glanz. Nicht minder freundlich blickt das Zinn als Stanniol auf den silberglänzenden Hauben der Champagnerflaschen uns an.

Mag sich das Kupfer rühmen, daß es häufig in gediegenen Massen gefunden wird, wie am Kupferminenfluß in Nordamerika und auf der Kupferinsel bei Kamtschatka, daß es mitunter dem Golde gleich in Körnern auf der Oberfläche der Erde lagert: so kann das Zinn sich gleichfalls rühmen, daß wenn es auch in gediegenen Stücken selten sei, doch das Zinnerz als Zinnoxyd (bloß mit Sauerstoff verbunden) dem reinen Zustande sehr nahe komme und übrigens auch nahe genug der Erdoberfläche sich halte, um seine Gewinnung den Menschen leicht zu machen oder sie auf tieferliegende Plätze hinzuweisen. In der Grafschaft Cornwall erscheint das Zinn schon in den sogenannten „Seiffen", im aufgeschwemmten Lande, welches den Abhang der Hügel in der Nähe reicher Zinnerz-Bergwerke bedeckt, und im Schuttland der Thäler. Von der Insel Banka südlich vom Aequator bis in die ganze langgestreckte Halbinsel Malakka hinauf zu 14° n. B. zieht sich

ein reicher Zinngürtel im angeschwemmten Lande hin, und man hat sich noch gar nicht auf tiefer dringenden Bergbau verlegt, da man schon durch bloßes Waschen sehr viel Zinnerz gewinnt. Diese Leichtigkeit der Gewinnung hat bewirkt, daß beide, Kupfer und Zinn eine uralte Geschichte haben.

Im Alterthum versah das Kupfer die Stelle des Eisens, und mit seiner Hülfe lernten die Menschen erst Steine und Metalle zu bearbeiten. Man verstand es, das Kupfer stahlhart zu machen. Mit kupfernen Hämmern und Meißeln wurden die gewaltigen Steinmassen der Pyramiden behauen, geglättet und gefügt, und in ägyptischen Bergwerken, die lange verschüttet in späteren Zeiten wieder entdeckt wurden, fand man nur kupferne Werkzeuge. In mehreren Gegenden des südwestlichen Sibiriens findet man noch Spuren eines alten Bergbaues, und alle Werkzeuge, Keile, Messer, Dolche, Pfeilspitzen sind von Kupfer. Bei der Entdeckung Amerika's im Jahre 1492 waren die Waffen und Geräthe der Amerikaner größtentheils aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, obwohl das Eisen ziemlich reich und nahe an der Oberfläche gelagert war. Noch jetzt sind in Japan die meisten Werkzeuge, welche bei uns von Eisen gemacht werden, aus Kupfer. Und was in der Bibel oder in den alten griechischen Schriften als „Erz" bezeichnet wird, war theils Mischung von Kupfer und Zinn, theils reines Kupfer. Dieß haben wir uns zu denken, wenn es vom Riesen Goliath (1 Sam. 17, 5 ff.) heißt: „Und er hatte einen ehernen Helm auf seinem Haupt, und einen schuppigten Panzer an und das Gewicht seines Panzers war 5000 Sekel Erz."

Seit den ältesten Zeiten gingen Kupfer und Zinn Hand in Hand; auch unsere deutschen Altvordern gebrauchten weniger das reine Zinn als die Bronce, Kupfer und Zinn gemischt.

Digitized by Google

Die besten Metallspiegel des Alterthums, ehe man mit den silbernen Luxus trieb, bestanden aus einer Mischung von Kupfer und Zinn; auch brauchte man letzteres sehr frühe zur Verzinnung kupferner Gefäße. In der Bibel wird unter der midianitischen Beute auch des Zinnes Erwähnung gethan (4 Mos. 31, 22.) sowie der zinnernen Richtwage, deren sich die Baumeister bedienten (Zach. 4, 10.). Im Propheten Ezechiel (K. 27, 12.) heißt es im Hinblick auf die Zerstörung von Tyrus: „Du hast deinen Handel auf dem Meere gehabt und allerlei Waare, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht."

Bei den Griechen spielte schon in der Heldenwelt des Homer das Zinn eine große Rolle; es diente dem Silber gleich zur Verzierung von Panzern, Schilden, Kriegswagen. Da es so leicht schmelzbar war, konnte es, im Feuer flüssig gemacht, über die unteren Metalllagen leicht ausgegossen, aber auch bequem mit dem Hammer zu Schienen und Platten getrieben werden, womit man das Erz und die edlen Metalle belegte. Im 20sten Gesang der Iliade schildert Homer, wie Aeneas wider Achilles zum Kampf anstürmet; der Trojaner schleudert kräftig seine Lanze, die der Pelide mit seinem herrlichen Schilde, dem Göttergeschenke, auffängt:

Auch nicht jetzt Aeneias, des feurigen, stürmende Lanze
Brach den Schild; denn es hemmte das Gold, die Gabe des Gottes;
Zwei der Schichten allein durchstürmte sie, aber annoch drei
Waren; denn fünf der Schichten vereinigte hämmernd der Künstler,
Jene zwei von Erz, und die inneren beide von Zinne,
Aber die eine von Gold, wo die eherne Lanze gehemmt ward.

Im 21sten Gesange, wo Agenor den verfolgenden Achilles aufzuhalten sucht, heißt es:

— und den blinkenden Speer mit gewaltigem Arme ver-
sandt' er,
Traf und verfehlete nicht das Schienbein unter den Knieen,
Daß ringsher ihm die Schiene des neugegossenen Zinnes
Tönete schrecklichen Klangs.

Das Zinn hieß bei den Griechen *κασσίτερος* (Kassiteros) und davon erhielten auch die „Zinninseln“ oder „Kassiteriden“ den Namen, nämlich die westliche Küste von Cornwallis und die südwestlich von England gelegenen, damals zu Hispanien gerechneten Scilli-Inseln, von wo die Phönizier sehr früh das Zinn und Blei zu holen wußten, gleichwie sie auch den Bernstein von den „äußersten Ländern“, wie Herodot berichtet, zu den damaligen Kulturvölkern brachten, wohlweislich aber die Fundorte in ein mysteriöses Dunkel hüllten.

Auch Spanien hatte altberühmte Zinngruben, für den Handel der Karthager äußerst wichtig; doch dem „britannischen Zinn“ gab man schon damals den Vorzug. Nach der Zerstörung von Karthago betrieben vorzüglich die Einwohner von Massilia (dem heutigen Marseille) den Handel mit Zinn am Mittelmeer; nachher bemächtigten sich die Römer desselben. Diese nannten das Zinn ursprünglich plumbum album — weißes Blei, und das Wort stannum mag vielleicht zuerst die dem edlen Silbererz beigemischten Metalle, das Blei inbegriffen, bezeichnet haben. Da letztere viel eher schmelzen, so ist begreiflich, wenn es bei Plinius (34, 47) heißt: „Der erste Fluß im Ofen heißt stannum (was wir „Gewerke“ nennen würden), der andere Silber“.

Das Kupfer lag der griechischen Welt näher, denn die Kupferbergwerke der Insel Kypros (wovon das Kupfer als cyprisches Erz — aes cyprium — nachher kurzweg cuprum — seinen Namen erhielt) sollen schon unter dem fabelhaften

Digitized by Google

Könige Kinyras entdeckt worden seyn. Kadmus soll die Kenntniß des Kupfers nach Theben gebracht und sie den Griechen gelehrt haben; nach ihm wurde kupferhaltiges Erz auch Kadmia genannt. Das erste Geld der Griechen bestand aber aus Silber, in manchen Gegenden auch wohl aus Gold, und eherne Münzen wurden erst seit Alexander dem Großen allgemeiner, seit der Unterjochung durch die Römer aber fast allein üblich. Die Römer nämlich waren viel größere Freunde des Kupfers; sie prägten in den ältesten Zeiten nur Erz; der Sold, den die Soldaten erhielten, bestand anfänglich aus Erz- (Kupfer-) Stücken — aera militum — die Schatzmeister oder Schatztribunen hießen deßhalb tribuni aerarii, die Schatzkammer aerarium. Numa soll die ersten Kupfermünzen geprägt haben, während der römische Senat nicht lange vor dem ersten punischen Kriege die ersten Silbermünzen schlagen ließ. Von den zinnernen Münzen des Dionysius von Syrakus ist nichts auf unsere Zeit gekommen. Zur Zeit der französischen Revolution wurden die Sous aus Glockenspeise geprägt.

So haben sich selbst in der Münze Kupfer und Zinn mannigfach berührt, und so viele Verbindungen sie auch mit andern Körpern eingegangen sind, am innigsten haben sie sich doch unter einander selbst berührt und im Erz manch bleibendes Denkmal gefunden. An ihnen wird es uns aber besonders anschaulich, wie das Gesetz der Wahlverwandtschaften durch die ganze belebte und unbelebte Natur geht, wie es auch in der sogenannten unorganischen Welt Freunde gibt, die sich suchen und finden und darum so innige Freunde sind, weil der Mangel des einen mit der Fülle des andern, die Weichheit des einen mit der Härte des andern, Tugend und Fehler gegenseitig gedeckt werden, und bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch ein gemeinsamer Grundzug im Ganzen

Digitized by Google

besteht. Ja selbst im Völkerleben nimmt der liebe Gott manche Verschmelzung vor, mischt Hell und Dunkel, Weich und Hart; so sehen wir beim Engländer einen Charakter von Bronce, der germanisches Zinn mit normannischem Kupfer glücklich vereinigt und selbst noch andere Zusätze bestens verarbeitet hat.

Die Cochenille.

„Den Leibrock sollen sie machen von Gold, gelber Seide, scharlacher, rosinrother und gezwirnter weißer Seide."
2 Mos. 28, 6.

Die Cochenille (coccus cacti), mit der wir das herrliche Scharlach- und Karmoisinroth hervorbringen, ist ein Farbstoff, der selbst den hochberühmten Purpur der Alten weit übertrifft. Was ist aber die Cochenille, ein Thier oder eine Pflanze? Als nach der Entdeckung von Amerika der merkwürdige Farbstoff auch in Europa bekannt wurde, hielt man ihn für die Blüthe oder Frucht eines Gewächses und ahnte nicht, daß er mit einer bis dahin üblichen Farbe, nämlich mit den Kermes- oder Scharlachbeeren so nahe verwandt sei. Diese „Scharlachbeeren" sind ebenfalls keine Früchte, sondern Insekten aus dem Geschlechte der Schildläuse, die auf der Stechpalme, der sogenannten „Kermes*)-Eiche" gefunden werden, und früher zum Roth-

*) Das Wort „Kermes" ist arabischen Ursprungs und bedeutet „Wurm;" daher hat die hochrothe Farbe den Namen „karmoisin" bekommen.

färben sehr ausgedehnte Anwendung fanden. Den Alten waren die Scharlachbeeren, nämlich die Eiernester und todten Körper der Kermes-Schildlaus (coccus ilicis L.), die im April auf den Blättern und Aesten der Stechpalme (ilex aquifolia s. coccifera) sich festsetzten in der Gestalt runder, röthlicher oder violettbrauner Beeren, gar wohl bekannt. Die Stechpalme wächst auch in Vorder-Asien, in Palästina, wie in Süd-Europa, in der Schweiz und im südlichen Deutschland als ein Strauch mit stachlichten, immergrünen Blättern. Die Phönizier verstanden sich am besten auf das Einsammeln des Scharlachwurmes und auf die Kunst der Karmoisinfärberei; mit der sehr beliebten Farbe versorgten sie alle Völker und fanden in diesem Handelsartikel eine ergiebige Quelle der Einnahme. Karmoisinteppiche und Karmoisingewänder gehörten zum Luxus der Vornehmsten (Jerem. 4, 30.) und römische Feldherrn und Imperatoren trugen ihre Mäntel von dieser Farbe. Schon die Brüder Josephs beneideten den Bevorzugten um seinen bunten, d. h. mit rothen Streifen verzierten Rock; viele Teppiche der Stiftshütte und auch die Leibröcke der Priester waren mit karmoisinrothen Fäden durchwirkt, und von dem Vorhange des salomonischen Tempels heißt es: „Er machte auch einen Vorhang von Goldwerk, Scharlachen, Rosinroth und Leinwerk" (2 Chron. 3, 14.). So ist auch die Cochenille nichts anders als eine Schildlaus. Und da sind es abermals die vertrockneten, unansehnlichen Trümmer dieser Thierlein, die vom Schöpfer auserkoren wurden, das Auge des Menschen zu erfreuen durch die kostbarsten Farben eines schönen Rothes, das uns heut zu Tage so reich auf Teppichen und Gewändern, in Sammet und Seide entgegenglänzt. Auch zur Grundlage für andere nicht bloß rothe Farben wird die

Digitized by Google

Cochenille gebraucht, wie denn auch der Purpur der Alten nicht blos roth, sondern auch tiefblau war.

Die Männchen des Cochenille-Insekts ähneln einer kleinen Mücke, haben zwei Flügel und zwei lange Schwanzborsten. Die Weibchen hingegen sind wohl dreimal größer, ungeflügelt, meistens eirund und mit einem muschelförmigen Schildchen bedeckt. Sie haben einen Saugstachel fast wie die Wanzen und nähren sich von den Säften verschiedener Gewächse. Im Frühjahr gatten sie sich, und dann bleiben die Weibchen unbeweglich auf einer Stelle sitzen. Sie legen eine Menge Eier, die sie durch besondere Bewegungen des Hinterleibes unter sich zu schieben wissen; so brüten sie gleichsam über denselben, und die Jungen kommen in vierzehn Tagen aus. Die Mutter stirbt indessen und die Jungen kriechen unter dem Schilde hervor, laufen auf den Blättern umher, und ziehen ihre Nahrung aus deren Saft. Oft ist die ganze Pflanze mit den kleinen Schmarotzern bedeckt, die, weil sie zwei, zuweilen drei Mal sich fortpflanzen, sich unendlich vermehren.

In unsern Gegenden kann man ähnliche Schildläuse auf den Weiden, Ulmen, Pfirsichen und Orangebäumen sehen, meist auf der untersten Seite der Blätter. Den Gärtnern sind sie da sehr unliebsame Gäste, und die coccus hesperidum, die sich auf den Orangenbäumen findet, wird von ihnen sorgfältig abgebürstet, da sie in der That höchst schädlich ist. Man vertreibt sie auch wohl mit Weinessig, den man auf die Blätter sprengt.

Ganz anders verhält es sich nun aber mit der coccus cacti oder der Cochenille; die ist den Menschen kein lästiger Schmarotzer, sondern ein lieber Gast, den man sorgfältig pflegt; auch haust die Cochenille am liebsten auf den Fackeldisteln,

Digitized by Google

die erst durch sie Werth bekommen, und sonst keinen Nutzen bringen würden. Man schabt die Cochenille-Thierchen zwar auch (mit einem Bambusstäbchen oder stumpfen Messer) von den Blättern und tödtet sie durch siedendes Wasser, aber nicht, um die nutzlosen Gäste zu vertilgen, sondern um sie zu sammeln.

Die Cochenille-Schildlaus ist ursprünglich in Mexiko zu Hause; doch konnten die Spanier, welche auf ihren Besitz sehr eifersüchtig waren, es nicht hindern, daß sie im Jahre 1776 nach Westindien in die französischen Colonien kam, von wo sie sich nun über Mittel- und Südamerika verbreitet hat. Das Gewächs, das ihr vorzüglich zur Nahrung und Wohnung angewiesen ist, heißt in der Landessprache Nopal; es ist eine Kaktusart, die Opuntia oder der Tuna-Kaktus. Da die Frucht einer Feige ähnelt, nennt man die Opuntia auch wohl Feigenkaktus. Die Frucht ist inwendig roth und färbt auch, wenn man sie genossen hat, den Urin wie Blut. Die Pflanze hat weder einen Stamm, noch Zweige, sondern unmittelbar aus der Erde wachsen länglich-ovale, platte fleischige Blätter, von der Dicke einer Federspule, immer eins auf dem andern. Steckt man so ein Blatt in die Erde, so wurzelt es bald, treibt Blatt auf Blatt und wird zwei bis drei Ellen hoch. Der Cochenille wegen wird nun dieser Kaktus auf den amerikanischen Meiereien in großen Pflanzungen angebaut. Während der Regenzeit hat man so viele der Insekten, als man eben braucht, sehr behutsam aufbewahrt und zu diesem Zwecke kleine Nestchen aus feinem Heu oder Moos gemacht, worauf man einige Blätter der Nopalpflanze legt, von denen die Thierchen zehren. Sobald die Regenzeit vorüber ist, wird die Cochenille ausgesäet, d. h. man setzt sie auf die in langen Alleen gepflanzten Kaktusstauden und da bleiben sie auch ruhig

wie ein Samenkern sitzen. Die geflügelten Männchen verschwinden bald nach der Paarung. Die Jungen, welche unter dem Schilde der Mutter hervorkriechen, überziehen allmälig die Pflanze. Wird die Ernte reichlich, so sieht es aus, als sei die ganze Pflanze mit einem weißen Schimmel überzogen. Die eigentliche Farbe dieser Schildläuse ist zwar braunroth, die völlig ausgewachsenen bedecken sich aber, wie unsere einheimischen Arten, mit einer weißlichen Wolle. Das Insekt saugt die Pflanze sehr rasch aus; alle Blätter, welche mit Cochenille überzogen gewesen waren, vertrocknen und werden nach der Ernte abgeschnitten. Sobald die Thiere ihre gehörige Ausbildung erreicht haben, werden sie mit kleinen Besen oder mit dem Schweif eines Eichhörnchens von der Pflanze abgekehrt, durch Sonnenhitze oder Wasserdampf getödtet, getrocknet und in den Handel gebracht. Durch Zusatz von Alaun bildet man aus der Cochenille den kostbaren Karmin, und durch Zusatz von Thonerde den Florentiner Lack. Ist die Cochenille mit heißem Wasser gebrühet, so bekommt sie ein braunröthliches Ansehen; ist sie durch Ofenhitze getödtet, sieht sie aschgrau, zuweilen schwärzlich aus. Das Dörren durch die Sonne ist aber das beste Verfahren und man erkennt die so getrocknete Cochenille an der silbergrauen, glänzenden Farbe von außen.

Vier Pfund frische Cochenille geben kaum ein Pfund getrocknete. Man hat berechnet, daß 70,000 Insekten zu einem Pfunde gehören und doch wird alljährlich mehr als anderthalb Millionen Pfund nach Europa gebracht. Das Pfund von der besten Sorte kostet etwa fünf Gulden, also fließen den Amerikanern alljährlich mindestens sieben Millionen Gulden durch die Cochenille zu.

Seit einigen Jahrzehnten ist die Cochenillezucht von Mexiko

Digitized by Google

nach Guatemala verpflanzt, und wird besonders in dem Thal der Hauptstadt und bei Antigua gepflegt. In dieser Gegend hat Mancher oft schon jährlich an 5000 Zurronen à 150 Pfund geerntet, die den kostbarsten Ausfuhrartikel Mittelamerika's bilden, der aber jetzt durch die Konkurrenz der kanarischen Inseln ungemein gelitten hat, und erst dann wieder in Schwung kommt, wenn die Verbindung Mittelamerika's mit Kalifornien wieder regelmäßig und sicher seyn wird. Die glückliche Ernte eines Nopalero (Kaktus-Pflanzung) von mittelmäßigem Umfang stellt ansehnlichen Gewinn in Aussicht; aber ein einziger heftiger Regenguß, wie er diesen tropischen Ländern eigen ist, kann in wenigen Stunden die Aussichten vernichten, indem er die Insekten von den großen saftreichen Blättern abspült. Doch treten in der Regel diese Regengüsse erst Mitte Mai's ein, nachdem die Ernte, welche im April beginnt und vier bis fünf Wochen dauert, vorüber ist.

Auch in Algier ist schon die Cochenille-Zucht heimisch geworden, und in neuester Zeit tritt auch Kleinasien als Mitbewerber auf. Bei Beirut hat man eine Nopalerie angelegt und erntet dreimal im Sommer und ein Mal im Winter, d. h. die Stöcke sind mit reifen Thierchen so weit besetzt, daß sie abgenommen und gekocht werden können. In Mexiko erntet man nur zwei Mal im Sommer und einmal im Winter. Durch solche Konkurrenz wird freilich der Preis geringer und die alte Welt wird es in diesem Erwerbszweige wohl bald den Mexikanern zuvorthun.

Digitized by Google

Die Termiten.

„Vier sind klein auf Erden und klüger, denn die Weisen: die Ameisen, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise; die Kaninchen, ein schwaches Volk, dennoch legt es sein Haus in den Felsen; Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus in großen Haufen. Die Spinne wirkt mit ihren Händen.

Spr. 30, 24 ff.

Die Termite oder weiße Ameise lebt in den heißen Ländern der alten und neuen Welt, gleich der Ameise in zahlreichen Gesellschaften. Sie ist aber bei gleichem Fleiß und bewundernswerther Ausdauer in der Arbeit noch viel geschickter und kühner in den Bauten, die sie aufführt, als die schwarze Ameise, ihr Todfeind, freilich auch viel zerstörender und für menschliche Wohnungen gefährlicher. Die Termiten gehören übrigens nicht in dieselbe Klasse wie die Ameisen, die zu den Hautflüglern zählen, sondern in diejenige der Netz- oder Gitterflügler.

Die gewöhnlichste Art ist die gemeine, deren Namen schon schreckhaft klingt: Termes fatale, die ihre Wohnungen zu kegelförmigen Gebäuden von 8 bis 12 Fuß Höhe aufthürmt, daß man aus der Ferne menschliche Werke zu sehen glaubt. Der äußere Theil dieser Wohnungen besteht aus hartem Lehm, der so fest gekittet ist, daß er nicht nur dem stärksten Regen widersteht, sondern daß auch ein Ochs getrost darauf treten

kann, ohne das Gebäude zu zertrümmern. Wer Gelegenheit hat, länger die Entwicklung dieser Bauwerke zu verfolgen, sieht anfangs einige kleine zuckerhutähnliche Erhöhungen aufsteigen; diese fließen allmälig zu einer einzigen Grundlage zusammen, auf der sich immer höher neue Bauten erheben, bis endlich eine gemeinschaftliche Kuppel sie überwölbt, deren Höhe das Doppelte der Länge eines erwachsenen Menschen erreicht. An der flachen Guineaküste, wo das Gras mannshoch wird, benutzt man diese Hügel, von den Eingeborenen Bugga-Bug genannt, um von dem erhöhten Standpunkte die Schiffe ankommen zu sehen.

Gerade unter der Kuppel befindet sich das Zimmer der Königin, länglich oval gestaltet; um diesen Centralpunkt lagern sich eine Menge anderer Zimmer, worin theils die Eier der jungen Brut geborgen, theils die gummiartigen Pflanzenstoffe aufbewahrt werden. Unter den Stuben dehnen sich lange Gallerieen aus, welche sich schneckenförmig bis zur Spitze des Baues hinaufziehen, und zum Schutz der Arbeiter dienen, die nur im Finstern ihr Handwerk treiben und nur dadurch vor den schwarzen Ameisen und andern Feinden sich sicherstellen.

Von welcher Beschaffenheit sind nun diese „Arbeiter"? Es sind die Larven, nicht größer als unsere kleinen schwarzen Ameisen, drei Linien lang, mit weißlichem Leib, gelblichem Kopf und Fühlhörnern, die halb so lang sind, als der Leib. Die Augen wollen frühere Beobachter ganz vermissen; neuere berichten, es seien kaum sichtbare Pünktchen. Die krummen borstenförmigen Kiefer sind verhältnißmäßig groß und fest; dagegen ist der länglich eirunde Hinterleib sehr weich. Unter diesen Larven befindet sich auch ein Trupp Soldaten, die noch einmal so groß und wohl 15mal schwerer sind als die Arbeiter; ihre Kiefer sind sehr spitz und hart, so daß sie damit

Digitized by Google

tüchtige Wunden beißen können; auch der schwere hornartige Kopf, von Farbe nußbraun, ist ganz zum Angriff gerüstet, hindert aber seiner Schwere willen das Klettern. Sobald Gefahr sich nahet, sind diese Kriegsleute, die sonst nicht arbeiten, sondern blos träge umherschlendern, auf dem Platze, wie sie denn überhaupt sich mehr an den Außenwerken halten; wehe dem nackten Negerfuße, der sich ihnen nahet!

Die Termiten brauchen nicht wie die Bienen oder Ameisen einen Puppenzustand durchzumachen, der sie an freier Bewegung hindert; sondern sie wachsen allmälig hinüber zur vollkommenen Ausbildung der Netzflügler; es treten wie die Augen so auch die Flügel immer deutlicher hervor. Der Zeitpunkt, an welchem Männchen und Weibchen geflügelt erscheint, tritt kurz vor der Regenzeit ein; dann verlassen zahllose Schwärme den Bau. Das geflügelte Insekt hat große Augen und vier durchscheinende bräunliche, fein geaderte Flügel, und ist mehr als dreimal so groß als die Larven. Wie bei den Eintagsfliegen dauert jedoch das Vergnügen des Umherschwärmens nur kurze Zeit; die Flügel sitzen so lose, daß die geringste Reibung sie abstößt, und nach einigen Stunden liegen die zahllosen Schaaren der flügge gewordenen Termiten haufenweis auf der Erde oder dem Wasser. Das einst so gefräßige Thier hat die Kraft des Bisses gänzlich verloren und ist widerstandslos den Eidechsen, Vögeln, Ameisen Preis gegeben, denen es eine willkommene Nahrung ist.

Die im Bau zurückgebliebenen Larven passen indeß auf, um ein Weibchen nebst einem Männchen sich auszusuchen und das Paar in den Bau zurückzuführen, damit die Nachkommenschaft gesichert und neue Kolonieen gegründet werden können. Das zur Landesmutter bestimmte Weibchen wird in das oben erwähnte königliche Zimmer gebracht, sammt ihrem Gemahl

Digitized by Google

darin eingeschlossen und fortan sehr sorgfältig von den Arbeitern bedient. Das Männchen ändert seine Größe nicht sehr, wohl aber das Weibchen, dessen Unterleib von den vielen Eiern, die er enthält, ganz gewaltig anschwillt, so daß allmälig das Zimmer mehr und mehr vergrößert werden muß. Das Weibchen erreicht eine Größe von drei Zoll, und der von Eiern angefüllte Hinterleib ist dann in einer beständig wurmförmigen Bewegung, fast in jeder Sekunde ein Ei ausstoßend, so daß auf 1 Minute 60, auf eine Stunde 3600, auf 24 Stunden über 86,000 Eier kommen würden. Jedes Ei wird sogleich von einem Arbeiter fortgenommen und in die Ammenzimmer gebracht.

Es ist übrigens schwer, dies innere Leben und Treiben der Termitenwelt zu beobachten. Denn während die Soldaten mit aller Tapferkeit die Außenwerke vertheidigen und Allarm schlagen, sobald ein Angriff zu befürchten ist, verrammeln die Arbeiter die Durchgänge und Gallerieen, welche zum Innern führen, namentlich aber das königliche Zimmer. Sie häufen um diesen Hauptort so viel Erde an, daß man einen bloßen Thonklumpen vor sich zu sehen meint, wenn nicht die um denselben versammelten Arbeiter und Soldaten die Nähe der Hauptzelle verriethen. Eine Ausdauer und Zähigkeit ohne Gleichen belebt diese kleinen Geschöpfe. Einige Zoll von ihren Gängen abgebrochen und zerstört sind in wenigen Stunden wieder aufgebaut; man hatte einen fünf Schritt langen Gang zerstört und fand ihn nach 24 Stunden wieder hergestellt. Rechnen wir die mittlere Größe eines Termitenkegels zu 12 Fuß — denn es gibt noch höhere — so übertrifft diese die Größe des bauenden Thieres um das 576fache; da doch die höchste Pyramide kaum das 100fache der Länge des Menschen beträgt. Und welche Kraft hat das weiche, kaum $^1/_4$

Zoll lange Lärvchen in seinen Kiefern! Nichts widersteht der zernagenden Gewalt der Termiten, ausgenommen das harte Metall. Bücher und Hausgeräth, Häuser und Schiffe, die stärksten umgestürzten Baumstämme werden ausgehöhlt bis zum Zusammenstürzen und mit dem klebrigen Safte der Freßwerkzeuge vermischt in Baustoff verwandelt! Selbst die riesige Boa, wenn sie ein großes Thier verschlungen hat und dann steif und kraftlos daliegt, wird, wenn Termiten in der Nähe sind, von diesen angegriffen und verzehrt; darum nimmt sie, ehe sie auf ihr Opfer losstürzt, wohl Bedacht auf die Wahl ihres Platzes. Gerade dadurch, daß in der tropischen Zone der außerordentlichen Kraft des Wachsthums eine ebenso große Kraft der Zerstörung die Wage hält, wird die Fäulniß und Verwesung vermieden. Uebrigens dienen gleich den Heuschrecken auch die Termiten vielen Völkerstämmen zur Nahrung; so namentlich den Hottentotten und Negern, welche sie wie die Heuschrecken in eisernen Pfannen rösten. In Südamerika sollen sie (nach Markgraf) gebraten und gegessen werden, und einen süßen lieblichen Geschmack wie Süßmandelpasteten oder Zuckerkrême haben. In Ostindien war es (nach König „Berliner-Beschäftigungen" Bd. IV.) eine herkömmliche Sitte, die Königinnen alten Männern zu essen zu geben, um ihr schwach werdendes Rückgrat zu stärken. Auch mischt man sie dort mit Mehl und bereitet aus dem Teige ein vortreffliches Backwerk.

In der Bestimmung der Termiten-Arten herrscht noch viel Ungewißheit; so haben Einige die kriegerische Termite, (T. bellicosum) noch von der gemeinen unterscheiden wollen, auch noch „grausame" (T. atrox), „bissige" (T. mordax), „lichtscheue" (T. lucifugum) als Arten und Abarten aufgestellt. Auffallend abweichend sind indeß die Baumtermiten (T.

Digitized by Google

destructor) mit schwarzem Kopf, gelben Leib und Flügeln; die in Astgabeln oder an Baumzweigen, oft 70 bis 80 Schuh hoch über der Erde ihre kugelförmigen Nester aufhängen, auch wohl unter Dächern sich einnisten. Sie steigen innerhalb der Stämme oder Balken in die Höhe, lassen klugerweise die Außenseite unversehrt, und hatten 1814 auf diese Weise den ganzen Gouvernements-Palast zu Kalkutta ausgehöhlt und zum Einsturz gebracht. Sie steigen sogar innerhalb der Tischfüße auf, verzehren auch wohl das Innere eines Buches, das ruhig mit dem Einbande stehen bleibt, bis der Besitzer zu seinem Erstaunen merkt, daß es keine Blätter mehr hat.

In einem Werke von Clusius (curae posteriores) aus dem Jahre 1611 wird zuerst der „kleinen Würmlein" Erwähnung gethan, welche der niederländische Seefahrer von der Hagen in Guinea kennen lernte, der auf einer nur mit wenig Bäumen besetzten Ebene große Haufen rother Erde, „wie Heuschober" gestaltet, erblickte, die, wie die Neger berichteten, von den Thierchen in 30 bis 40 Tagen zusammengetragen wurden. An Muskelkraft und Gewandtheit im offenen Kampfe ist die schwarze Ameise, die überdies durch eine viel härtere Haut geschützt ist, der weißen Ameise bei Weitem überlegen, und wenn die Termiten von den schwarzen Ameisen überrascht werden, fallen sie ihnen unfehlbar zur Beute anheim. Die Neger auf Isle de France ergreifen deßhalb, sobald sie in einem Hause die Termiten gewahren, das beste Mittel, um sich von diesen zerstörenden Thierchen zu befreien: sie holen die schwarze Ameise herbei. Dieß bewerkstelligen sie auf folgende Weise; sie bestreichen eine Linie, die bis zur Gallerie führt, wo die Termiten hausen, mit Theriak, dessen Geruch die schwarzen Ameisen anzieht. Anfangs kommen einzelne in geringer Anzahl; sind sie bis zu den Termiten gelangt,

Digitized by Google

kehren alsbald einige um — als Boten, um die Nachricht der Hauptarmee der schwarzen Ameisen zu überbringen. Es dauert auch nicht lange, so ist das ganze schwarze Heer im Anzuge, dringt bis in die verborgene Werkstatt der weißen Ameisen vor, die nun ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen müssen, d. h. von den stärkeren Kiefern und dem ätzenden Safte der schwarzen Ameisen zerbissen werden. Triumphirend kehren diese, jede eine weiße Ameise im Maul tragend, zurück, um die Beute dann mit Bequemlichkeit zu verzehren. — So hält eine zerstörende Kraft die andere im Schach und der Mensch macht sich zum Herrn von allen.

Der Reis.

> Grüne Saaten!
> Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
> Halm und Aehre, schwanket schön,
> Wenn die milden Lüfte wehn;
> Und das Körnlein wächst und füllt sich.
>
> Hebel.

Unter den Brodpflanzen des heißen Erdgürtels steht der Reis obenan; er ist, wenn man auf die Zahl derer sieht. die von der Körnerfrucht dieser Grasart sich nähren, auch das wichtigste Getreide, denn ein Drittel der Menschheit findet im Reis das tägliche Brod. Für das ganze Südost-Asien, namentlich für Vorder- und Hinter-Indien, die Sunda-Inseln

Digitized by Google

und China mit seinen Nebenländern, hat der Reis dieselbe Bedeutung, wie für Europa der Weizen und Roggen, und für Amerika der Mais. Aber auch für Amerika gewinnt der Reis immer größere Wichtigkeit; wie die neue Welt der alten mit dem Mais ein unschätzbares Geschenk gemacht hat, so ist zum Gegengeschenk der Reis nach Amerika gekommen. In Nordamerika legte 1647 Sir William Barklay auf seinen Gütern in Virginien zuerst eine kleine Reispflanzung an. Nach Süd-Karolina wurde der Reis 1694 von Madagaskar aus eingeführt. Man baute anfangs dieses Getreide auf den höher gelegenen Landstrichen des inneren Landes, fand dann aber bald, daß die sumpfigen Niederungen, namentlich am Unterlauf der Flüsse, viel besser dafür geeignet waren, und allmählig kam der Reisbau so in Aufnahme, daß im Jahre 1853 der Gesammtertrag für Nordamerika auf 215 Millionen Pfund gerechnet ward. In den heißfeuchtesten Niederungen, ja im sumpfigen Boden, wo keine andere Nahrungspflanze gedeiht, hat der Reis recht eigentlich seine Heimath; doch geht er auch in die gemäßigte Zone, bis zum 40. Grade nördlicher Breite hinauf, nämlich in China, wo er mit größter Sorgfalt angebaut wird. In Europa wird an den Küsten des Mittelmeeres zwar auch Reis gebaut, auch in Ober-Italien längs des Po und in der Romagna, doch ist diese Kultur von keiner überwiegenden Bedeutung; von entschiedenster Wichtigkeit ist dagegen der Reisbau in Vorder- und Hinter-Indien, auf den Inseln des indischen Archipelagus und auf Ceylon, in China und Japan, auf Madagaskar, an den Küsten des rothen Meeres, in Aegypten, einigen Theilen West-Afrika's, in Amerika, in den Thälern des Parana und Paraguay, Brasilien und Central-Amerika. In den Vereinigten Staaten ist Süd-Karolina das Haupt-Reisland, das

Digitized by Google

Thal des Missisippi bis zur Mündung des Ohio auch ein vortrefflicher Reisboden.

Die Reispflanze (oriza sativa) hat viele Aehnlichkeit mit unserm gemeinen Rohr; sie treibt einen drei bis vier Fuß hohen, wie eine Federspule starken, durch mehrere Gelenkknoten abgetheilten Stengel; die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, breiten sich aber, wenn die Samen zu reifen beginnen, in einen lockeren Büschel aus. So ein Reisfeld, wenn es in Blüthe steht, gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Die in's Grüne spielenden Blüthenrispchen sind viel luftiger und zierlicher, als unsere dichtgedrängten Weizen- oder Roggenähren; das gedämpfte Grün, die wallenden Halme, über die ein Schleier gebreitet zu seyn scheint, der die grünen Blätter umhüllt, thut dem Auge des Reisenden wohl, der seinen Blick an den brennenden Farben tropischer Gewächse, an der großartigen Wildniß der Urwälder und an den regelmäßigen Keimen der Palmen gesättigt hat. Das Reisfeld erinnert an die Kornfluren der nordischen Heimath, und manchem Wandersmann sind schon die Thränen in die Augen gekommen, wenn er nach langer Wasserfahrt oder Landreise im Tropengürtel zum ersten Mal ein Reisfeld erblickte. Auf der Insel Java, wo der Reis die Hauptnährpflanze bildet, ist der Anblick besonders pittoresk. Die ebenen Felder sind bis zur Reife des Getreides einen halben bis einen Fuß hoch unter Wasser gesetzt, und auf schmalen Dämmen schreitet man zwischen unabsehbaren Wasserflächen hindurch. Hier und da erhebt sich in der Mitte desselben ein kleines Wachthaus aus Bambuspfosten, und von diesem aus sind nach verschiedenen Richtungen Stricke und Fäden gezogen, an denen Puppen, Fahnen und allerhand klappende Gegenstände hängen. Von Zeit zu Zeit zieht der wachthabende Javane diese Stricke an,

und Schaaren des kleinen, niedlichen Reisdiebes (Fringilla orizophora L.) fliegen davon. Die Dörfer, welche zwischen diesen weiten mit Reis bebauten Ebenen zerstreut liegen, sind mit den mannigfaltigsten Nutz- und Fruchtbäumen so dicht umpflanzt, daß man nur hier und da ein Wäldchen zwischen den Reisfeldern liegen sieht, von Häusern aber keine Spur gewahrt.

Ein solches Bild ist recht malerisch, und wenn der Leser noch dazu erfährt, daß in gutem Schlammboden der Reis nicht selten 300fältige Frucht bringt, daß zwei, ja in manchen Gegenden von Hindostan drei Mal geerntet werden kann, und selbst als Durchschnittszahl der Ertrag desselben als 100fältig gerühmt wird, während unser Weizen nur acht- bis zehnfältige Frucht bringt: so denkt gewiß Mancher, jene Tropenländer sind doch vom lieben Gott viel besser bedacht, als unsere kälteren Himmelsstriche, wo der Bauer so mühsam pflügen, eggen, säen, düngen muß, und es bei allem Fleiß doch zu keinem 100fältigen Ertrag bringt! Aber Geduld, wir wollen in das schöne Lichtbild flugs einige Schattenseiten hineinmalen, wie es die Natur in Wahrheit verlangt. Erstlich fehlt es auch beim Reisbau nicht an Arbeit, und zwar an eben so heißer als schmutziger Arbeit. Wo die Flüsse keine Ueberschwemmung machen, müssen Kanäle gegraben werden, und wo das Wasser nicht nahe ist, muß es durch Kunst mit großer Mühe an Ort und Stelle geleitet, in größere Becken gesammelt und dann vertheilt werden. Ist der Boden hügelig, so werden Terrassen angelegt, diese in Beete abgetheilt, und durch Pumpen wird das Wasser von einem Absatz auf den andern hinaufgetrieben. Ist der Boden schlammig aufgeweicht, dann wird mit Büffeln gepflügt, und das Land dann abermals unter Wasser gesetzt, bis es so durchweicht ist, daß ein Mann

Digitized by Google

tief in den Schlamm sinken würde. Endlich werden Büffel reihenweise hin und her getrieben, damit der nasse Brei gehörig durcheinander gearbeitet werde. Darauf wird gesäet, und wenn die Halme nach 14 Tagen 4 Zoll hoch gewachsen sind, wird der Boden abermals bewässert, bis zur Zeit der Reife. Dann läßt man den Boden hart werden, schneidet mit der Sichel die Halme und läßt die Körner von Büffeln austreten. So geschieht es auf der Insel Ceylon, und die Cingalesen verstehen sich gut auf den Reisbau.

Noch sorgsamer und fleißiger sind die Chinesen, die bei der Uebervölkerung ihres Landes jedes Stückchen Erde oder Sumpf ausbeuten müssen, um Nahrung daraus zu ziehen. Wenn der Boden selber nicht fruchtbar genug ist, weichen sie die Reiskörner zuvor in Mistwasser, das mit etwas Kalk versetzt ist, ein, pflanzen sie dann auf einen kleinen, etwa 60 Quadratfuß großen Fleck Landes, den sie gleichfalls stark gedüngt haben, und wenn die jungen Pflanzen üppig aufgeschossen sind, verpflanzen sie dieselben in das gut bewässerte Feld. Sie scheuen dabei die Feuchtigkeit nicht, und man sieht sie bis an die Kniee im Schlamme waten. Da, wo der Weizen schon im Mai geerntet wird, folgt dann noch eine Aussaat von Reis, und mit jener eigenthümlichen chinesischen Maschinerie, die wie eine Kettenpumpe eingerichtet, und gleich einer westindischen Tretmühle mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird, bewässert man das Feld. Die Ränder der Terrassen oder die Dämme in den Niederungen werden, damit die Erde nicht vom Wasser durchbrochen oder fortgeschlemmt wird, oft mit Cypressen eingefaßt, deren Wurzeln ineinander greifen und dem Boden Halt geben.

Zum Aushülsen der Reiskörner bedienen sich die Chinesen einfacher Mühlen, die unsern Stampfmühlen ähnlich sind. Die

Digitized by Google

Aermeren nehmen dazu starke steinerne Töpfe, in die eine hölzerne Stampfe paßt, welche vermittelst eines Hebels, der mit dem Fuße getreten wird, auf- und niedergeht. Wie das übrige Korn schneiden die Chinesen auch den Reis mit Handsicheln oder krummen gezähnten Messern. Auf der Insel Java wird jeder Halm einzeln, ungefähr in der Mitte des Stengels, abgeschnitten; die Halme werden dann in kleine Büschel gebunden und von den Leuten mittelst Stangen auf der Achsel heimgetragen. Jeder, der Lust hat, an der Ernte Theil zu nehmen, kann helfen; sein Lohn besteht in dem fünften Theil von dem, was er schneidet.

Auf Sumatra schneidet man den Reis nicht Halm für Halm, sondern man nimmt mit einem sichelförmigen Messer so viel Halme auf ein Mal ab, als mit der Hand gefaßt werden können. Die Aehren werden auf dem Felde selbst ausgetreten; zu diesem Zwecke sind kleine Gestelle von Bambus errichtet, etwa neun Fuß hoch und fünf Fuß breit. Zwei Fuß von der Erde ist an dem Gestell ein hölzerner Boden angebracht mit kleinen Löchern, durch welche die Reiskörner durchfallen können. Auf diesem Boden werden die Aehren mit den Füßen ausgestampft. Ein Blätterdach an der Spitze des Gestells schützt die Arbeiter vor der Sonne; die armen Frauen müssen vorzugsweise diese Feldarbeit verrichten.

So fehlt es auch beim Reisbau an Arbeit nicht. Dazu kommt aber noch ein Uebelstand, den unsere Weizenbauern nicht zu fürchten haben. Der Reis, weil er aus feuchtem Boden entsprossen, ist ein weichliches Korn, das noch besonders an der Sonne oder am Feuer getrocknet werden muß, wenn es nicht verderben soll. Wird es ausgehülst, suchen es leicht die Insekten heim; darum läßt man es so lange als möglich in den Hülsen, und drischt nur so viel, als man für

Digitized by Google

den Tag braucht. Die indischen Frauen haben Tag für Tag die beschwerliche Arbeit des Aushülsens. Ferner: da der Reis so sehr an die Feuchtigkeit gebunden ist, entstehen bei dürren Jahren leicht Mißernten, und dann ist in Indien große Hungersnoth. In China, wo die vielen Kanäle und die halb ozeanische Natur der Flußniederungen mehr Sicherheit für die Reisernte gewähren, kommen doch auch Hungerjahre, und wenn einmal der Reis mißräth, sterben gleich Tausende von Armen dahin, da der Reis stets frisch weggegessen wird.

Gekochter Reis ist das erste und nothwendigste Bedürfniß jedes Chinesen und Hindu, und wenn wir vom Morgen-, Abend- und Mittagsbrod sprechen, benennen die Chinesen ihre Mahlzeiten nach dem Reis: Morgen- und Abendreis, ja jede Mahlzeit heißt wörtlich „Reisessen". Der Reis ist es, der das eigentliche China südlich vom Hoangho zur „Blume der Mitte" macht, welche ihre Fruchtkörner in alle Theile des großen Reiches aussendet, und die Residenz Peking, die ganze Mandschurei und Mongolei versorgen muß. Wo der Reisbau florirt, ist auch die Bevölkerung am dichtesten. Auf den Flüssen und Kanälen erblickt man jederzeit eine Menge von Reis-Dschonken, welche nach Peking und in die nördlichen Länder steuern. Von jeden fünf Garben, welche der Chinese erntet, muß er eine als Abgabe dem Kaiser entrichten, und Seine Kaiserliche Majestät bezahlt wiederum in Reis den Gehalt seinen Beamten. Der Reis belebt den Binnenhandel am meisten und ist die Grundlage desselben; ist der Reis billig, dann sind auch in China glückliche Zeiten — so glücklich sie nämlich in China zu haben sind.

Eine ähnliche Bedeutung hat der Reis für den Hindu, der zum Theil blos von Pflanzenkost lebt. Auf verschiedenste Art weiß er den Reis zuzubereiten; der einfach in Wasser

Digitized by Google

gekochte ist das tägliche Brod. Doch backt er vom Reismehl noch eine besondere Art Brod. Zum Gähren des Teiges setzt man statt unseres Sauerteiges etwas Palmwein und gestoßenen Reis hinzu, und das Gebäck soll eben so schmackhaft als leicht verdaulich seyn. Der geröstete Reis ist eine Lieblingsspeise für die Kinder. Man läßt den Reis in der Hülse mit wenigem Wasser kochen und drückt ihn, bevor die Körner kalt geworden sind, platt zu einer Art Teig. Hierauf läßt man ihn schwingen, wodurch er trocken wird und die Hülsen sich ablösen. Diese Speise soll besonders nahrhaft seyn.

Das Reiswasser (das aus dem gekochten Reis ausgedrückt wird) ist das Hauptgetränk, wodurch sich der Hindu erfrischt und stärkt. Auch bereiten die dortigen Musselin- und Seidenweber ihren Aufzug mit diesem Wasser, und ziehen es dem Leim des Weizenmehls vor; selbst in Italien werden die feinen Gaze und Flore mit Reiswasser gummirt. Daß aus dem Reis Arak, der starke Branntwein, destillirt wird, ist bekannt. In Indien weiß man aber auch die Hülsen des Korns zu benutzen, die namentlich für die Kühe eine sehr zuträgliche Nahrung bilden. Das Hülsenstroh enthält überdieß noch guten Feuerstoff, das den Schmieden oft statt den Kohlen dient. Mit Kohlen vermischt, gibt es dem Feuer eine solche Kraft, daß man um ein Drittel schneller die Eisenstangen zum Glühen bringt, als wenn man mit Kohlen allein arbeitet.

Wir Europäer lassen uns den Milchreis, und wer's haben kann auch den Reis-Pudding und die Reis-Crême, wohlschmecken, aber diese angenehmen Speisen sind doch bloß Zugaben zu unsern kräftigen Fleischspeisen und zum Weizen- oder Roggenbrod. Sollten unsere Arbeiter statt des Brodes gekochten Reis essen, wie die Hindus, und statt des Bieres Reiswasser trinken, so würden ihnen bald die Kräfte ausgehen. Die milde

Digitized by Google

Reisnahrung harmonirt mit der sanften aber auch matten Hindurace, mit dem Despotismus des Orients, der nur so viel Arbeit vom Arbeiter verlangt, daß dieser seine Abgaben entrichten kann; und nicht ganz mit Unrecht hat man gesagt: So lange der Javanese vom Reis und die Neger auf Surinam vom Bananen-Mehl leben, werden sie auch den Holländern unterworfen seyn.

Man unterscheidet, wie bei unserem Getreide, auch beim Reis mehrere Spielarten. Der Cochinchina- oder Berg-Reis (Oryza nepalensis) gedeiht auf den Abhängen des Himalaya in Höhen von 3000 bis 4000 Fuß, und wird in China und Cochin-China mit Erfolg angebaut. Er gibt zwar nur 60 bis 80fältige Frucht, ist aber noch wohlschmeckender und dabei dauerhafter als der Sumpfreis, und nimmt mit trockenerem Boden fürlieb. Besonders gut gedeiht er, wenn ein Stück Urwald niedergebrannt ist, auf dem durch die Asche frisch gedüngten Boden.

Der sogenannte wilde Reis (Zizannia aquatica) in Amerika ist ein besonderes Geschlecht. Er wächst sehr üppig in Kanada und westlich von den großen Seen, und bietet den wandernden Indianerstämmen eine angenehme und reichliche Nahrung. In Minnesota sind tausende von Acres mit diesem wilden Reis bedeckt, und diese Frucht könnte eine zahlreiche Bevölkerung ernähren. Gegen Ende August ziehen die Indianer nach dem Red Lake, Cass Lake und Turtle River, und füllen, zahllose Wasservögel aufscheuchend, ihre Boote mit dem Reiskorn, das sie, gleich jenen Vögeln, ernten, ohne gesäet zu haben.

Digitized by Google

Der Mais (Zea Mays)
(auch Türkischkorn, Welschkorn, Kukurutz genannt.)

Lay me in the earth, and make it
Soft and loose and light above me.

Leg' mich in's Erdreich und mach' es weich,
locker und leicht über mir.

(The song of Hiawatha by *H. W. Longfellow*).

Mag das Land noch so flach und arm an sonstiger Schönheit seyn, im Sommer, wenn die vollen Roggenfelder unter dem Winde sich beugen und die goldenen Weizenähren im Sonnenschein glänzen, wird auch das Ackerfeld schön; und wie das Herz sich dankbar des Segens von Oben erfreuet, ergötzt sich das Auge an dem Feierkleide der Scholle.

Doch nur im Großen und Ganzen machen die Getreidefelder eine Wirkung auf den betrachtenden Sinn; der Grashalm für sich allein ist zu dünn und zu dürftig, um beachtet zu werden oder den Blick zu fesseln. Anders aber verhält es sich mit der Maispflanze, die, je mehr sie heranwächst zu einem vollen starken Rohre, geziert mit den langen, schwertförmigen, glänzend dunkelgrünen Blättern, um so mehr den Blick anzieht und zur Bewunderung auffordert. Ein Knoten erscheint nach dem andern, und der immer länger sich dehnende Fruchtkolben schaut wie verschämt aus den grünen Windeln, in die er sorgsam eingehüllt ist, und hoch oben auf dem Stengel thront die Blüthenrispe, die ihren Goldregen auf den Büschel feiner, seidenartiger Pistille fallen läßt, welche aus der Spitze

Digitized by Google

des noch ganz geschlossenen Kolbens heraushängen. Man sieht fast die Pflanze wachsen, verfolgt jede Stufe ihrer Entwicklung. Die kleine Weizenähre und der dünne Grashalm ist hier zum Riesen geworden, jeder einzelne steht seinen Mann, bietet Wind und Wetter Trotz und spricht zu dir: Betrachte mich! Aber die Natur bewahrt auch hier das Geheimniß der Entstehung, des Wachsthums von Innen — reiße nicht voreilig und vorwitzig die grünen Hüllen von der sich bildenden Aehre, warte der Zeit, bis diese die Fülle ihrer Körner gewonnen hat und die Hülle durch ihr Welkwerden zeigt, daß sie entbehrlich wird. Nun streife sie ab; du staunst und merkst wohl, daß da ein köstliches Juwel verwahrt werden sollte, denn neunfach ist die Hülle, und wo die Blätterscheiden aufhören, da schmiegen sich noch seidene Fäden den Körnern an. Welch ein Glanz, sei er hell- oder dunkelgelb, rubinroth oder röthlichbraun, und welch ein Reichthum an Körnern in den langen Zeilen dieses Kolbens! Zehn, zwölf, fünfzehn Reihen sind ganz gewöhnlich, und in jeder Reihe sitzen dreißig bis vierzig vollwichtige Körner, so daß der Segen des Samenkorns, das hundertfältig Frucht bringt, an der Maisfrucht sich auf das Zehnfache steigert. Denn viele Stengel tragen zwei Kolben, und in der heißen Zone, namentlich wenn der Mais auf jungfräulichem Boden gebauet wird, ist eine tausendfältige Ernte gar nichts seltenes. Es gibt in Karolina und Mittel-Amerika Landstriche, wo man vom Mais drei Mal des Jahrs erntet, und zwar auf dem gleichen Acker! Erwägt man, daß der Reis in den günstigsten Fällen nur hundertfältige Frucht bringt (unser Weizen zehnfältig), so darf man dem Mais wohl nachrühmen, daß er unter allen Getreidearten der beredteste Prediger des reichen Segens ist, den der Schöpfer in die Körnerfrucht gelegt hat, und das Volk im nördlichen Europa, wo der Mais nicht

Digitized by Google

mehr auf freiem Boden fortkommt, thut recht daran, sich wenigstens ein Paar Maiskolben zu Schmuck und Zier in seinem Garten zu ziehen.

Der Anblick eines Maisfeldes ist ebenso überraschend als wohlthuend. Der Nordländer, der zum ersten Mal ein solches Feld erblickt, glaubt sich in die tropische Natur versetzt, und denkt an die Zuckerrohrfelder der heißen Zone. Fehlt es dem Boden nicht an Sonne und Feuchtigkeit — denn beider Hülfe bedarf das Türkischkorn gar sehr — so ragen die Blüthenrispen weit über den Kopf des erwachsenen Menschen, und obschon die einzelnen Pflanzen nicht allzu nahe stehen, so ist doch ihre Blattfülle groß genug,. einen üppig grünenden Getreidewald vorzustellen. Die heißen Flächen der Theiß- und Donauniederungen oder der großen Po-Ebene Italiens genießen durch die Maisfelder gewisser Maaßen einen Ersatz für Wald und Hain. Die Kukurutzfelder bringen ein Stück Poesie in die ungarischen Pußten, und selbst noch im Winter müssen die großen dürren Garben des Strohes die Wohnungen von Außen und Innen erwärmen.

Der Weizen verlangt einen fetteren Boden; der Mais kommt noch in einem Boden fort, den der Weizen verschmähet. So bauen die Anwohner des Bodensee's, namentlich im Vorarlberg, wo an Weizenbau nicht zu denken ist, mit Nutzen ihre „Türken" wie sie's nennen; freilich müssen sie, sobald es an Regen mangelt, jede Pflanze einzeln begießen, und sie düngen auch sorgfältig das Loch, in das sie die Maiskörner aussäen. Der Bodensee liegt 1200 Fuß über dem Meere; in Amerika aber steigt der Mais bis auf die Hochflächen der Anden, und gedeihet noch gut auf den 12000 Fuß über dem Meere erhabenen Inseln des Titikaka-Sees.

Die großen mehlreichen Maiskörner sind ein vortreffliches Futter für das Geflügel, dessen Fleisch durch die Maisfütterung einen Wohlgeschmack annimmt, wie das der Fasanen; sogar die Eier sind bei solcher Nahrung des Hühnervolkes wohlschmeckender und lebhafter gefärbt. In England werden Schinken von solchen Schweinen, die mit Mais gefüttert wurden, besonders geschätzt. Das Maismehl ist außerordentlich nahrhaft, und wenn, da es schlecht zusammenklebt, dasselbe auch weniger zum Brodbacken sich eignet, so bildet es doch in Griesform für Suppe, oder für Klöße in Schmalz gebacken, eine sehr schätzbare Substanz. Bei den Italienern ist die Polenta oder der Mais-Pudding ein Nationalgericht, und für die armen Landbauern der römischen Kampagna ist das Maismehl ein sehr willkommener Ersatz für den Weizen. Sie genießen ihre Polenta als Brei oder Kuchen — Pizza genannt — alltäglich, wie wir Deutsche unser Roggen- oder die Engländer ihr Weizenbrod. Fragt der Reisende den ihm begegnenden Landmann: „Was hast du heute zum Frühstück gegessen?" so wird er antworten: „la pizza!" was wirst du zu Abend essen?" und die Antwort lautet abermals: „la pizza!" Oder wenn du über den atlantischen Ocean schifftest und bei einem amerikanischen Farmer oder in der Hütte eines Indianers einkehrtest, so würdest du bald merken, daß der Mais dort noch viel mehr als in Europa genossen wird, ja das Hauptgetreide bildet. Wenn bei den armen Rothhäuten auch sonst kein Vorrath an Lebensmitteln vorhanden ist, eine Reihe von Maiskolben hängt gewiß in ihrer Hütte, und die Frau, in die Ecke gekauert, beginnt sogleich, die gelben Körner zu stoßen, um Maiskuchen zu backen. Der unfreie Neger, wie der freie weiße Arbeiter, finden ihr tägliches Brod in den

Digitized by Google

großen Maiskolben, und der über die Anden kletternde Packträger nimmt für die Dauer seiner Reise vor Allem ein Säckchen von gedörrtem Mais mit sich. Der neue Ansiedler aber wendet alle mögliche Sorgfalt an, um gutes Pflanzkorn zu erhalten, und sollte er es auch noch so weit herholen und noch so theuer bezahlen müssen.

Wie unsere Getreidearten uns nicht nur Brod, sondern auch Bier und Branntwein liefern, so wissen die Amerikaner auch ihren Mais zu einem künstlichen Weine zu benutzen. Freilich geht es bei dessen Zubereitung nicht ganz so appetitlich zu, wie bei unserer Bierbrauerei oder Branntweinbrennerei. Der besonders bei den Indianern von Peru so beliebte „Chicha" wird nämlich also bereitet: Die ganze Familie setzt sich um ein Gefäß, und jeder kauet so viel Maiskörner, als sein Mund fassen kann; die Zähne und Kinnbacken dieser Kau-Gesellschaft haben vollauf zu thun. Von Zeit zu Zeit wird das Gekauete in das Gefäß ausgespieen und wieder frischer Vorrath zwischen die Zähne genommen. Ist der Kübel mit zerkaueten Maiskörnern angefüllt, so wird der Inhalt mit Wasser und einigen Zuthaten aufgekocht, dann in ein irdenes Gefäß gethan und der Gährung überlassen. Will man das Getränk recht gut haben, so gräbt man den Topf in die Erde und läßt das Gemisch tüchtig ausgähren. Der aus gekauetem Mais bereitete Chicha soll viel besser sein, als der aus bloß zerquetschten Maiskörnern gewonnene. Der bei den Mexikanern so beliebte Maisbranntwein, „Pulque de Mahio" oder „Pulque de Thaolli" genannt, wird aus dem Saft der Maisstengel gewonnen, die man gleich dem Zuckerrohr zerquetscht und auspreßt, da sie reich an Zuckergehalt sind.

Der Ertrag des Maisbaues in den Vereinigten Staaten ist ungeheuer. Im Jahr 1853 erntete man sechshundert

Digitized by Google

Millionen Bushels*), vom Weizen 110 Millionen, vom Roggen bloß 14 Millionen.

In dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten wird das Maiskorn zu Anfang Mai, in dem mittleren schon Mitte April, in den südlichen und südwestlichen von Mitte März an, in den südlichsten schon zu Anfang Februar gelegt. Der Farmer bemüht sich, die Reihen seiner Maispflanzen so gerade als möglich zu ziehen, und nimmt darum beim Pflügen einige in gerader Linie aufgestellte Stangen zum Gesichtspunkte. In Zwischenräumen von 4 Fuß zieht er seine Furchen durch die Länge und Breite des Feldes, das auf diese Weise in regelmäßige Quadrate getheilt wird. In die Durchschneidungspunkte der Furchen legt er drei Körner und bedeckt sie, mittelst einer Handhacke, etwa 3 Zoll hoch mit Erde. Die Pflanzkörner, zuvor schon eingeweicht, treiben bereits am fünften oder sechsten Tage; in Zeit von drei Wochen ist das Feld von den spitzen Schößlingen schon grün. Das junge Korn sollte nun mit der Handhacke angehäufelt werden, man läßt es aber noch einige Wochen fortwachsen und häufelt es dann mit dem Pfluge selber an. Dieses Auspflügen der Maisfelder geschieht zwei Mal, weil sonst das Unkraut zu üppig wuchern und die Stengel der jungen Pflanzen nicht ihre kreisförmige Wurzelreihe bilden würden. Beim zweiten Pflügen säet man in die Furchen Kürbisse und Schlingbohnen, welche letztere an den Maisstengeln emporranken.

Sobald der Fadenbüschel, der an der Spitze des Kolbens heraushängt, sich bräunt, weiß man, daß auch die Körner zu reifen beginnen. Streift man nun die Hülle von den Kolben ab, und findet, daß die Körner zwar voll, aber doch noch so

*) $8^3/_4$ preuß. Metzen = 1 Bushel.

weich sind, daß beim Einkneifen mit dem Finger die Milch herausspritzt: dann nimmt man wohl diese Kolben zu den beliebten roasting-ears, d. h. man kocht sie in Salzwasser ab, oder röstet sie lichtbraun am Feuer, und bestreicht sie auf der Tafel mit frischer Butter, Pfeffer und Salz. Die Kinder lieben diese roasting-ears ganz besonders, und in den Sommermonaten fehlt diese Schüssel bei keinem Mittagsmahl. Indem man zeitig der Pflanze einige Kolben raubt, gewinnen dafür die anderen desto größere Fülle.

Mit jedem Tag werden die Körner fester, und wenn sie ziemlich hart geworden sind, geht es an's Abblättern, und zugleich schlägt man die Spitzen (tops) des Stengels mit einem Handbeil (tomahawk) etwa zwei Fuß von der Spitze ab. Dadurch wird nun der Sonne ein freier Zugang zu den Kolben selber eröffnet. Auch die Blätter und die tops werden vorerst einige Tage der Sonne ausgesetzt, dann in Bündel gebunden und an den Feldrändern angehäuft. Dieses Maisheu und vor Allem die tops bilden ihres Zuckergehalts wegen ein sehr willkommenes Futter für Pferde und Kühe; darum bauen aufmerksame Farmer wohl auch Schutzdächer über diese Bündel, um sie vor den Nordweststürmen zu sichern. Unter diese Dächer treibt man dann auch im Winter die Pferde und das Hornvieh.

Die Zeit der Ernte ist für die nördlichen Staaten der Union der Monat October; je weiter nach Süden, um so früher natürlich die Zeit der Reife — in Texas schon der Juni. Mit dem Tomahawk werden die Kolben vom Stamme abgehauen, und in zwölf Fuß von einander entfernte Haufen zusammengeworfen. Um die Deckblätter, welche eine sehr scharfe Fläche haben, von den Kolben abzustreifen, muß man Handschuhe anziehen, da ohne eine solche Bedeckung die Fin-

Digitized by Google

ger von einer einzigen Tagesarbeit ihrer Haut verlustig gehen würden; am zweiten Tage würde sicher das Blut aus den Fingerspitzen dringen und die Hand auf längere Zeit zur Arbeit untüchtig werden.*)

Die Fruchtböden oder sogenannten Kolbenzapfen, die unreif geröstet und verspeist werden, bilden nach der Ernte ein vorzügliches Brennmaterial, und so bleibt kein Theil der edlen Pflanze unbenutzt. Selbst die Deckhäute der Kolben lassen sich zum Ausstopfen von Matratzen verwenden; auch macht man daraus Matten zu Vorthüren und ein braunes Papier.

Indem man eine Reihe von Jahren immer die schönsten Kolben, und zwar von solchen Pflanzen, welche drei bis vier Kolben trugen, ausbrach, hat man es im reichen Ertrag des Maiskorns außerordentlich weit gebracht. Auch die Spielarten sind sehr mannigfaltig: man unterscheidet den großen, gelben, gewöhnlichen Mais und den großen, weißen tyroler, den kleinen, gelben Perlmais, das großkolbige Dultonskorn, den in 30 Tagen reifenden Quinquantini, den amerikanischen Riesenmais, der eine Höhe von 12 bis 16 Fuß erreicht, ferner den schönen, durchsichtigen Mais, den Zuckermais, den frühen early-Sioux mit langen Kolben, den marmorirten Tuskarora, den tyroler Frühmais, der selbst in rauhen Lagen fortkommt, und noch manche andere. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika zählt man gegen 40 Spielarten, unter welchen die hauptsächlichsten der sogenannte Steinkornmais und Kürbiskorn-Mais sind.

Das Vaterland des Maiskorns ist schwer zu ermitteln. In den Pyramiden und Grabmälern Aegyptens hat man wohl

*) Vergl. Frauendorfer Blätter 1855, S. 126 ff.

Weizenkörner gefunden, aber nirgends auf einem Bilde oder in einem Sarkophage der alten Welt das Maiskorn. In Amerika war aber der Mais als wichtige Kulturpflanze seit den ältesten Zeiten auch ein Gegenstand der Sculptur. Nach Garcilaso de la Vega, einem der ältesten peruanischen Geschichtschreiber, waren die Palastgärten der Inkas in Peru mit Mais geschmückt, dessen Stengel, Aehren, Körner, Blätter, in verschiedener Größe, sammt und sonders in Gold und Silber nachgebildet waren. In dieser kostbaren Weise fand sich ein ganzes Feld dargestellt, ein Zeugniß des Reichthums, aber auch der hohen Verehrung, welche die Maispflanze bei den Inkas genoß. Bei dem Sonnentempel auf einer Insel im Titikaka-See ward der Mais, obgleich nicht ohne Mühe, gebauet, um als Opfer dem Sonnengott dargebracht zu werden und dieses heilige Korn unter das Volk zu vertheilen, das jedes beim Tempel erzeugte Körnlein als eine segensreiche Gottesgabe betrachtete, und davon sich die beste Ernte versprach.*)

Nur auf amerikanischem Boden konnte sich die schöne Sage von der Schöpfung des Maises bilden, wie sie der Dichter Longfellow in seinem epischen Gedicht Hiawatha dargestellt hat. Hiawatha, der Prophet der Indianer, hatte sich in die Waldeinöde an die Ufer des großen See's zurückgezogen, um sich durch Fasten auf seine wichtige Sendung vorzubereiten. Seine Gedanken richteten sich auf die Nahrungsweise der wilden Völker; er sah das Wild durch den Wald schlüpfen, die wilden Gänse nach den Marschen ziehen, die Fische im Wasser sich tummeln; darauf richtete er wehmüthig seinen Blick auf die Sträucher mit ihren eßbaren

---

*) Vergl. Petermann's geograph. Mittheilungen, 1856, S. 412.

Beeren, und seine Betrachtung machte sich in dem Ausrufe Luft: Herr des Lebens! Muß unser Daseyn von diesen Dingen abhängen? In tiefer Zerknirschung flehete er zu dem großen Geiste, ihm eine bessere Nahrungsquelle für die rothen Völker kund zu thun. Am dritten Abend, als die untergegangene Sonne ihr Purpurlicht über die Landschaft ausgegossen, erschien ein freundlicher Jüngling mit goldenen Locken und einem grünen Federbusch; er nannte sich „Mondamin," „der Freund des Menschengeschlechts." „Dein Gebet soll erhört werden" sprach er zu Hiawatha, „wenn du mit mir ringen willst bis zum Einbruch der Nacht, wenn die Klaglaute der Reiher aus jenen Sümpfen zu uns herüberschallen." Hiawatha war bereit und sie rangen miteinander, bis der Schrei des Reihers zu ihren Ohren drang. Darauf zerfloß Mondamin in Luft und Nebel. Aber am folgenden Abend erschien er wieder, und abermals rang Hiawatha mit ihm, bis die Gestalt unter seinen Händen verschwand. Am dritten Abend sprach Mondamin: „Nur einmal noch sollst du deine Kraft an mir prüfen, dann wirst du mich überwinden und magst mich des grünen und goldgelben Schmuckes entkleiden. Begrabe mich aber an einer Stelle, wo mich der Regen erreichen und die Sonne erwärmen kann. Laß die Erde nur leicht und locker mich bedecken, doch halte die Würmer ab, daß sie meinen Leib nicht benagen, und die Raben, daß sie ihn nicht belästigen bis zu seinem fröhlichen Auferstehen im Sonnenschein." Als nun das letzte Ringen Statt gefunden und Hiawatha obgesiegt hatte, erfüllte dieser treulich, was ihm Mondamin geheißen: er lockerte die Erde, hielt die Würmer ab und verscheuchte Kahgahgen, den König der Raben. Und siehe, als der Sommer vergangen war, stand auf dem Grabe Mondamins der Mais in aller Pracht „mit goldenem Haar

Digitized by Google

und grünem Busch," und Hiawatha rief entzückt: „Das ist Mondamin, der Menschenfreund!"

Diese schöne Sage gehört den Odjibeways (den algonkinschen Tschippewäern) an, in deren Sprache „Mondamin" das „Korn" oder „die Beeren des großen Geistes" heißt, und nach deren Sagen der Mais in Gestalt eines herrlichen Knaben auf das Gebet eines frommen Jünglings herniedergestiegen seyn soll.

Die Uebersiedelung des Maises aus der Neuen in die Alte Welt muß schnell vor sich gegangen seyn; denn in Hindostan ist der Anbau dieser Körnerfrucht sehr alt, konnte jedoch neben der Hauptkulturpflanze, dem Reis, nicht jene Bedeutung gewinnen wie in der neuen Welt. Desto entschiedener trat der Maisbau bereits in Vorderasien, wo der Reisbau zurücktritt, hervor, ja, Einige behaupten sogar, die mehrhundertfältigen Kornernten in den Ebenen des Euphrat- und Tigristhales, von denen Herodot erzählt, seien Maisarten gewesen.*) Theophrastus spricht von einem sonderbaren Weizen, der aus Indien stamme „mit olivengroßen Körnern," — womit augenscheinlich die Maiskörner gemeint sind. Desgleichen fand auch der berühmte Reisende Mungo Park (1795—97) den Mais im Innern von Afrika überall verbreitet; möglich, daß er von Arabien aus nach Westen verpflanzt wurde, wer mag's ergründen? Merkwürdig bleibt die Thatsache, daß seine europäische Namen auf den Orient hinweisen. Die Griechen nannten ihn „arabischen" Weizen, Italiener und Deutsche „türkischen Weizen," und da er über Italien nach Deutschland kam, letztere auch

*) Herodot (I, 192—93) sagt u. A., die Halme (Blätter) des assyrischen Weizens würden vier Finger breit.

wohl „Wälschkorn.“ In Amerika und von den Engländern wird er india-corn genannt.

Von den Felsengebirgen in Nordamerika bis nach Paraguay in Südamerika herab wird die Maispflanze wildwachsend gefunden, und als Kolumbus auf der Insel Kuba landete, sah er bereits den Anbau dieses Kornes bei den Eingeborenen. Gegenwärtig wird der Mais in der ganzen heißen und gemäßigten Zone angebaut. Wie sehr übrigens der Mais auch in Hindostan eingebürgert ist, lehrt ein Blick auf die Bazars der Städte. In Bombay z. B. sieht man zur Seite des Getreidehändlers stets eine heiß gehaltene eiserne Pfanne, in welche der Mann Mais schüttet, der von der Hitze aufgesprengt, sich röstet, und in dieser Form eine bei den Hindus sehr beliebte Speise bildet. Nicht selten wird die in den offenen Hallen (Veranda's) versammelte Schuljugend, zur Belohnung ihres Fleißes, vom Lehrer mit gerösteten Maiskörnern bewirthet.

Digitized by Google

Der Häring.

Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren! Und er schuf große Wallfische und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erreget ward ein jegliches nach seiner Art, — und segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet das Wasser im Meer!
1 Mos. 1, 20 ff.

Der Häring ist ein echt plebejischer Fisch, scheint vom lieben Gott so recht eigentlich für das arme Volk geschaffen zu sein, das sonst weder einen Süßwasserfisch noch einen Meerfisch zu schmecken bekäme, wenn der Häring nicht wäre. Der ärmste Tagelöhner, ja der Bettler, wenn er nur einen Groschen erübrigt, kann sich bisweilen den Genuß dieses unschätzbaren Erzeugnisses der salzigen Fluth verschaffen, sollte auch auf zwölf Glieder einer hungernden irländischen Familie blos Ein Häring kommen, und jedes Einzelne an dem Fisch so zu sagen nur lecken dürfen; die Kartoffel schmeckt doch gleich besser, denn der Häring gibt ihr mit seinem Fett und Salz die Würze. Was die Kartoffel auf dem Festlande, das ist der Häring auf den Ackerfluren des Meeres, und wie der Thunfisch für die Anwohner des Mittelmeeres ein reiches Fleisch- und Oelfeld bildet, ist in noch viel höherem Maße der Häring für die Anwohner der Nordsee eine unerschöpfliche Nahrungsquelle.

Aus den Tiefen des nördlichen atlantischen Meeres, wo

Digitized by Google

er sich von Fischbrut, Wasserinsekten, besonders aber von einer Art kleiner rother Seekrabben nährt, die zu Milliarden dort hausen, hebt sich der Häring in unzählbaren Schaaren empor, und beginnt seine Wanderung. Um zu laichen muß er die Küste suchen, die wärmeren Wasserschichten — denn ohne Wärme wird auch kein Fischei ausgebrütet. Das schwimmende Nomadenheer bildet die Form eines Dreiecks; als Herold und Anführer zugleich zieht der „Häringskönig" voran, nämlich der 10 Fuß lange Faserwurm-Fisch mit silbernen Schuppen und rothen Bauchflossen angethan.

Zwischen Grönland und dem Nordkap scheint das Meer auf viele Meilen weit von Häringsleibern angefüllt, die Fische drängen und schieben sich so eng und dicht, daß zwischen ihnen keine Stecknadel in's Meer fallen würde, daß sie sich die Schuppen vom eigenen Leibe abscheuern und ein Schiff, welches durch diese Phalanx hindurch dringen wollte, mit bloßer Segelkraft gar nicht vorwärts käme. Doch theilt sich die große Truppenmasse in mehrere Heersäulen. Während nicht geringe Züge sich nach den Gestaden von Nordamerika wenden, wo sie vom Januar bis April erscheinen, wenden sich andere an die schottische und norwegische Küste und setzen dort in den ersten Frühlingsmonaten ihre Eier ab. Mitten im Sommer erscheint ein zweiter Zug und im Herbst ein dritter. Die Norweger halten ihre Haupternte im Frühjahr, und ihr „Vaarhild" oder Frühlingshäring gilt ihnen für den größesten und fettesten; bei den Holländern dagegen galt es lange als unverletzliches Gesetz, vor Johannis keinen Häring zu fangen, und diese Sommerhäringe, die sie an der schottischen Küste fingen und noch fangen, sind die bekannten „holländischen Häringe", die besten von allen.

In früheren Zeiten besuchten die Häringe mit Vorliebe

Digitized by Google

die Küsten von Norwegen, Schweden und Dänemark; dann zogen sie sich nach Westen zur englischen Seite; seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erscheinen auch große Massen von Häringen in den Mündungen der Elbe und andrer Flüsse, die in die Nordsee münden, wo man früher keine bemerkt hatte. Das schwedische Gothenburg, das früher durch den Häringsfang sich bereichern konnte, ist arm geworden, weil der Besuch des Fisches ein Ende nahm, hingegen ward wiederum die norwegische Westküste vom Kap Lindesnäs bis Bergen reich bedacht, aber seit zehn Jahren ist auch dort eine Abnahme verspürt worden, und einzelne Züge scheinen sich abermals zu den Gothenburger Scheeren zu wenden. Gewiß herrscht in diesen Wanderungen ein bestimmtes Gesetz und nicht blos der Zufall; bisher haben die Naturkundigen nur Muthmaßungen darüber aufstellen können, von denen jedoch die Annahme, daß die Häringe sich neue Weide suchen, wenn sie die alte verzehrt haben, viel für sich hat.

Schon zu Anfang Februar begeben sich die norwegischen Fischer auf die Inseln, welche einen so merkwürdigen Archipelagus an der Westküste von Norwegen bilden. Mit Sehnsucht erwarten sie die ersten Anzeichen, daß die Wanderschaaren sich nahen, das sind die Walfische, welche vorweg ihre Ernten auf dem Häringsfelde halten, denn für ihren kleinen Schlund ist der Häring gerade recht. Aus ihren Nasenlöchern die Wasserstrahlen spritzend, schießen sie wie Pfeile durch die See, die geängsteten Häringe immer enger zusammentreibend und zwischen die Klippenmassen drängend. Wie ein volles, wallendes Kornfeld dem Auge des Landmanns entgegenlacht: so blinkt lustig für das Auge des Fischers die von tausend und aber tausend Schuppen der Häringe (manche schwimmen im Gedränge auf dem Rücken) erglänzende Fläche des Meeres.

Digitized by Google

Jedes Fischerboot hat seine Netze in Bereitschaft, wovon die andere Hälfte ausgeworfen wird, sobald die erste gefüllt ist. Schaluppen stehen überall bereit, um die Beute in Empfang zu nehmen und sie den am Strande weilenden Kaufleuten zu überliefern. Die Arbeit des Einsalzens wird erst in Stavanger oder Bergen vorgenommen; von Tonnen umringt sitzt da Jung und Alt, um dem Häring den Leib aufzuritzen, die Eingeweide zu entfernen und den gereinigten Fisch dann auf den Platz des Einsalzens zu führen. Wie viele Menschen werden durch den Häring in Thätigkeit versetzt! Die Bauern, welche das Holz fällen und anfahren, die Küfer, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, welche den Häring reinigen, die Fischer und Schiffer, welche auf den Fang ausziehen, die Bootsleute und Rheder, welche die Ausrüstung besorgen, endlich die Kaufleute, welche die Versendung und den Verkauf der eingesalzenen Fische übernehmen. — Alles zieht seinen Nutzen von dem segensreichen Fisch.

Vor allen Nationen sind es aber die Holländer, welche dem Häring nicht bloß einen guten Gelderwerb, sondern einen guten Theil ihres Nationalwohlstandes überhaupt verdanken, da dieser von der Seetüchtigkeit abhing. Indem sie die Häringsfischerei zur größten Blüthe brachten, bildeten sich jene kühnen Schiffer, die Wind und Wetter Trotz boten — eine Matrosenschule, die auch für größere Unternehmungen tüchtige Zöglinge lieferte. Die holländischen Häringe waren seit Jahrhunderten die gesuchtesten auf allen europäischen Märkten, und weder die schwedischen, noch die dänischen, noch die englischen Häringe kamen dagegen auf, denn kein anderes Volk verstand sich so gut wie das holländische auf die Kunst des Einpökelns. Wilhelm Beukelzoon aus Biervliet, einem kleinen Dorfe in Seeland, gebürtig, theilte im Jahr 1380

Digitized by Google

seinen Landsleuten die von ihm gemachte Erfindung des Einpökelns durch Seesalz mit, und ward dadurch einer der größten Wohlthäter seiner Nation. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1556 durch Biervliet kam, ließ er dem „um sein Vaterland hochverdienten“ Mann ein Denkmal setzen. Durch die Sorgfalt, mit welcher die Holländer den Häring einsalzen, ward derselbe erst ein so ausgezeichneter Handelsartikel, der auf beliebige Entfernung verschickt werden konnte, ohne Gefahr von seiner Güte etwas einzubüßen. Die Kunst des Einsalzens ward aber auch von der holländischen Regierung so geheim gehalten, daß die Körperschaft der Häringsfischer einen feierlichen Eid ablegen mußte, das Geheimniß zu bewahren; allen Fremden war der Zutritt zu den holländischen Fischerbarken streng untersagt.

Diese holländischen Barken, eigens für den Häringsfang bestimmt, heißen „Buizen“ (Büsen), sind sehr fest gebaut, fast ganz von Eichenholz, mit einem einzigen Mast und einem großen viereckigen Segel versehen. Die Form war seit Alters her von der Regierung genau vorgeschrieben; nach holländischer Sitte war auf gleiche Weise auch die Länge der Netze bis auf die Zahl der Maschen streng geregelt. So ein holländisches Häringsnetz hat die ungeheure Länge von 1000 bis 1200 Schritten, und macht, wenn es auf das Schiff gebracht werden soll, allein schon eine schwere Wagenlast aus. Es wird entweder von starkem Hanf, oder von grober persischer Seide gemacht, die drei Mal so lange hält, aber zuvor braun geräuchert wird, damit die Häringe nicht durch die helle Farbe verscheucht werden. Die Maschen dürfen nicht allzuklein seyn, um die junge Brut durchschlüpfen zu lassen; die Schweden und Norweger pflegten auch diese mitzufangen und verschuldeten vielleicht dadurch selbst die Abnahme der Häringszüge.

Digitized by Google

Noch bis vor einigen Jahren galt bei den Holländern der Johannistag (24. Juni) als der Normaltag für die Abfahrt der Häringsflotte; die vorhergehenden Tage wurden mit Festessen, Trinksprüchen und Gebeten festlich begangen. Gegenwärtig, da die Engländer auch im Häringsfang den Holländern den Rang abgewinnen, segelt man jedoch schon zu Anfang Juni an die Küste von Schottland, wo der eigentliche Pöckel- oder Tonnenhäring gefangen wird. Im Herbst wird an der Küste von Yarmouth eine etwas mindere Sorte gefangen, die gleich an Ort und Stelle eingesalzen wird um dann geräuchert zu werden. Das sind die bekannten „Bücklinge" oder „Pöcklinge". Endlich wird gegen den Winter hin noch in der Zuyder-See die geringste Sorte gefangen, die gleich frisch verspeist wird, und da sie die billigste ist, besonders dem armen Volke zu Gute kommt.

Die holländische Häringsflottille ist seit den letzten zehn Jahren von einer Dampfkorvette begleitet, welche die ersten hundert Fäßchen frisch gefangener Häringe in Empfang nimmt, um sie möglichst schnell in den Hafen von Vlaardingen zu führen. Früher wurde die Ankunft der ersten Häringe mit großem Pomp gefeiert; gegenwärtig begnügen sich die großen Kaufleute im Haag, von Amsterdam und Rotterdam, eine Fahne auszustecken und einen grünen Kranz auszuhängen. Doch wird noch immer der erste Häring in einem Galawagen zum König gefahren, der für das Geschenk 500 Gulden spendet! Es ist noch gar nicht so lange her, daß reiche Holländer für die ersten Häringe einen Dukaten per Kopf zahlten, und die Kaufleute im Haag dergestalt wetteiferten, die ersten auf dem Platze zu seyn, daß sie Boten auf den besten Rennpferden absandten, welche dann den ersehnten Fisch im gestreckten Galopp überbrachten.

Digitized by Google

Es ist aber eigen, daß der „Johannistag“ noch immer bei den holländischen Fischern sein altes Recht behauptet, und daß sie trotz der Erlaubniß, früher die Netze auswerfen zu können, doch erst am 24. Juni mit vollem Glauben und Vertrauen den Fang beginnen, der bis zum 16. Juli fortgesetzt wird. Die Häringe, in denen weder der Rogen noch die Milch schon entwickelt ist, gelten für besonders werthvoll und heißen Jungfern-Häringe; „Matjes“, die zuerst und mit möglichster Eile übersandt werden. Die heimkehrenden Buizen bringen dann die Vollhäringe — das Mittelgut — und die Scholhäringe, welche schon gelaicht haben — als die niederste Sorte — nach Hause. Diese beiden Sorten werden in Holland frisch gesalzen und dann verpackt und versandt.

Die Engländer, obschon sie es in der Güte des Einsalzens den Holländern noch nicht gleich thun, liefern seit mehreren Jahren doch schon den Häring viel billiger. Dadurch ist ihr Absatz bereits so groß geworden, daß er mehr als das Doppelte des holländischen beträgt. Der Hauptort der englischen Häringsfischerei ist natürlich an der schottischen Küste, gegenwärtig Wick an der Nordostspitze Schottlands. Die schottischen Fischer haben übrigens keine bedeckten Boote, können daher nicht so weit in die offene See vorgehen, wie die Holländer und bei der leichteren Bauart ihrer Barken auch nicht so große und schwere Netze in die Tiefe senken. Dagegen ist die Rührigkeit viel größer und die englische Regierung beschränkt Niemand durch Monopole und Polizeimaßregeln. Im Jahre 1849 hatten die Engländer im Ganzen schon 14,962 Fischerboote und ihre Ausbeute betrug 770,700 Tonnen, während die Holländer bloß 334,000 Tonnen rechneten. Im Jahre 1856 erreichte die englische Fischerei fast

Digitized by Google

die Tonnenzahl von einer Million, und auf die schottische Küste allein kamen 9000 Boote.

Ist der Fang einer Nacht ergiebig gewesen, so hat er etwa 120 bis 130,000 Stück Häringe geliefert. Eine Tonne faßt etwa 1000 Stück; somit würden allein von den englischen und schottischen Fischern 1000 Millionen Häringe jährlich gefangen. Nun berechne man, was von den übrigen Nationen erbeutet wird, dann welche ungeheure Menge die Walfische Seehunde, Haifische, Delphine, Möven und Seeadler verzehren, und daß trotz allebem doch von 100,000 Stück Häringen kaum Einer gefangen wird; so staunt man billig über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieser Ackerfelder des Meeres, die nicht gepflügt und gedüngt zu werden brauchen, und sich von selber besäen. Der Rogen eines einzigen Häringsweibchens hat aber 20 bis 40,000 Eier, und aus solcher Zahl kann schon eine gute Nachkommenschaft hervorgehen, auch wenn die Hälfte der Eier zu Grunde ginge.

So gemein nun der Häring auch ist, so wenig „vornehm" im Vergleich mit andern Fischen, selbst mit seiner kleinen Anverwandten, der Sardelle: so hoch steht er doch in Ehren, so gerne wird er doch genossen von Vornehm und Gering, Reich und Arm. Gleich der Kartoffel, die für den Armen das tägliche Brod bildet und doch auf dem Tische des Reichen in dieser und jener Gestalt nicht fehlen darf, ist auch der Häring ein Fisch für Alle, und wenn der Feinschmecker sich an allerhand überfeinerten Genüssen die Eßlust verdorben und den Magen geschwächt hat, so ist ein Stück Häring oder Häringssalat eine wahre Medicin. Der Häring ist vielleicht der allergesündeste Fisch, der existirt, und sein vortreffliches Fleisch bekommt selbst dem schwächsten Magen. Frisch gebraten ist er eines der leckersten Gerichte, das auch ohne das Seesalz leicht

verdaulich ist. Aber in wie viel Gestalten kann er nicht genossen werden!

Gesalzen und frisch, gedörrt und geräuchert oder mit Gewürz in Weinessig eingemacht — in allen Formen und Zubereitungsarten ist er ein willkommener Gast, und die Thüringer, welche wegen ihrer Häringsliebhaberei im Mittelalter den Spottnamen „Härings-Nasen" erhielten, mußten sich den Spott wohl gefallen lassen, der zugleich ihre Trinklust mittreffen sollte. Uebrigens mundet nicht bloß Bier und Wein, sondern selbst das klare Wasser noch einmal so gut, wenn der Sprößling des Salzmeeres den Durst rege gemacht hat. Bei den altenburgischen und lausitzer Wenden kommt es noch hier und da vor, daß man in der Sylvesternacht den Kühen einen halben oder ganzen Häring in einem Strohwisch zu fressen gibt, damit sie das ganze Jahr fette Milch geben. An manchen andern „guten" Speisen hat sich der Mensch schon arm gegessen, am Häring aber gewiß nicht; der hat auch das mit der einfachen Hausmannskost gemein, daß er mäßig und nüchtern erhält. Darum thut der König von Holland recht daran, daß er für den ersten Häring 500 Gulden bezahlt.

Digitized by Google

Der Thunfisch.

Geduldig trägst du, ew'ges Meer,
Auf dem geschmiegten Rücken deiner Wellen
Der Schiffe Lasten hin und her,
Versorgst das dürre Land mit Quellen,
Mit Speise unsern Herd . . . .

K. B. Trinius.

Der Thun (Scomber thynus) ist die Riesenmakrele, wird auch wohl spanische Makrele genannt. Seine kleinere Verwandte, die gemeine Makrele (Scomber scomber) wird höchstens zwei Fuß lang und fünf Pfund schwer, aber der Thun, wenn er völlig ausgewachsen ist, erreicht eine Länge von zehn Fuß, eine Dicke von sechs Fuß, eine Schwere von fünf bis sechs Centnern. Solche Riesen kommen zwar nicht eben häufig vor, da die Menschen nicht auf das letzte Wachsthum des Fisches warten, sondern heerdenweise ihn wegfangen, gleichviel ob er zehn, zwei oder drei Fuß lang ist. Der Thun ist nämlich für die Anwohner des Mittelmeeres, was der Häring für die Anwohner der Nordseeküsten: ein schwimmendes Roggen- und Weizenfeld, das alljährlich aus den wogenden Furchen des Meeres abgeerntet und mit großem Triumph eingeheimst wird. In diesem heerdenweisen Beisammenleben und diesen periodischen Wanderzügen, wie in der reichen Ernte, welche der Thun dem Menschen bietet, gleicht er dem Häringe; aber in seinem Charakter und Wesen hat er nichts von einer Häringsnatur, sondern gleicht vielmehr dem gefräßigen Hai.

Der Thunfisch ist ein arger Räuber, der mit stetem Heißhunger Alles verschlingt, was ihm in den Weg kommt, selbst Aas nicht ausgenommen. Besonders gern speist er aber Häringe, auch seine Verwandte, die kleine Makrele, ja, er verschont die eigene Brut nicht. Um von den kleineren Fischen gleich eine hübsche Portion beisammen zu haben und in kürzester Frist verschlingen zu können, macht er ein ganz gutes Manöver: er schwimmt plötzlich in einer Schneckenlinie, wodurch ein Wasserwirbel entsteht, der die kleinen Fische erfaßt und zusammentreibt.

Der Thun findet sich im mittelländischen und schwarzen Meere, doch auch in der Nordsee und in den amerikanischen und chinesischen Gewässern. Im Winter hält er sich in der Tiefe des Meeres, im Frühjahr aber steigt er auf; sammelt sich zu Kolonnen von Hunderten, ja Tausenden, welche ein längliches Viereck formiren und dabei gewaltigen Lärm machen. Dann setzen sich diese Heersäulen in Bewegung und schwimmen nach den Küsten, besonders in die Nähe der Flußmündungen, um dort zu laichen. Die Eier dieser großen und starken Fische haben nur die Größe eines Hirsekorns. Gleich als ob es die Ausrüstung eines Raubritters gelten sollte, legt sich dem heranwachsenden Thun um die Brust herum eine Art Schild, durch größere und rauhere Schuppen gebildet, und zwischen die zwei kleinen Knoten des Schwanzes legt sich noch ein knorpliger Kiel, während die Rückenflossen so nahe zusammenkommen, als wollten sie zusammenwachsen. Sonst ist der Körper glatt und spindelförmig, silberfarben, auf dem Rücken aber stahlblau.

Der Fang des Thunfisches ist für die Bewohner der Mittelmeerküsten von größter Wichtigkeit, und an der italienischen und spanischen Küste, besonders aber in Sardinien ein

Digitized by Google

wahres Volksfest. Um einen glücklichen Erfolg zu erlangen, werden kirchliche Gebete und öffentliche Andachten abgehalten. Dann ladet man Freunde und Bekannte zum Erntefeste ein, und selbst die fremden Zuschauer an der Küste werden freigebig mit Thunfisch bewirthet. Die Anstalten zum Fange sind großartig. Aus Genua kommen die Netzverkäufer. Wagen von fern und nahe halten an der Küste, um Einkäufe zu machen; es wogt und wallt die Menschenmenge bunt durcheinander, allerlei Eßwaaren werden feilgeboten, es ist ein Jahrmarkt und Frühlingsfest. Besondere Wächter sind bestellt, welche durch Auslaufen ihrer Boote das Zeichen geben, sobald man einen Zug Thunfische erblickt. Ein Aufseher mit unbeschränkter Vollmacht ordnet das Auslegen der Netze und die sonstigen Vorbereitungen an. In seiner Gegenwart wird am 3. Mai die Stelle zum Auswerfen der Netze bestimmt durch zwei parallel gezogene Seile. Gegen die Größe der Netze für den Thunfischfang sind die Häringsnetze ein Kinderspiel; es ist ein Park im Wasser, der plötzlich sich ausdehnt, in dessen Irrgängen sich die Ankömmlinge verlieren. Es werden mit den langen und weiten Netzen verschiedene Kammern gebildet, oft von der Länge einen halben Stunde. Die letzte der Kammern, in der sich die meisten Fische anhäufen, besteht aus dem stärksten Garn und heißt die Todtenkammer, weil dort die Thune mit Harpunen todtgestochen werden. Am liebsten spannt man die Netze zwischen zwei Inseln oder zwischen einer Insel und dem Festlande aus. Man macht aber auch einen Fang mit der sogenannten queue oder codarde, indem ein Netz von 1200 Fuß Länge aus dem Zugnetze im Meer bis an's Land herübergezogen wird. So werden die Thunfische gefangen, welche zwischen dem Zugnetze und dem Ufer hindurch schwimmen. Das Zugnetz selber operirt im

Digitized by Google

offenem Meere und sein Gewebe wird durch schwere Steine auf dem Grunde des Meeres, das hier etwa hundert Fuß tief ist, festgehalten. Am Ende der Netze befindet sich ein Seil, das durch mehrere andere Seile an einen in's Meer versenkten Anker geknüpft ist. So sichert man sich gegen den Wind, gegen die Meeresströmung und den heftigen Andrang der Fische. Das Herausbringen der Thunfische geschieht aber also: Die Fische sind nach und nach in die verschiedenen Abtheilungen des großen Netzes eingedrungen; wenn der Aufseher meint, es seien genug, dann läßt er die letzte Abtheilung (jene Todtenkammer) öffnen. Bis zum andern Morgen hat sich diese ziemlich angefüllt. Ist das Meer ruhig und das Wetter günstig, dann kommt in aller Frühe der Aufseher und wirft einen Stein, der mit einem schwarzen Schaffelle umwickelt ist, unter die Thunfische, damit diese erschreckt werden und in den bereit gehaltenen Behälter noch vollends hineinziehen. Dann wird die weiße Fahne aufgezogen, die Eigenthümer und Arbeiter kommen herbei. Nur langsam läßt sich der schwere Theil des Netzes emporheben; die Arbeiter nehmen die Enden des Netzes in ihre Kähne, bis die Fische zum Vorschein kommen. Die Leute auf den großen Kähnen des Anführers greifen nun nach ihren mit Eisen beschlagenen Stöcken und tödten damit die Thunfische, welche mit ihren langen Schwänzen das Wasser peitschen, daß es wohl fünfzehn Fuß emporspritzt. Mit Harpunen ziehen sie die erlegten Fische in ihre Kähne, die großen Fische leisten bis auf den letzten Augenblick Widerstand und von ihrem Todeskampf wird das Meer blutig gefärbt. Aber es hilft da kein Sträuben, kunstvoll und sicher bringt sie der Mensch in seine Gewalt. Beifallsruf und Freudengeschrei ertönt von den versammelten Zuschauern, die bei solchem großartigen Anblick

menschlichen Fleißes und menschlicher Geschicklichkeit frohlocken.

Auf einer Menge von kleinen Kähnen werden die Fische an's Land geschafft, wo eigene Hallen zum Empfang der guten Beute bereit stehen. Die Thunfische werden nun zerhackt, eingesalzen und vorzüglich zur Schiffskost verkauft. Aus den schlechteren Theilen des Fisches wird Thran gesotten. Auch marinirt man den Thun, indem man das Fleisch auf großen eisernen Rosten bratet, und es dann mit Salz, Pfeffer, Gewürznelken und Lorbeerblättern in Fässer verpackt. Ja, man macht das Thunfleisch ein wie Früchte, indem man die reingewaschenen Stücke abkocht in einem mit Gewürzen versetzten Salzwasser, sie dann in kleine Fässer oder in Flaschen thut, und mit Oel übergießt. Rogen und Lebern werden besonders eingesalzen, auch die einzelnen Theile ordnet man sorgfältig zu einander, so die Bauchstücke (sorra), das dicke Fleisch (carne netta) und die übrigen geringeren Theile (businaglia).

Es kommt alljährlich eine große Menge von Thunfischen durch die Meerenge von Gibraltar in's Mittelmeer, dann theilen sie sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine rechts nach Afrika, die andere links nach Europa geht. Im Herbste gehen sie bei Konstantinopel vorbei in's schwarze Meer. Das große Erdbeben von 1755 hatte eine große Menge von Sand und Erde aus Afrika nach der Richtung gegen Norden geführt; seitdem schlagen die Thunfische von Gibraltar aus meist die Richtung nach Sardinien ein, und der Fang geschieht vorzüglich bei den Salinen von Sassari, an der Insel von Asinara (Herculis insula), bei Porto Paglia und der St. Peters-Insel. Früher berechnete man die Ausbeute Sardiniens mit 50,000 Stück, von denen manche über 300 Pfund wogen.

Digitized by Google

Jetzt hat sich die Zahl gemindert, und es mögen durchschnittlich im Jahr etwa 35,000 Stück gefangen werden.

Der große Räuber muß wiederum größeren und stärkeren Raubfischen zur Beute werden: der Thunfisch wird häufig von Hai- und Schwertfischen verfolgt, auch wohl von Seehunden verspeist. Sonst hat der Thun auch das mit dem Hai gemein, daß er den Schiffen auf weite Strecken nachschwimmt, um das wegzuschnappen, was ihm etwa die Matrosen aus dem Schiffe herauswerfen. Das Fleisch des Thunfisches schmeckt nach den verschiedenen Theilen des Leibes sehr verschieden. Nach Einigen soll die Schnauze, nach Andern der Bauch das leckerste Stück seyn. So gesund und leicht verdaulich, wie der Häring, ist übrigens der Thun nicht. Früher war jedoch der Thun seines wohlschmeckenden Fleisches willen noch viel berühmter, als jetzt, und namentlich bei den Spaniern, den Bewohnern von Italien und Byzanz so beliebt, daß diese sein Bild auf ihre Münzen prägen ließen. Die Griechen weihten den Fisch ihrer Göttin Diana; in Karthago mußten die Verlobten vor ihrer Hochzeit gehackten Thunfisch essen. In Rom durfte auf einer guten Tafel der Thunfisch nicht fehlen, und Kaiser Karakalla belohnte jeden Vers, den Oppianus auf den Thunfisch machte, mit einem Goldthaler.

Digitized by Google

Das Walroß (Trichechus rosmarus. L.).

— Die Wunder des Abgrunds
Schossen jauchzend empor, Poseidon den Mächtigen grüßend,
Und es barst die Woge vor Lust.
Homer's Ilias XIII., 27.

Die gewaltige Triebkraft der Natur im heißen Erdgürtel bietet Nahrung genug für die großen Raubthiere, die Fleischfresser, wie für die noch viel größeren Pflanzenfresser, die wandernden Kolosse: Elephant, Nashorn, Flußpferd. Doch auch im Schnee und Eis der Pole fehlt es nicht an kolossalen Thierformen aus dem Reich der Säugethiere, die wie der Walfisch oder Pottfisch die Größe eines Elephanten um Vieles übertreffen; aber sie sind in's Meer oder an's Meer verwiesen, das im hohen Norden die Rolle des tropischen Festlandes übernimmt und mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Fischen, Muschelthieren, Mollusken wie auch mit seinen ewig grünenden Wäldern von Seetang unerschöpfliche Nahrungsquellen bietet. Der Eisbär sogar lebt mehr auf der schwimmenden Eisscholle als auf dem Festlande; die Robben leben überwiegend im Wasser und kommen nur an's Land oder auf die Eisscholle, um sich zu sonnen oder ihre Jungen zu säugen. Ihre Fußzehen sind durch derbe, bis über das Nagelglied hinausreichende Schwimmhäute verbunden, so daß mit den vorderen Flossenfüßen vortrefflich gerudert werden kann; die

Digitized by Google

Hinterbeine liegen horizontal und sind so einander genähert, daß sie einem Fischschwanz gleichen. In dieses Geschlecht der Ruderfüßer gehört der Seehund, der Seelöwe und das Seepferd oder Walroß.

Der braungelbe, mit einer Mähne gezierte Seelöwe, der an den Küsten und Inseln des stillen Ozeans von $63\frac{1}{2}^\circ$ nördl. Br. bis weit zu unbekannter südlicher Breite sich zeigt, ist zwar an Größe dem Walroß fast gleich, dieses ist aber noch massiger und schwerer; denn es erreicht ein Gewicht von 1500 bis 2000 Pfund bei einer Länge von 18 bis 20 Fuß. Um die Mitte des gedrungenen Leibes mißt es 12 Fuß. Wenn es mühsam auf die Vorderfüße sich stützend den kleinen Kopf emporhebt, der auf kurzem dickem Halse sitzt, und dann die stumpfe Schnauze zeigt mit der dicken durch einen Einschnitt in der Mitte getheilten Oberlippe und den aufwärts stehenden Naslöchern: so gewährt es einen drolligen Anblick. Auf beiden Seiten der wulstigen Lippe stehen fast drei Zoll lange dicke gelbliche Borsten. Wie beim Elephanten treten aus dem Oberkiefer zwei mächtige Hauzähne hervor, aber sie gehen nicht wie bei jenem großmächtigen Rüsselträger in kühnem Schwunge nach oben, sondern fast senkrecht nach unten und sind nur ein wenig nach innen zu gekrümmt. Diese Eckzähne (von 5 bis 10 Pfund schwer) sind dem Thiere von mannigfaltigstem Nutzen; mit ihrer Hülfe erklettert es die Eisbänke und stützt sich darauf wie auf einen Stachelstock, sie sind ihm mächtige Waffen gegen seine Feinde, namentlich den Eisbären, und wenn es auf den Meeresgrund sich hinabsenkt, dienen sie ihm als Messer, Hacke und Beil, um die Tange abzureißen und den Boden nach Schalthieren aufzuwühlen, von denen es wie vom Seegras sich nährt.

Der Leib ist kurz behaart, die Farbe des Haares gelbbraun.

Digitized by Google

Die zolldicke Haut gibt ein sehr elastisches Leder und unverwüstliche Riemen, namentlich Hängeriemen für die Kutschen. Der Walroßkörper ist ein echter Fettleib, der eine bedeutende Menge Thran liefert. Nimmt man dazu die Kostbarkeit der Hauzähne, deren Masse dichter, weißer und feiner ist als Elfenbein, so darf man sich nicht wundern, daß es von allen Anwohnern des nördlichen Eismeeres — denn das ist die Heimath des Seepferdes — auf das höchste geschätzt und mit einem besonderen Fleiße gejagt wird.

Die Jagd auf ein solches Thier, das selbst den Eisbären mit Glück bekämpft, ist aber nicht ohne Gefahr. Ist es verwundet, so geräth es in Wuth und schlägt nun mit Leibeskräften nach seinem Verfolger, greift auch wohl das Boot an und wirft es um. Man harpunirt das Thier, noch lieber aber sucht man es auf dem Eise zu verwunden und zu erlegen; denn so geschickt und behende es im Wasser ist, so plump und ungeschickt ist es auf festem Boden. Ein Seepferds-Galopp ist wohl die lächerlichste Gangart im ganzen Reich der Säugethiere. Wie eine riesige Raupe rutscht es auf dem Bauche vorwärts, hebt sich und senkt sich mit dem Kopfe, um den ungelenken Theil des Hinterleibs schneller nachzuziehen; und wo mehrere beisammen sind, stürzt eins auf das andere und erzürnt sich über die Stöße, die es von seinen Gefährten empfängt. Nach der Richtung, wohin eins sich wendet, ziehen alle anderen nach. Sie halten so treulich zusammen, daß sie, wenn der erste Schreck vorüber ist, auch wohl zu den verwundeten Kameraden auf dem Eise zurückkehren, oder wenn einer im Wasser von Blutverlust erschöpft unterzusinken droht, ihn mit ihren Zähnen oben zu halten suchen, damit er leichter athmen möge.

Wenn die Bewohner der Alëuten-Inseln auf den Walroß-

Digitized by Google

fang ausgehen, nehmen sie von den Ihrigen sehr ernsten Abschied, als gingen sie dem Tode entgegen. Mit Spießen und schweren Aexten bewaffnet suchen sie langsam und leise zwischen der Meeresküste und dem Lagerplatze der Thiere vorzudringen, und sobald sie dem Trupp nahe genug gekommen sind, stürzen sie mit großem Geschrei auf ihn los, Alles aufbietend, daß kein Walroß sich dem Strande zuwende. Dem sich aufbäumenden Thiere stoßen sie den Speer in den Leib und wenden ihn mehrmals um, damit die Wunde deste größer werde. Der Kampf regt die Jäger selber bis zur Wuth auf, und sie waten, da die Thiere sich aufeinander und übereinander wälzen, oft völlig im Blut.

Dr. Kane hat sehr anschaulich eine Walroßjagd geschildert, welcher sein Gefährte Morton als Gast Mayuk's, eines Eskimo, beiwohnte.*) Die Eskimos hatten drei Schlitten zu der Unternehmung ausgerüstet; einer sollte im Versteck in der Nähe bleiben, die beiden andern wollte man im raschen Trabe nach dem offenen Wasser südwestlich von der Niederlassung ziehen. Als sie sich dem offenen Meere näherten, schoben die Eskimo's von Zeit zu Zeit ihre Kapuzen zurück, um auf die Stimme des verfolgten Wales zu horchen. Nach einer Weile vernahmen sie das eigenthümliche Gebell eines männlichen Anuk oder Walrosses; es ist ein Ton zwischen dem Muhen einer Kuh und dem tiefsten Bellen eines Fleischerhundes. Die einzelnen Töne wiederholten sich rasch sieben bis neun Mal hintereinander.

Vorsichtig drang die Gesellschaft einer hinter den anderen

---

*) Vergl. Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklins von Elisha Kent Kane. Deutsch bearbeitet von J. Seybt (Leipzig 1857).

Digitized by Google

und hinter Eisklumpen sich verbergend im Zickzack vorwärts; dann löste sich die Linie, und Jeder kroch nach einem besonderen Standpunkte; Morton folgte auf Händen und Füßen dem Eskimo Mayuk. Nach wenigen Minuten erblickten sie eine Gruppe von fünf Walrossen, welche die dünne Eiskruste mit lautem Geräusch und Pusten zerbrachen und ihre Köpfe in die Höhe hoben. Sobald sie wieder untertauchten, rutschten die Jäger näher heran. Mayuk legt seine Harpune zurecht. Sie besteht aus einem Schaft von Seeeinhorn mit einer beweglichen Spitze, die an einem viele Faden langen Riemen von Walroßhaut befestigt ist. Das Wasser bewegt sich abermals und pustend hebt ein Walroß seinen Kopf empor, das Wasser aus dem Barte schüttelnd. Mayuk erhebt sich langsam, wirft den rechten Arm, der die Harpune hält zurück und streckt, als ob er zielte, den linken Arm zum Walroß hin, das sich bis zur Brust aus dem Wasser hebt und ihn verwundert anschaut. Diese Neugier kommt ihm theuer zu stehen; denn noch ehe es wieder niedertaucht, sitzt ihm schon die Harpune im Leib, die unter der linken Brustflosse eingedrungen ist.

Während das Walroß unter dem Wasser verschwindet, flieht der Eskimo nach entgegengesetzter Seite, läßt die Leine schießen und hält nur das Ende an der Schlinge fest; er nimmt im vollen Lauf einen Knochen mit eiserner Spitze, stößt diesen in's Eis und schlingt die Leine darum, indem er zugleich mit dem Fuße darauf tritt.

Nun erst begann der gefährliche Kampf. Das Wasserloch ließ von dem verwundeten Thiere aufgepeitschte Schaumwellen hervordringen, es krachte unter den Eisspalten, und plötzlich stiegen ganz in der Nähe ihres Verfolgers zwei Walrosse empor, ein Weibchen und ein Männchen, jenes racheschnaubend,

dieses blos aufgeregt. Sie tauchten schnell wieder unter, und Matyuk eilte, seine Leine an einem anderen Orte zu befestigen. Er hat kaum den vorigen Platz verlassen, so bricht auch das Eis fast auf derselben Stelle, die er zuvor inne hatte, und so wird er noch an mehreren Punkten verfolgt, bis es ihm gelingt, seinem wie eine Forelle an der Angelruthe gefangenen Opfer eine zweite Wunde beizubringen, welche die Kraft des Thieres erschöpft. Mehrmals hatte es versucht, mit Hülfe seiner Hauzähne sich auf das Eis zu heben und auf die Eskimo's loszustürzen.

Unter sich leben die Walrosse sehr gesellig, oft in Heerden von hundert und mehr Stück beisammen, tummeln sich und spielen im Treibeise, kämpfen auch wohl in bloßem Uebermuth miteinander und lassen ihre Lebenslust in ihrem tiefheiseren Gebell erschallen. Wenn sie auf dem Eise schlafen, hält eins Wache und stürzt sich, sobald es eine Gefahr merkt, mit Geräusch in's Wasser, worauf die übrigen eiligst nachfolgen. Die Weibchen sieht man zuweilen mit zwei, gewöhnlich aber mit einem Jungen. Die Alten sind ganz Zärtlichkeit und Aufopferung gegen die Jungen, aber auch diese hängen mit größter Liebe an den Alten. Der Nordpolfahrer Beechey berichtet, wie einst die Schaluppe „Dorotsy" von einer Schaar Walrosse bedroht wurde, die man nur mit Mühe abwehren konnte, bis man endlich dem stärksten ingrimmigsten, das der Anführer des Truppes zu seyn schien, ein Gewehr in den Rachen stieß und dann abfeuerte. Sogleich hörte der Angriff auf, da nun alle dem verwundeten Thiere zu Hülfe eilten und es mit ihren Zähnen über dem Wasser hielten. Nur ein kleines Thier, das noch nicht einmal Hauer hatte und wahrscheinlich der Sohn oder die Tochter war, setzte mit todesverachtender Wuth den Angriff fort und suchte, obschon aus vielen Wun=

Digitized by Google

den blutend, die Matrosen noch auf dem Eise zu verfolgen. So treffen wir noch bei diesen plumpen und stumpfen Bewohnern des Eismeeres ein warmes Gemüth, hitzige Leidenschaften und Affekte.

Die Schlangen.

„Und ich will Feindschaft setzen, zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“

1 Mos. 3, 15.

Wie edel ist der Gang des Hirsches, wie stolz der Lauf des Rosses und wie schön der Flug des Adlers mit seinen beiden Flügel-Armen! Man denke sich aber zu den zwei Paar Füßen jener Säugethiere ein drittes, zu den zwei Flügeln des Vogels noch ein Paar, und mit dem Adel der Bewegung wäre es vorbei! Aus dem Gang und schönen Lauf würde ein Getrampel, aus dem Flug ein Geflatter! Der Gang des sechsfüßigen Insekts ist bereits ein Kriechen, und wie die Zahl der Füße wächst, wird's ein Kribbeln und Krabbeln, für uns unheimlich und abstoßend. Wir fühlen's dem Dichter schaudernd nach, wenn er uns das Gethier der Tiefe schildert

— da kroch's heran
Regt hundert Gelenke zugleich!

Nicht minder unheimlich dünkt uns aber auch die Schlangenbewegung, das Sichwinden und Schlingen und Fortschieben ohne alle äußeren Bewegungswerkzeuge. Der Fisch hat Gliederung, hat seine Schwanz- und Brust- und Bauchflossen und

wir freuen uns seiner Bewegung im flüssigen Element, wie des Fluges der Vögel in der Luft. Die Schlange aber hat weder Flossen, wie der Fisch, noch Einschnitte und Beinpaare, wie das Insekt oder die höheren Thiere; sie hat weder Hals noch Brust, nicht einmal Eine Gliederung, die von Außen merkbar wäre; vom Kopf bis zum Schwanzende ist's eine einzige lange Wirbelsäule, an der Brustbein, Schulterblatt und Schlüsselbein fehlen. Sie muß wie das niederste Gewürm auf ihrem Bauche kriechen, eine lange Walze, nur mit Schuppen und Ringen bedeckt, die aber den Körper immer noch wie nackt, wie Einen gestreckten Muskel erscheinen lassen. Dieses leise, fast unhörbare Fortschlängeln eines Thieres, das wir oft erst sehen, wenn wir ihm ganz nahe sind, erschreckt uns mit Recht, es erscheint uns diese Bewegung wie eine Tücke und Hinterlist*), wir denken sogleich an den furchtbaren Giftzahn, auch wenn die Schlange nicht giftig ist, es ist uns, als käme jener Fluch: Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Erde essen! tödtlich auch über uns, wenn eine Schlange sich uns nahet.

Aber sehen wir nun etwas muthiger und unbefangener das furchtbare und seltsame Thier an, so finden wir doch bald genug, daß auch an ihm die Weisheit des Schöpfers sich herrlich offenbart und daß wir nicht minder Ursach haben, die Kraft und Schönheit der Schlangenbewegung und den wunderbaren Organismus der Giftzähne zu bewundern, wie wir die mächtigen Krallen und den elastischen Gliederbau des Löwen und Tigers bewundernd betrachten. Wenn man den geringen Umfang des Leibes, die geringe Fleischesfülle in Erwägung zieht, so muß man bekennen, daß die Muskelkraft der

---

*) Latet anguis in herba!

Digitized by Google

Schlangen noch viel außerordentlicher ist, als die der großen Raubthiere aus dem Katzengeschlecht. Man hat als Spielzeug für Kinder hölzerne Schlangen angefertigt, die vermöge ihrer Gelenke sich vorwärts schnellen und zwar durch Seitenbewegung; ähnlich ist's mit der Fortbewegung der lebendigen Schlange, sie geschieht auch durch ein Muskelspiel von einer Seite zur andern, nicht etwa von hinten nach vorn. Und diese wellenförmige Bewegung, wenn wir's über uns gewinnen, sie ruhig anzuschauen, ist eben die schöne Schlangenlinie, die schönste, welche der Zeichner kennt; und wenn überdies noch das Thier, auf seinen Schwanz sich stützend, sich emporhebt, sei's um einen Angriff zu machen oder abzuwehren, und züngelnd die lange, schmale, gabelförmig getheilte Zunge hervorstreckt, so ist diese Kampfstellung eines ächten Kämpfers würdig.

Hast du schon die kurze, aber stämmige Kreuzotter, die einzige Giftschlange, die wir in Deutschland haben, beobachtet? Am Ufer des schilfbewachsenen Sumpfes oder im Haidekraut des Riedes liegt sie, zu einem Teller zusammengerollt, und sonnt sich an den Strahlen der Mittagssonne. Nur ihre kleinen funkelnden Augen verrathen, daß der Hunger sie aufregt und daß sie scharf ihre Umgebung mustert. Da kommt ein Mäuslein gesprungen, läuft arglos in die Nähe seines grimmen Feindes und ehe es noch die Schlange recht gesehen, ist diese schon wie ein Pfeil auf ihr Opfer gesprungen und hat die tödtliche Wunde beigebracht. Ermattet kriecht die Maus noch ein wenig vorwärts, dann sinkt sie um, und die Otter erfaßt sie beim Kopfende, um sie durch den elastischen Rachen hinunter zu würgen. War die Feldmaus groß und die Schlange noch nicht ausgewachsen, so dauert das Verschlingen wohl eine Stunde, und dann liegt die Otter träge da, um ihren Bissen zu verdauen. Schnelles und längeres Laufen ist nicht ihre

Digitized by Google

Sache. Die Bewegung der Giftschlangen ist überhaupt viel weniger behend und rasch, als die der ungiftigen; und dieß ist abermals eine weise Fürsorge des Schöpfers, der seine Gaben gleichmäßig vertheilt und dafür sorgt, daß auch den Raubthieren ihr Maaß und Ziel gesetzt wird. So haben denn die einen Schlangen die furchtbare Waffe ihres Giftes, die andern die größere Schnelligkeit und Muskelkraft. Diese steigert sich bei den Riesenschlangen, der Boa und dem Python, in's Ungeheure.*) Wie unsere Otter eine Maus erwürgt, so stürzen sich jene Riesen, die in den heißen Himmelsstrichen von Amerika, Asien und Afrika leben, auf Tiger und Büffel, brechen ihnen durch unwiderstehliche Umschlingungen die Rippen, daß es kracht, überziehen die großen Thiere mit ihrem Geifer und schlingen sie dann mit Haut und Haaren in ihren mächtig sich dehnenden Leib. Ist die Boa sehr hungrig, so geht sie wie der Tiger oder Schakal listig auf Beute aus, verläßt ihren Wald, kriecht vorsichtig durch Gestrüpp und Gras, jede Vertiefung benutzend; aber sobald sie ihrer Beute ansichtig wird, schießt sie, rechts und links sich wendend, gleich einer flackernden Flamme vorwärts, oder fährt auch wohl in gerader Linie auf das unvorsichtig in ihre Nähe gelangte Opfer, schnell wie der Sturmwind, und Laute ausstoßend wie das Pfeifen des Windes. Am liebsten jedoch schwingt sie sich auf einen Baum, um, mit dem Schwanzende sich festhaltend, ihr Opfer desto sicherer erdrosseln zu können.

Solche Schlangen, wie die genannten, die 30 bis 40 Fuß lang und dick wie ein Baumstamm werden, bedürfen keines Giftes, auch keiner zermalmenden Zähne, da ihr Geifer stark

*) Die bei uns in Thierbuden gezeigten Riesenschlangen sind meist die aus Ostindien kommenden Tigerschlangen (Python tigris u. bivittatus.)

genug ist, das Fleisch des erlegten Thieres bald zur Fäulniß zu bringen und für die Verdauung geschickt zu machen. Die Zähne der Schlangen haben überhaupt nur den Zweck, die Beute zu fassen und indem sie wechselsweis auf einer Seite und dann auf der andern Seite des Kiefers eingreifen, das Thier weiter zu schieben in den Schlund hinein. Die ungiftigen Schlangen haben im Oberkiefer zwei Zahnreihen, eine im Kiefer selbst und eine im Gaumen; bei den Giftschlangen steht gewöhnlich nur eine Zahnreihe im Oberkiefer oder Gaumen und eine im Unterkiefer.

Unter den Giftschlangen ist eine der gefährlichsten die Klapperschlange, die namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon so manchem Ansiedler das Leben geraubt hat, und die mit Recht crotalus horridus (Schauerschlange) heißt. Der Apparat — so äußert sich ein fleißiger Beobachter des Krotalus — mit welchem diese Schlange ihre Wunde beibringt und das Gift in dieselbe spritzt, übertrifft an Feinheit der Vollendung jedes Impf-Instrument, das der menschliche Scharfsinn bis jetzt zu erfinden im Stande war. Er besteht aus beweglichen, etwas gekrümmten Fangzähnen, von denen einer oder mehrere auf jede Seite des Mundes unter den Oberkiefer gestellt sind. Im Zustande der Ruhe liegen sie mit ihrer sehr scharfen Spitze zurück und werden fast von der Mundhaut bedeckt. Sie sind durch eine Rinne durchbohrt, an deren Grunde die Giftdrüse mündet, und da sie auf einer Art Charnier stehen, können sie aufgehoben und niedergelegt werden. Sobald sich die Schlange zum Bisse bereit macht, richten sich jene Zähne empor; um aber die Gewalt des Stoßes zu verstärken, rollt sich die Schlange zusammen und schleudert dann den Kopf auf die Entfernung ihrer halben Körperlänge vorwärts. Das ganze Manöver ist so genau be-

Digitized by Google

rechnet, daß im selben Augenblick, wo der Zahn am vollkommensten aufgerichtet ist und der Biß erfolgt, auch derselbe Muskel, der den Zahn emporhebt, auf die Giftblase drückt und das Gift mit großer Gewalt aus dem Röhrchen des Zahns hinausgespritzt wird. Wird der Gegenstand verfehlt, so wird nichtsdestoweniger das Gift fortgeschleudert und fällt in Tropfen nieder. Ist aber das Opfer getroffen, so wenden sich die Zähne wieder zurück und ziehen sich wie Haken durch's Fleisch, weßhalb es öfter vorkommt, daß sie darin stecken bleiben. Um nicht fortgerissen zu werden, rollt sich deßhalb die Schlange, sobald sie gebissen hat, wieder zusammen. Und damit das Thier, wenn es seiner Hauptwaffe verlustig geht, nicht in Noth gerathe, hat es gleichsam zur Vorsorge an der Seite der wirklich in Gebrauch stehenden Fangzähne noch einige unentwickelte, die nachwachsen, wenn jene ausgerissen werden. Die Zähne der Klapperschlange sind so scharf, daß sie durch das Leder des Stiefels dringen. — Dr. David Brainard aus Chicago in Illinois hat übrigens im Jod ein entschiedenes Gegengift gegen das Schlangengift entdeckt. Er machte mit dem Klapperschlangengift sechszig Versuche an Thieren — Tauben, Kaninchen, Schweinen, Hunden und Katzen — und in allen diesen Fällen neutralisirte eine Lösung von Jodin und Jodkali die tödtlichen Wirkungen der Gifte.

Die Brillenschlange (Cobra capella) ist auch sehr giftig und ein sehr gefährlicher Bewohner Ostindiens; ihr Biß tödtet in wenigen Minuten. Da ihre Halsrippen beweglich sind, kann sie den Hals zu einer breiten Scheibe ausdehnen. Eine braune Zeichnung auf ihrem Nacken ähnelt einer Brille, daher ihr Name. Mit ihrer glänzend braun-gelben, am Bauche weißen Haut und ihrem schwarzen, bösartigen Auge ist sie ein wahres Bild der Arglist; ihre Bewegungen sind sehr gewandt. Jede

Digitized by Google

Gegend der Tropen hat ihre besondere Giftschlangenart. Wie der Mensch mit Tigern und Löwen um den Besitz des Landes kämpfen muß, so hat er auch mit den Schlangen zu streiten und in mancher Gegend sind diese noch Meister. So schrieb unlängst die Indian Mail, daß in Scinde im Pendschab im Jahr 1855 nicht weniger als 300 Menschen durch Schlangen ums Leben gekommen seien. Auf der Insel Martinique, in deren Wäldern und Zuckerrohrpflanzungen die Lanzenschlange (Bothrops lanceolatus) haust, werden alljährlich wohl fünfzig Neger gebissen, die dann unrettbar verloren sind. Wer möchte da noch in den Tropenländern wohnen, wird Mancher fragen! Aber die Sache sieht doch schlimmer aus als sie ist. Kampf und oft lebensgefährlicher Kampf ist allerdings in vollem Maße vonnöthen, aber mit fortschreitender Kultur müssen doch die Schlangen der Macht des Menschen unterliegen, nicht minder als Löwen und Tiger. So wissen die indischen Gaukler die Brillenschlange geschickt zu fangen und ihr die Giftzähne auszubrechen. Ebenso verfahren die ägyptischen Gaukler (Psyllen) mit der Haje, einer andern Art von Brillenschlange, die am Nil gefunden wird. Sie richten giftige und ungiftige Schlangen zu Tänzen ab, wobei nach den Tönen der Musik sich die Thiere auf ihrer Schwanzspitze aufrichten und allerlei Bewegungen machen. Die Töne, welche der Gaukler der Schlange entgegenpfeift, sind sehr unmelodisch, aber sie üben eine Art Zauber auf das Thier, das willig ihrem Ruf Folge leistet. — Ein geschickter Schlag auf den Kopf der Schlange tödtet sie, da die Hirnschale wie ein Dreieck gestaltet ist, dessen Spitze nach hinten zu liegt und einen Theil des Gehirns unbedeckt läßt. „Alle nicht gar zu großen Schlangen" — bemerkt Professor Burmeister, der in Brasilien manche sich einfieng — „werden durch einen hef-

Digitized by Google

tigen Schlag momentan betäubt und bedürfen einiger Sekunden, sich wieder zu sammeln. Setzt man ihnen in diesem Moment den Fuß, natürlich vom Stiefel bekleidet, auf den Kopf und tritt fest nieder, so ist das Thier willenlos und läßt sich sicher hinter dem Kopf an die Kehle packen. Man drückt mit Daumen und Zeigefinger die Kehle zusammen, hebt den Fuß auf und hält die Schlange so lange fest, bis sie völlig todt oder wenigstens so betäubt ist, daß sie sich ohne Gefahr in die Spiritusflasche stecken läßt.“ Die große Boa, wenn sie ihren Raub verschlungen hat, liegt starr wie ein Baumstamm auf dem Boden, und kann dann mit leichter Mühe getödtet werden. Die Klapperschlange warnt durch die gliederweise am Schwanze ineinandergefügten, häutigen Ringel, die jedesmal nach der Häutung hängen bleiben, und die freilich nur bei trockenem Wetter das bekannte Geräusch hervorbringen. Sie setzt jedes Jahr ein neues Klapperstück an, und alte Kolonisten erinnern sich, früher Schlangen mit 40 Klappern angetroffen zu haben; gegenwärtig findet man (wenigstens in der Nähe der Koloniceen) deren nur noch mit 12 solchen Ansätzen — ein Beweis, wie die fortschreitende Kultur die Entwickelung des furchtbaren Reptils niederhält. Man hat in einem Weibchen schon 70 lebendige Junge angetroffen und doch nimmt die Vermehrung nicht überhand, sondern geht zurück, da Menschen und Thiere wetteifern, auf die Schlangen auch ihrerseits Jagd zu machen. Die Sumpfvögel vertilgen einen guten Theil der jungen Brut, die Schweine fressen die Klapperschlangen sehr gern und ohne Schaden, denn das Gift wirkt nur tödtlich, wenn es sich mit dem Blute der durch den Zahn gebissenen Wunde vermischt. Die Adler und Falken sind auch mächtige Feinde der minder großen Schlangen und höchst geschickte Jäger. So hat auch unsere deutsche

Digitized by Google

Kreuzotter am Mäusebussard einen tüchtigen Gegner. Sobald er ihrer ansichtig wird, richtet er den Körper gerade auf, breitet den Schwanz weit aus und drückt selbigen an die Erde. Der Kopf beugt sich nieder, der Schnabel wird an die Brust gedrückt; das Gefieder sträubt sich und einige Flügelschläge künden an, daß ein Angriff erfolgt. Im Nu hat er sich auf die Schlange gestürzt und sie mit seinen Krallen so fest gepackt, daß sie nicht mehr sich loswinden kann. Mit sicherem Hieb schlägt nun sein krummer Schnabel der Schlange auf den Kopf, wodurch sie betäubt wird; will sie noch länger sich zur Wehre setzen, erfolgt ein zweiter Schlag. Dann reißt er sie mit aller Ruhe in Stücke, frißt das Kopfstück zuerst und läßt das Uebrige nachfolgen.

Man erwäge ferner, daß unter sämmtlichen Schlangen der bei weitem kleinere Theil, etwa ein Sechstel, zu den Giftschlangen gehört; daß ferner, gleichviel ob giftig oder nicht, Schlangen mit ihrem eigenen Geschlecht Krieg führen und sich bekämpfen. Einem merkwürdigen Kampfe schaute einst ein nordamerikanischer Pflanzer, Namens St. John, zu. Er saß allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben umgeben war. Plötzlich drang ein sonderbares Geräusch in seine Ohren; um sich besser umsehen zu können, bestieg er einen Baum, und sah nun, wie eine schwarze sechs Fuß lange (also noch kleine) Riesenschlange eine etwa eben so große Wasserschlange auf einer Fläche, wo vor Kurzem Hanf abgeschnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie dieselbe erreicht und im Moment waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde und vorn bissen sie sich mit der äußersten Wuth. Die platten Köpfe und funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zorns. Nach kurzer Zeit machte sich aber die Wasserschlange von

Digitized by Google

ihrem Feinde wieder los und flüchtete nach dem Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen und sich wieder zur Wehr zu setzen. Ein neuer Kampf entbrannte, wobei sich jedoch die Wasserschlange immer mehr ihrem Elemente zu nähern strebte. Sobald ihr schwarzer Gegner das merkte, schlang er sich mit dem Schwanzende um einen Baumstamm, um, die Wasserschlange fest am Halse haltend, diese am Entfliehen zu hindern. Plötzlich ward diese am Halse ganz dünn, der Leib aber ward dick; indem sich so die Wasserschlange aufblies, preßte sie die schwarze der Art zusammen, daß ihr die Augen aus dem Kopfe quollen. Darauf stürzten beide in's Wasser. Der Sieg der Wasserschlange war jedoch nur scheinbar, denn die schwarze hielt beständig ihren Kopf oben und ruhte nicht eher, bis sie ihre Gegnerin erstickt hatte. Sobald sie das merkte, verließ sie den Graben, ging ins Feld zurück und verschwand.

Die Lunge der Schlange ist sehr groß, aber hohl und mit nur wenigen Zellen versehen; sie kann die Luft lange bei sich behalten und läßt sie nur ganz allmälig ausströmen. Daher kommt es, daß auch die Landschlangen das Wasser nicht scheuen und manche durch's Meer von einer Insel zur andern schwimmen, wenn die Entfernung nicht groß ist. Die Flüsse und Meere der heißen Zone sind aber auch von eigentlichen Wasserschlangen bewohnt, die des Schwimmens wegen einen breiten plattgedrückten Schwanz haben; den Fischern oder Badenden werden sie oft gefährlich, da sie höchst giftig sind. Schon der Prophet Amos (K. 9, 3.) spricht von beißenden Schlangen auf dem Grunde des Meeres. Die Pelamys bicolor, mit seitlich zusammengedrücktem Schwanze, schwarzem Rücken und gelblichem Bauche lebt in der Südsee,

Digitized by Google

und stirbt im Süßwasser. Ungeachtet ihres Giftes wird sie von den Otaheitern gegessen.

Ueberhaupt soll das Schlangenfleisch ein ganz wohlschmeckendes Gericht bilden. Indianer und Neger essen das Fleisch der Klapperschlangen. Vor Kurzem starb zu Paris einem Mann, der wilde Thiere um's Geld sehen ließ, eine Klapperschlange in Folge einer Indigestion, die ihr eine ganz verschlungene Schildkröte verursacht hatte. Ein Arzt ließ einen Theil des Schlangenfleisches kochen und gab es seinen Hunden und Katzen. Da diese sich ganz wohl danach befanden, versuchte er es selbst und erklärte, mit einer Kapernsauce sei das Schlangenfleisch so gut wie Salmen und Aale. Das Fleisch der italienischen, sogenannten Redische-Viper ward vormals und wird zum Theil noch gegenwärtig von den Aerzten zu Kraftbrühen verordnet, und sowohl die italienische wie die ägyptische Viper zur Bereitung des Theriaks, eines Arzneimittels, das jedoch in Deutschland wenig mehr in Gebrauch ist, verwandt. Von den Eingebornen Australiens werden alle größeren Schlangenarten gegessen und das keineswegs aus Noth, sondern weil ihnen das Fleisch vortrefflich mundet. In Frankreich wird das Fleisch der Blindschleichen (die aber nicht mehr zu den Schlangen gehören) und der Nattern von den Landleuten gerne gegessen und man kann es sogar in den Wirthshäusern zubereitet erhalten.

Unter ihrer Haut haben die Schlangen eine Fettlage, die sie warm und geschmeidig erhält und von der sie auch zehren, wenn sie im Wtnter oder in der Regenzeit in Erstarrung fallen. Sie können lange fasten; ein großer Python im zoologischen Garten von London fastete die fast unglaublich lange Zeit von 22 Monaten! Da ihr Athmen sehr langsam von Statten geht, ist auch ihr Blutumlauf gering und

die eigene Wärme gleichfalls; deßhalb sind sie so sehr auf die wärmende Sonne verwiesen und müssen erstarren, wenn ihnen diese fehlt. Auch die Eier, die oft schnurförmig aneinander gereihet sind, werden durch die Wärme der Sonne oder des Mistes ausgebrütet, wenn sie nicht schon im Mutterleibe zum Ausschlüpfen reif werden. Die Haut wird alljährlich abgestreift und ist mitunter von sehr schöner Färbung. So hat die Riesenschlange (Boa constrictor) ein prächtig braun oder schwarz geflecktes Fell. In Florida und Mexiko wird die Carmoisinschlange zum Putz um den Hals oder in die Haare geflochten. Die Juwelenschlange oder Ahätulla-Natter zeigt auf ihrer Haut die Farben des Sapphirs, Smaragdes und Topases mit dem Glanz des Silbers verschmolzen. Eine der schönsten Schlangen ist auch die grüne Baumschlange Südamerika's. Die Schooßnatter (Coluber domicella) ist glänzendweiß, mit weiß und schwarz gestricheltem Kopfe und schwarzem Streif auf dem Bauche; sie dient den Frauen in Malabar zum Spielzeug. Die bei uns in Deutschland so bekannte Ringelnatter (Coluber natrix) hat ein einfaches, aber doch ganz nettes Kleid. Sie ist stahlfarbig, auch wohl grünlich- oder bräunlichgrau; mit weißen und schwarzen Flecken am Bauch, am Halse aber mit einem gelblichen und weißen Fleck, wie ein Halsring gestaltet. Die gelbe Schwalbacher-Natter, von der das Schlangenbad den Namen hat, kommt ausschließlich im Nassauischen vor.

Die Ringelnatter ist ein sehr harmloses Thier, das, wenn man es ruhig gewähren läßt, auch in den Häusern die Mäuse vertilgt. Man verwechselt sie fälschlicher Weise oft genug mit der giftigen Otter, und da sie oft drei bis vier Fuß lang wird, glauben die Unkundigen sie um so gefährlicher und schlagen sie todt, wo sie nur ihrer habhaft werden können.

Sie ist durchaus nicht giftig, hat aber einen Knoblauchsgeruch, den man noch an der Hand bemerkt, mit der man sie ergriffen hatte. Ihr Fleisch soll sehr gesund und nicht übelschmeckend seyn. Seltsamer Gegensatz! Unser Volk tödtet die giftlose Ringelnatter, die bloß Mäuse, Frösche und Kröten verspeist, und die heidnischen Völker verehren die giftigen Schlangen. So wird der Brillenschlange von den Hindus göttliche Ehre erwiesen, und Keiner wagt es, auch wenn sie in die Häuser dringt und Tod und Verderben droht, Hand an sie zu legen. Die Hindus verehren eine Schlangen-Göttin, die Manasa-Devi, die über das ganze Schlangenreich gebietet, und die Mütter bringen ihr alljährlich Opfergaben, um ihren Schutz für die Kinder zu erflehen, von denen alljährlich so viele gebissen werden. Bei der Ceremonie wird das Bild der Göttin, welche auf einer Wasserlilie sitzt und von zahllosen Schlangen umkreist ist, in aller Demuth angebetet. Unseren heidnischen Vorfahren gehörten Schlangen und Kröten mit zum nächtlichen Reiche der Finsterniß, dennoch hielten sie dieselben hoch in Ehren, und es geht durch die ganze deutsche Sagenwelt der Gedanke, daß Schlangen, Kröten und Amphibien in einem Verbannungszustande befindliche Wesen seien, verzauberte Elfenköniginnen oder verwünschte Prinzessinnen, die das Mitleid, welches man ihnen trotz ihrer häßlichen Verkappung bewies, königlich belohnten.

Wenn die Schlangen selbst auf das Gemüth des Menschen einen so mächtigen Eindruck ausüben, so ist nicht zu verwundern, daß manche Thiere vom Anblick der Schlange oft geradezu bezaubert werden, ihre freie Bewegung verlieren und ihnen fast in den Rachen hineinlaufen. Von der Ringelnatter erzählt ein glaubwürdiger Mann*): An den Ufern

*) Vgl. die Schlangen Deutschlands von H. E. Link (Stuttgart 1855.)

eines Weihers habe er die „Aber mit dem gelben Halse“ gar oft zu sehen Gelegenheit gehabt. Eines Sommerabends, übrigens bei noch vollem Tageslicht, habe ihn der Weg nach Hause in die Nähe des Wassers geführt. Da habe nun ein sonderbares vielstimmiges Geschrei ihn stutzen gemacht. Die Stimmen hätten geklungen als rührten sie von Fröschen her, und doch auch wieder ganz anders. Er habe sich unter dem Schutze des Schilfsdickichts dann näher geschlichen und nun habe sich ein wunderbares Schauspiel seinen Blicken dargeboten. Eine jener Gelbhalsigen, eine der größten, die er gesehen, lag hart am Ufer und schlang eben einen Frosch hinunter; ein halb Dutzend anderer Frösche saßen in eigenthümlicher Stellung um die Schlange, aus Leibeskräften wehklagend, aber ohne auch nur einen Versuch zu machen, dem Schicksale zu entrinnen, das einen der Ihrigen soeben betroffen. Nach einer Weile war ein zweiter aus dem Chor ergriffen und verschlungen, bald ein dritter, während die übrigen fortfuhren, ihre traurige Lage thatenlos zu beklagen. Die einbrechende Dämmerung hinderte die weitere Beobachtung aus der Ferne; als der Beobachter aber näher trat, löste sich der Rest der Gesellschaft auf und floh nach allen Seiten. Die Frösche hatten in ihrer Todesangst aufrecht gesessen, so hoch die Vorderbeine reichten, fast wie ein Hund, der aufwartet.

Der Instinkt sagt den Thieren, wer ihr Todfeind ist; es mag jedoch bei den Schlangen noch der eigenthümliche Geruch, den sie um sich verbreiten, beängstigend auf ihre Opfer wirken. So verbreitet auch die Klapperschlange einen abscheulichen Geruch; wiederum ist ihr aber der Geruch von frischen Blättern und Zweigen der Eschen unausstehlich und sie wird dadurch in die Flucht getrieben. Die kleinen Vögel, wenn sie Eier und Junge haben, kämpfen höchst tapfer für ihre Brut,

Digitized by Google

leider meist vergeblich. Nähert sich die Schlange dem Neste eines Baltimor-Vogels, eines karolinischen Fliegenfängers, eines Zaunkönigs oder Rebhuhns, die alle ihr Nest nahe an der Erde haben, so bietet die erschrockene Mutter Alles auf, den Feind zu entfernen. Sie springt auf die Schlange zu, nähert und entfernt sich wieder, um das Raubthier von der Fährte abzulenken; je näher dieses dem Neste kommt, desto verzweifelter wird der Kampf, der schwache Vogel fliegt geradezu auf die Schlange, pickt auf sie los, doch diese säuft ruhig die Eier aus, verschlingt die Jungen und nicht selten die muthige treue Mutter dazu. Da die meisten Schlangen auch gut klettern, bleiben auch die Vogelnester auf den Bäumen vor ihren Nachstellungen nicht sicher. Der bekannte nordamerikanische Naturforscher Audubon hatte bei seinen einsamen Waldstreifereien oft Gelegenheit, diesen Krieg zwischen dem kriechenden Reptil und der leichtbeschwingten Vogelwelt zu beobachten, und seine Feder wie sein Bleistift hat uns das beigegebene Bild gezeichnet vom Angriff einer Schlange auf das Nest der rothbraunen Drossel (Turdus rufus): „Wessen Mitleid" sagt er, „würde nicht bei solch einer Szene rege? Das muthvolle Männchen bemüht sich, sein dem Tode nahes Weibchen von der Umschlingung des Reptils zu befreien. Das Geschrei der wehklagenden Familie zieht ein anderes Männchen herbei; sein Auge entbrennt vor Haß gegen den Erbfeind, der offene Schnabel ist im Begriff, einen Schlag der Rache auszuführen, während ein drittes mit Erfolg auf die Haut der Schlange einhackt." — „Die Vögel, die ich hier gezeichnet habe," fährt Audubon fort, „litten sehr; das Nest wurde umgestürzt, die Eier zerbrochen, die Mutter war in der größten Gefahr, aber doch ward die Schlange besiegt und über ihrem zerhackten Leichnam sangen Drosseln, Amseln und andere Vögel ihren

Digitized by Google

Triumphgesang, der lustig im Walde wiederhallte. Ich nahm an der allgemeinen Freude Antheil; nachdem ich das halbtodte Weibchen in meiner Hand erwärmt hatte, gab ich es dem besorgten Männchen zurück."

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß bei den Schlangenbändigern, namentlich den Psyllen in Aegypten, den Marmariden im übrigen Afrika und den Marsen in Italien eine eigenthümliche Körperausdünstung auch mitwirkt, die Schlangen zu zähmen und unschädlich zu machen. Behauptet doch schon Plinius: „die Schlangenzauberer schwitzten durch alle Poren einen Schweiß aus, der für die Schlangen ein wahres Gift sei oder doch eine betäubende Kraft habe." Der bekannte englische Reisende Bruce bemerkt, daß sämmtliche Schwarze von Sennar gegen Skorpionstiche und Schlangenbisse vollkommen gesichert seien. Sie nehmen Hornschlangen in die Hände, stecken sie in ihren Busen, werfen sie wie Federbälle sich an die Köpfe, ohne daß die Thiere dadurch zur Wuth gereizt werden, oder einen Versuch zum Beißen machen. Die arabischen Einwohner haben diese Sicherheit nicht von Geburt, erwerben aber selbige, indem sie eine gewisse Wurzel kauen, und sich mit dem Aufguß von gewissen, nur ihnen bekannten Pflanzen waschen. „Eines Tages" — erzählt Bruce — „als ich bei dem Bruder Scheichs Adelahs, des ersten Ministers, war, brachte einer der Sklaven eine Hornschlange herein, die er in einem Loch gefangen hatte. Da er sie mit der größten Unbefangenheit in den Händen herumdrehte, verbarg ich ihm die Vermuthung nicht, daß er dem Thiere die Giftzähne ausgebrochen habe; er behauptete aber das Gegentheil und berief sich auf das Zeugniß Kittus, seines Herrn, der gleichfalls eine Schlange nahm, sie sich um den Arm winden und auf mein Verlangen sie mir durch den Sklaven in's Haus bringen

Digitized by Google

ließ. Hier angelangt nahm ich sogleich ein Huhn und hielt es der Hornschlange vor. Die bisherige Gleichgültigkeit derselben verschwand sogleich, sie warf sich auf das Huhn und biß es mit Wuth; das arme Opfer starb fast augenblicklich. Dagegen bemerkte ich, so lebendig die Schlange auch zuvor seyn mochte, daß sie wie von einem plötzlichen Unwohlseyn ergriffen schien und sich vom Arm abwandte, wenn einer dieser Barbaren sie in die Hand nahm."

Daß ein so wunderbar gestaltetes und sich bewegendes Thier, wie die Schlange, seit den ältesten Zeiten mit einer fast magischen Gewalt die Phantasie der Menschen erregte und auf ihr Gefühl nicht minder als auf ihre Anschauung wirkte, ist leicht erklärlich. Ihres glatten, gleißenden, die Sinne gefangen nehmenden, auch wohl ihres lüsternen und begehrlichen Wesens willen ist sie in der heiligen Schrift ein Bild des Satans, der durch sinnliche Lockung und geschickte Vorspiegelung die ersten Menschen zur Sünde verleitete. Nach dem mosaischen Gesetz waren alle Schlangen unrein. In der christlichen Symbolik gelten sie nebst den Skorpionen als Feinde des Guten. Doch ward die Schlange auch von Moses als Sinnbild des Heils aufgestellt; als die Israeliten vom Berge Hor nach dem älanitischen Meerbusen zogen, wurden sie von giftigen Schlangen gebissen und ihrer viele starben — da errichtete Moses das eherne Bild einer solchen Giftschlange, und wer es anblickte ward geheilt (2 Mos. 21, 5 ff. vgl. Weish. 16, 5 ff.).

Griechen und Aegypter sahen in der Schlange das Sinnbild langer Lebensdauer und der Gesundheit; nach einer griechischen Sage sollte von einer Schlange ein Kraut entdeckt worden seyn, durch das man die Todten wieder erwecken könne. So geben die Griechen dem Gott der Aerzte Asklepias (Aeskulap) und selbst

der Pallas Athene, als heilender Göttin eine Schlange als Abzeichen. Merkurius aber, der listige, gewandte Gott der Diebe und Kaufleute, trug eine Schlange um einen Stab gewunden, zur Bezeichnung seiner Gewandtheit. Die Hindus, welche an die Seelenwanderung glaubten, erblickten in der Häutung der Schlangen ein Bild der Seele, die ihren alten Körper abstreife. Brahma, während des geheimnißvollen Schlafes, welcher dem Schöpfungsakte voranging, ruhete auf einer tausendköpfigen Schlange. Die Schlange ward in der indischen Mythe ein Bild der belebten Materie, sie umschlang das Weltenei, aus dem Leben und Gestalt hervorgehen sollte. Ebenso war den Aegyptern die Schlange ein heiliges Thier; dem Amun waren Schlangen geheiligt und wurden selbige auch in seinem Tempel begraben. Unter dem Bilde einer Schlange mit einem Falkenkopf wurde zu Theben das gute Wesen (Agathodämon) verehrt, als Serapis, die wohlthätige Gottheit; oder als Amun-Kneph, der Weltgeist, in der Gestalt einer den Weltkreis umfassenden Schlange. Auch auf alten Münzen kommt die Schlange öfters vor, bald mit dem Kopf des Serapis, bald mit dem Sistrum, einem musikalischen Instrumente der Aegypter. Unter dem Bilde einer Art sehr giftiger Schlangen soll — wie Aelian berichtet — die erzürnte Göttin Isis verehrt worden seyn, die Mutter der Natur. Auch ward ihr Diadem zuweilen mit Schlangen umwunden dargestellt.

Das Peinliche und Schreckliche, welches der plötzliche Anblick einer Schlange für so viele lebendige Wesen hat, gab den Griechen Veranlassung, ihre Rachegöttinnen (Eumeniden, Furien) mit Köpfen abzubilden, welche Schlangen anstatt der Haare haben. Minerva verwandelte die schönen Haarlocken der Medusa, welche gegen die Göttin so stolz gethan hatte,

Digitized by Google

in abscheuliche Schlangen, vor deren Anblick Jedermann zu Stein erstarrte, und Laokoon wurde für seinen Frevel am Pferde der Athene von Schlangen erwürgt*). In der unübertrefflichen plastischen Darstellung dieses Mythus durch die Bildhauerkunst der Alten (die Laokoongruppe wurde 1506 unter Papst Julius II. in der Grotte eines römischen Weinbergs aufgefunden) hat auch die Schlange in der furchtbaren

---

*) Wir theilen die schöne Stelle über Laokoons Tod aus Virgils Aeneis hier mit:

Jener Laokoon, Priester Neptuns, durchs Loos ihm erwählet,
Schlachtet gerad' am Festaltar den gewaltigen Farren:
Siehe, da ziehen von Tenedos her durch stilles Gewässer
(Schaudernd erzähl ich's Dir) zwo Schlangen mit gräßlichen Ringen
Ueber die Wellen gestreckt, und streben zugleich an's Gestade.
Grad auf bäumt sich in Wellen die Brust, und die blutigen Kämme
Ragen wohl über die Wogen empor, der übrige Leib streift
Hinten die See und es krümmt sich im Kreise der gräßliche Rücken.
Schäumend erbrauset die Fluth, schon sind sie an's Ufer geschwommen,
Und, mit funkelnden Augen von Fluth und Feuer durchschossen,
Lecken sie nun den zischenden Schlund mit beweglicher Zunge.
Schreckenblaß dieß schauend zerfliehen wir. Aber sie schießen
Sicheren Zug's auf Laokoon los und zuerst um die Söhnlein
Legt sich das Drachenpaar, um die zarten kindlichen Leiber,
Wickelt sie ein und zernagt elendig die Glieder mit Bissen.
Ihn dann ergreifen sie selbst, da zur Hülf er naht mit Geschossen,
Knüpfen um ihn die Gewinde, die übergewaltigen, und schon
Zweimal den Leib umringelnd, am Hals die schuppigen Rücken
Zweimal geschlungen, entragen mit Haupt und Nacken sie hoch auf.
Jener strebt mit den Händen zugleich die Knoten zu trennen,
An der Binde, mit Eiter beströmt und schwärzlichem Gifte,
Und zugleich auch erhebt er ein gräßlich Geschrei zu den Seinen
Gleich dem Gebrüll, wenn blutend ein Stier vom Altar hinwegrennt,
Und das fehlgeschlungene Beil dem Nacken entschüttelt.
Aber die Zwillingsdrachen entfliehn, zum obersten Tempel
Schlüpfend, und eilen in's Heiligthum des erzürnten Tritones,
Hinter dem Kreise des Schilds zu den Füßen der Göttin sich bergend.

(In der bekannten Laokoon-Gruppe werden Vater und Söhne zugleich umschlungen.)

Digitized by Google

Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Umschlingungen einen schönen Ausdruck durch die Kunst gefunden.

Die Indianer Amerikas haben an manchem ihrer Tempel das Bild der Klapper einer Klapperschlange angebracht; ob ihnen dieses Schwanzende des furchtbaren Reptils besonders schön erschienen ist, oder ob sie damit den verderblichen Einfluß, welchen die Klapperschlange auf das Gedeihen der Ansiedelungen ausübt, abwenden wollten? Solche Helden, die wie Herkules die großen reißenden Thiere, welche die Gegend unbewohnbar machten, vertilgten, erschienen mit Recht als Wohlthäter der Menschheit. Es war eine vielköpfige Hydra, welche nach der griechischen Sage am See Lerna im Gebiet von Argos hauste; Herkules schlug ihr mit seinem Schwerte die Köpfe ab, während seines Bruders Sohn, Jolaus, den benachbarten Wald anzündete und ihm Brände reichte, womit der Held jeden Hals zubrannte, damit kein neuer Kopf darauf nachwachsen möchte. Durch Abbrennen und Ausreuten der Wälder wird heutiges Tages auch in der neuen Welt die Schlangenbrut, wenn nicht vertilgt doch verringert. Noch möge hier bemerkt werden, daß Griechen und Römer mit dem Namen „Drache" (*δράκων*, draco) eine große furchtbare Schlange bezeichneten, welche die Phantasie der Dichter in's Fabelhafte vergrößerte. Sie sollte über 130 Fuß lang seyn, mit einem Kamm auf dem Kopfe oder auch mit Hörnern versehen, ja geflügelt seyn. Der Vater der Geschichte, Herodot, berichtet von geflügelten Schlangen als von einem zweifellosen Faktum. „Es gibt," erzählt er, „in Arabien nahe bei der Stadt Bulo einen Ort, wohin ich mich begab, um über die geflügelten Schlangen mich zu belehren. Bei meiner Ankunft erblickte ich einen großen Haufen von Knochen und Rückenwirbeln dieser Schlangen; man hatte diese Knochen, je

nach ihrer Größe, in verschiedene Haufen gebracht. Man sagt, daß jene Schlangen zur Frühjahrszeit von Arabien nach Aegypten fliegen, daß aber die Ibis ihnen entgegen gehen und sie tödten, ehe sie noch aus dem Gebirgspaß hervorgedrungen sind, der in die Ebenen mündet. Aus diesem Grunde sollen die Aegypter auch den Ibis so hoch verehren." Wahrscheinlich haben zu solchen Berichten von geflügelten Schlangen und Drachen jene Eidechsenarten Veranlassung gegeben, die zwischen den Füßen eine Flughaut haben und von Linné dracones genannt werden. Auf Java z. B. lebt der fliegende Drache, eine kleine mit Flughaut versehene Eidechse (draco volans.)

Das Bild des Drachen ging aus der alten auch auf die christliche Welt über, und man bildete vierbeinige geflügelte Schlangen ab, halb Eidechse, halb Schlange, in denen der Teufel sich versteckt haben sollte, weßhalb der Drache auch vorzugsweise von Heiligen, namentlich vom Ritter St. Georg erlegt ward. „Lindwurm" oder „Linddrache" bezeichnet den „linden" d. h. glatten und schlüpfrigen Wurm. In den Mährchen und Rittergeschichten des Mittelalters spielte der Drache eine große Rolle als die dämonische Macht, welche Schätze hütete und verzauberte Menschen bewachte. Bei den Ungarn haben sich Volkssagen vom Drachen besonders lebendig erhalten; nach dem Volksglauben der Magyaren entsteht der Drache aus einem Fisch oder einer Schlange, und zwar aus solchen Schlangen, die sieben Jahre lang unsichtbar in Sümpfen herangewachsen sind. Darauf deuten Sprüchwörter, wie diese: „Wenn die Schlange nicht Schlangen frißt, kann nimmer ein Drache aus ihr werden." „Die Schlange frißt ihresgleichen um ein Drache zu werden." Zur Bezeichnung alten Adels haben die Magyaren das Sprüchwort: „Sein Ahn hat einen

Digitized by Google



Brillenschlange.

Digitized by Google

Digitized by Google

Drachen getödtet." Die Stiftung des „Drachenorden" wird in die Zeit Bela's II. verlegt, als man die Schlangen, welche nach der Verwüstung des Landes durch die Tartaren sehr überhand genommen hatten, ausrotten mußte. Wem eine solche Heldenthat gelang, der durfte fortan in seinem Wappen das Bild einer geflügelten Schlange führen.

Das Unbekannte oder Geahnte erzeugt stets die Lust zur Bildung der Mythen, und so ist gegenwärtig die riesige Seeschlange das Mährchen der Seefahrer. Man will sie bald in diesem, bald in jenem Meere gesehen haben, und 1856 am 6. Juli zur Mittagszeit beobachtete sie Kapitän Tremersne auf seiner Rückfahrt von China. Anfänglich glaubte er einen schwimmenden Baumstamm zu sehen, aber bei näherer Besichtigung erkannte er die Seeschlange mit einem helmartigen Kopf. Er griff zu seiner Flinte und feuerte auf das Thier, das nun aber seinen Blicken entschwand. Doch schien ihm, als habe sich das Wasser vom Blut geröthet. — Die Natur ist eine Sphinx, die, wenn die Menschen eines ihrer Räthsel gelöst haben, zwei andere dafür in Bereitschaft hält.

Digitized by Google

Die Affen.

„Was den Affen von allen Thieren unterscheidet, nähert ihn dem Menschen; was ihm aber zu diesem fehlt, wirft ihn über eine unendliche Kluft zu dem Thiere zurück.“

F. Th. Vischer.

Die unendliche Schöpferkraft, welche die ganze Natur durchwebt, zeigt uns auch ein unendliches Formenspiel; sie wiederholt in einem Pflanzen- oder Thiergeschlecht viele niedere Bildungen und deutet zugleich aufwärts nach einem Höheren, das nun kommen soll. Kein Thiergeschlecht möchte aber so viel Wiederholungen niederer Thierformen und so viel Anspielungen auf die höchste und edelste Bildung, den Menschen, darstellen, — keines so viele Gegensätze, Widersprüche, so viel neckische wunderliche Formenspiele in sich vereinigen, wie das der Affen oder Vierhänder. Die Mausform, welche auch bei den Eichhörnchen und Beutelthieren, bei dem Faulthier und der Fledermaus die Grundform ist, spielt in's Affengeschlecht vielfach hinein. Das träge Faulthier nähert sich in seiner Körperbildung schon sehr dem Affentypus; sein Gesicht gleicht dem eines weinenden Menschen. Aber seine Krallen sind noch nicht zu Fingern geworden, seine Zahnarmuth stellt es noch in eine tiefere Ordnung, während die eigentlichen Affen gleich dem Menschen alle Arten von Zähnen haben. Die Makis oder Halbaffen haben bereits vier Hände mit platten Nägeln und abstehenden Daumen; nur der Zeige-

Digitized by Google

finger der Hinterhand ist mit einer aufrecht stehenden Kralle versehen und erinnert an die Flatterfüßer, zu denen der „fliegende Maki“ den Uebergang bildet. Diese Makis (von Oken „Nachtaffen“ genannt) sind meist kleine Thierchen mit großen, zum nächtlichen Sehen eingerichteten Augen, einige durch aufgestülpte Mopsnasen, andere durch lange Hasenohren, noch andere durch spitze Fuchsschnauzen gekennzeichnet, durchweg sanften melancholischen Temperaments, am Tage schläfrig. Diese gleichen Charaktere kommen vielfach wieder bei den höher entwickelten Affen zum Vorschein: so die rundlichen Katzenköpfe bei den Meerkatzen, die abgestumpften Hundsköpfe und spitzen Fuchsschnauzen bei den Pavianen. Die zierlichen Krallen- oder Eichhornäffchen der neuen Welt gemahnen noch ganz an die Eichhörnchen, denen sie auch in der Leichtigkeit des Körpers und in den Krallen auf ihren Zehenspitzen gleichen. Selbst an die Flatterthiere werden wir noch vielfach erinnert. Man betrachte einen Klammeraffen, z. B. den schwarzbraunen Ateles ater (s. Tafel), verbinde in Gedanken seinen Wickelschwanz und seine vier Hände mit einer Flughaut, so wird das Bild des „fliegenden Hundes“ nicht gar fern bleiben. Aber dennoch, wie verschieden ist der Affe von jedem andern Thier, auch wenn wir nur auf den äußeren Bau Rücksicht nehmen! Mögen die sogenannten Meerkatzen mit ihren langen Schwänzen immerhin beim ersten Blick an Katzen erinnern, ihre Backentaschen an Hamster, so bringen doch die nach vorn gestellten Naslöcher, die menschenähnlich bewimperten Augen, das zum Theil kahle, eigenthümlich mit Haarwuchs eingefaßte Gesicht, endlich das schwielige Gesäß alsbald den Charakter des Affen zum Vorschein, worin Thierisches und Menschliches auf eigenthümliche Weise verschwimmt. Die Paviane haben Gesäßschwielen und Backentaschen wie die Meerkatzen, aber

Digitized by Google

grundverschieden sind wieder ihre vorgestreckten Schnauzen und ihre Nasen, die fast noch über die Lippen hinausragen. Schwarze Gesichter mit gelben und grauen Backenbärten, fleischfarbene Gesichter mit weißlichem Backenbart, ja förmliche Kragen und Mähnen, wie beim Cynocephalus hamadryas, dem altberühmten Hundskopf- oder Perrückenaffen in Arabien und Abyssinien, kommen wie in einem tollen Fastnachtsspiel zum Vorschein. Der asiatische Gibbon und Orang-Utang und der afrikanische Tschimpanse haben weder Schwanz, noch Gesäßschwielen, noch Backentaschen; ihr Schädel wird der menschlichen Form sehr ähnlich, ihr Versuch zum aufrechten Gange eine Nachbildung des menschlichen Gehens. Soll man sich der Phantasie von Malayen und Negern wundern, daß sie hinter den langarmigen Gibbons, hinter den großen Orang-Utangs und Tschimpansis Menschen witterten, die wohl reden könnten, aber sich wohl hüteten, damit sie nicht zur Arbeit angehalten würden? Hat doch selbst der berühmte Naturforscher Linnäus diese „Waldmenschen"*) als eine Abtheilung der Menschengattung in seinem System aufgeführt!

Sehen wir auf die geographische Vertheilung der Affen, so erblicken wir auf der großen Insel Madagaskar — die abweichend vom nahen Afrika eine Welt für sich bildet — zum Ersatz der eigentlichen Affen die Halbaffen (Makis) in bedeutender Anzahl. Das südasiatische Reich, zwischen dem 30 Grad nördl. Br. und dem Aequator: Südchina, Kambodscha, Siam, Birmanenreich, Hindostan und Ceylon umfassend — ist durch die geschwänzten Makakos, die zwischen Meerkatzen und Pavianen mitten inne stehen, sowie durch die lang-

---

*) „Orang" heißt im Malayischen „Vernunftwesen," und „Orang-Utang" entspricht unserem „Waldmensch."

Digitized by Google

armigen ungeschwänzten Gibbons charakterisirt. Das polynesische Reich, die Philippinen und Molukken und Sundainseln (Borneo, Java, Sumatra und Celebes) umfassend, hat unter zahlreichen Affenarten den Orang-Utang und Bantagan-Affen (den langnasigen Simia nasica.). Das afrikanische Gebiet hat die Meerkatzen, Paviane und den menschenähnlichsten Tschimpanse; jene dem Menschen so verderbliche heiße Westküste Afrika's ist ein Haupttummelplatz der afrikanischen Affen.

Neuerdings hat man von dem in den Wäldern von Guinea hausenden großen und starken Gorilla-Affen (Pithacus Gorilla), der in seiner Gestalt dem Menschen sehr nahe kommt, genauere Kunde bekommen durch den kühnen nordamerikanischen Reisenden Du Chaillu. In den europäischen Museen kannte man bloß das mächtige Knochengerüst dieses Affen und kein Weißer hatte ihn noch lebend gesehen. Du Chaillu hat männliche Gorillas geschossen, die 5 Fuß 2 Zoll bis 5 Fuß 8 Zoll groß waren. Die Weibchen sind kleiner und eins, das man geschossen, maß 4 Fuß 1 Zoll. Diese Affen sind sehr bösartig und wild und scheinen ganz unbezähmbar zu seyn. Ein Junges, das man eingefangen hatte und welches etwa 2½ Fuß groß war, konnte von vier starken Männern kaum gehalten werden und biß wüthend um sich. In ihrer Freiheit leben sie einsam in den dichtesten und schattigsten Gehölzen und Dschungeln, und gewöhnlich hält sich ein Männchen in der Nähe des Weibchens. Letzteres flieht beim Herannahen von Menschen; ersteres, wenn es überrascht wird, richtet sich mit fürchterlichem Gebrüll auf, blickt mit den boshaften Augen den Gegner an, schlägt die starke gewölbte Brust mit den langen muskulösen Armen und zeigt durch Aufziehen der Lippen die langen Fangzähne und starken Kinnladen. Wehe dem Jäger, dessen Kugel ihr Ziel verfehlt! Ein Schlag mit den gewal-

Digitized by Google

tigen Tatzen schlitzt ihm den Leib auf, ein anderer schlägt ihm den Hirnschädel ein! Der Anblick des gereizten Gorilla soll auch den Beherztesten in Verwirrung zu setzen im Stande sein. Auf der dunkelschwarzen Haut des Thieres, die aber nur im Gesicht, auf der Brust und der Innenfläche der Hände zu Tage tritt, sitzt ein eisengraues Haar, das an den Armen dunkler und länger, bisweilen über 2 Zoll lang ist. Der Kopf bis zum Nacken ist mit einem kurzen, röthlichbraunen Haar bedeckt. Die Augen liegen tief unter der knochigen stark hervorspringenden Stirn, welche dem Gesicht einen sehr wilden Ausdruck verleiht. Der Hals ist so kurz, daß der Kopf in den Schultern zu stecken scheint. Die Ohren liegen fast in gleicher Linie mit den Augen, sind aber den menschlichen Ohren sehr ähnlich, noch größer wird die Menschenähnlichkeit durch die zwar flache aber etwas vorspringende Nase.

Die Neger erzählen, der Gorilla sei dem Leoparden, dem stärksten Raubthiere ihrer Gegend, unbedingt überlegen. Die Furcht hat allerlei Fabeln in Umlauf gesetzt, wie z. B. daß der Gorilla den Elephanten mit Keulen angreife, auf den Bäumen lauere, um die Menschen mit seinen Krallen hinauf zu ziehen und dann zu erwürgen. Aber er ist ein Pflanzenfresser und hat zum Erwürgen von Thieren oder Menschen keine Veranlassung. Die Neger erzählen auch, daß Menschen in Gorillas verwandelt worden seien, und diesen könne dann keine Kugel etwas anhaben. Namentlich wenn ein Neger aus einem Dorfe spurlos verschwindet, glauben sie, er sei zum Gorilla geworden.

Merkwürdiger Weise ward fast zu gleicher Zeit, als man vom riesigen Gorilla Kunde erhielt, und gleichfalls in Westafrika, jedoch einige Grade weiter nördlich, das allerkleinste Aeffchen entdeckt, das nicht größer ist als eine gewöhnliche

Digitized by Google

Maus und auch deren fahlgraue Farbe hat. Es hat große Aehnlichkeit mit dem senegalesischen gelben Galago, ist aber nur halb so groß als dieser und viel zierlicher. Der Missionar W. C. Thomson in Ikoneto, einem Ort am Alt-Calabar-Fluß, hatte sich ein solches Thierchen gezähmt; es lief frei umher und sein liebster Zufluchtsort war der Rockärmel seines Herrn oder auch die Stelle zwischen dessen Backenbart und Hemdkragen. Nach seinem Tode schickte es der Missionar in Spiritus nach London, wo es von Andrew Murray beschrieben und abgebildet ward und den Namen Galago Murinus erhielt.

Sämmtliche Affen der alten Welt haben eine schmalere Nase, nach vorn gestellte Naslöcher und zwanzig Backenzähne, wie der Mensch; die Affen der neuen Welt dagegen 36 Backenzähne, seitliche Naslöcher mit dicker Scheidewand, keine Backentaschen. Entweder sind alle Finger mit Plattnägeln versehen, wie bei den „Greifschwanzaffen“ mit langen Wickelschwänzen und den „Schweifaffen“ mit langen schlaffen, ganz behaarten Schwänzen; oder der Daumen allein ist mit einem Plattnagel versehen, während die übrigen Finger Krallennägel haben, dann werden sie „Krallenaffen“ genannt. Keine Gegend der Erde mag so sehr von Affen bevölkert seyn, wie die südamerikanischen Ebenen zwischen den Wendekreisen, namentlich die weiten Urwälder des Amazonenstroms, des Rio Negro und Orinoco, und ganz besonders herrschen die Sapajous oder Wickelschwanzaffen vor, die in ihrem starkgegliederten langen Schwanze, den sie um die Baumäste schlingen, eine fünfte Hand haben, die fast noch geschickter zugreift als die übrigen Hände.

Der schwarze Klammeraffe, wovon oben eine Abbildung gegeben ist, erinnert mit seinen langen Vordergliedmaßen an

Digitized by Google

die Gibbons der alten Welt; der Daumen der Vorderhand ist aber ganz verkümmert oder fehlt, wie bei einigen Meerkatzen auch, die aber in seltsamem Widerspiel kürzere Vorderarme haben, während bei den meisten Affen diese am längsten sind. Eines der beliebtesten Aeffchen ist das schon erwähnte Eichhornäffchen, auch Todtenköpfchen genannt (Callithrix sciureus), schön gefärbt, mit großen feurigen Augen und dem unschuldigen Blick eines Kindergesichts. Das zierliche Thier lächelt und weint und schaut dem Sprechenden auf den Mund; es ist ein großer Freund von Insekten und hascht unaufhörlich nach Fliegen, Wespen, Heuschrecken, Wasserjungfern. Seltener, aber auch durch höchst eigenthümliche Bildung ausgezeichnet, ist der Schwarzkopfaffe (Simia melanocephala Humboldts) der in den Wäldern des Orinoko und seiner Nebenflüsse haust; dieser hat, im vollsten Gegensatz zum Eichhornäffchen, den Kopf und das Gesicht eines alten Negers. Auch an bemähnten Häuptern fehlt es nicht unter den Affen der neuen Welt, aber sie erscheinen viel zierlicher und anmuthiger, als bei den Pavianen der alten Welt; besonders schön ist das goldmähnige Löwenäffchen. Wie verschieden diese Zierlichkeit und Leichtigkeit der Seiden- und Löwenäffchen gegenüber den starkknochigen ungeschlachten Pavianen und den schwerfälligen Orang-Utangs, die vorsichtig erst einen Zweig prüfen, ob er auch stark genug sei, ihre Last zu tragen, bevor sie den Sprung wagen! Doch es fehlt auch in Amerika nicht an finsteren, abschreckenden Gestalten. Unter den Greifschwanzaffen führen die Brüllaffen (Mycetes) ein Nachtleben wie die Makis und sind auch von gleichem phlegmatisch-melancholischem Temperament, doch keineswegs so sanft und harmlos. Besonders furchtbar sieht der schwarze, mit einem Bart versehene „Waldteufel oder Beelzebub" aus, der sich in den Wäldern

Digitized by Google

Brasiliens in großer Menge findet. Bei diesen Brüllaffen ist der Körper des Zungenbeins zu einer großen knöchernen Blase angeschwollen, wodurch sie ihre Stimme zum lauten Gebrüll verstärken, und da sie stets in zahlreichen Gesellschaften zusammen hausen, ein grausiges Konzert anstimmen. Einer pflegt wie ein Chorführer auf einem erhöhten Sitze in der Mitte der übrigen zu hocken und das Konzert zu dirigiren. Dieß hat den Brasilianern Veranlassung zu der Sage gegeben, es würden bei nächtlicher Weile in den Wäldern Affenpredigten und eine Art Gottesdienst gehalten, wobei Einer zuerst die Rede vortrüge und die Andern dann mit ihrem Gesange einstimmten.

So sehr auch Gaumen, Rachen und Zungen der Affen im Allgemeinen dem menschlichen Bau entsprechend seyn mögen, so macht doch gerade der Kehlkopf ihnen das Reden unmöglich; sie würden nicht sprechen lernen, selbst in dem Falle, daß sie den vernünftigen Geist hätten, der ihnen fehlt. Im Kehlkopfe der Affen sind nämlich Weitungen, sogenannte Luftsäcke, worin der zur Tonbildung nöthige Luftstrom sich erst sammeln muß, weßhalb sie große Anstrengung vonnöthen haben, um nur zu schreien. Und dieses Schreien ist ein heiseres, widerliches Gekreisch.

So ist's mit allen andern Vorzügen, die der Affe vor den übrigen Thieren voraus hat, und die ihn so nahe an den Menschen stellen. Er hat vier Hände, aber keine Füße, mit denen er fest auftreten könnte. Diese langen und platten Hände sind ein Mittelding zwischen Hand und Fußsohle des Menschen; die Finger, nur zum Umklammern und Greifen bestimmt, sind zum Gehen ganz unbrauchbar, können nicht gleich den Zehen die Fläche greifen, werden nicht durch den runden elastischen Ballen unterstützt, der dem Fuße des Men-

Digitized by Google

schen jene schön geschwungene Biegung verleiht, die zum Tragen des Körpers wie zum Abschnellen im Gange gleich förderlich ist. Der Daumen des Affen, wenn er vorhanden, ist nur ein verkürzter zurückgezogener Finger, dem menschlichen Daumen keineswegs gleich. Mit seinen vier Händen ist der Affe gleich den Papageyen und Eichhörnchen auf ein Baumleben beschränkt, und wenn auch der Orang-Utang sich im niederen Gebüsch eine Lagerstätte bereitet und zeitweilig aus dem Baumgezweig herabsteigt, oder der Tschimpanse sich eine Höhle sucht: so sind doch auch diese vornehmsten Affen an die Bäume des Waldes gefesselt, schon darum, weil sie wie ihre ganze Sippschaft von Früchten und Baumknospen vorzugsweise leben. Sie können wohl einen Stock in die Hand nehmen und aufrecht gehen wie ein Mensch; aber wie eingebogen sind dann ihre Kniee, wie schlotternd ist ihr Gang! Die Kniemuskel des Affen sind äußerst schwach, es fehlen die Waden und ein breites kraftvolles Becken zur Unterstützung der Wirbelsäule. Wegen seines flachen und schwachen Beckens muß der Affe mit vorgebogenem Leibe gehen — er wird immer und immer wieder zur Erde gezogen, zum Gehen „auf allen Vieren," das ihm viel leichter wird als dem Menschen, da seine Vorderarme so lang sind. Ebenso hängt am kurzen Halse der Kopf vorwärts; bei gerader Haltung des Menschen muß ein Theil des Hinterhauptes merklich über die Rückenwirbelsäule hervorragen; beim Affen ist das Gegentheil der Fall. Der Unterkiefer ist thierisch vorgeschoben,*) die behaarte Stirn dagegen weicht zurück. Unter dem Munde fehlt das Kinn, welches dem menschlichen Antlitz so viel geistigen

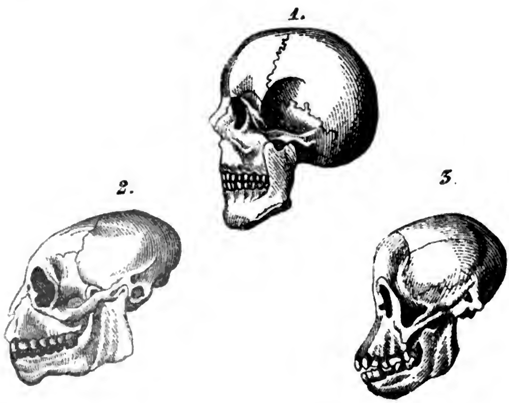
*) Auch am Negerschädel ist der Gesichtswinkel (gebildet durch eine Linie von der Stirn bis zu den oberen Schneidezähnen und von diesen bis zum äußeren Gehörgang) viel größer als am Schädel des Tschim-

Digitized by Google

Ausdruck verleiht. Die Brust ist nach oben zusammengepreßt, denn die Vorderarme sind ja im Grunde auch nur Kletterfüße, bestimmt, den Körper tragen zu helfen. So macht das, was an den Menschen erinnert, den Affen unschön, da es von der höhern Thierbildung abweicht und doch nicht die menschliche Form gewinnt.

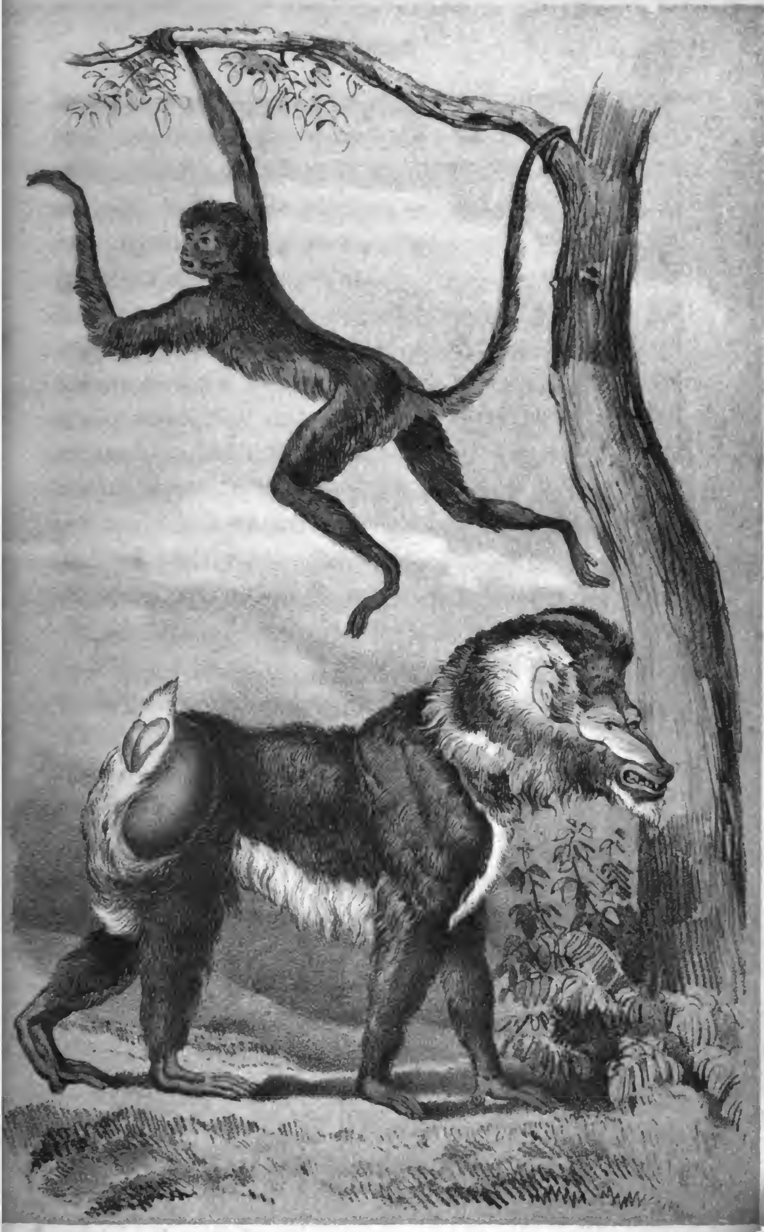
Noch mehr tritt uns das Zerrbild des Menschen in der Affenseele entgegen. Mehr als ein anderes Thier ist der Affe bestrebt, dem menschlichen Thun nachzuahmen; aber es bleibt beim „Nachäffen," d. h. beim Nachahmen ohne Geist und Verstand. Der Affe sieht, wie ein Mensch sich den Bart abnimmt; er greift auch zum Rasiernapf und seift sich ein und nimmt das Rasiermesser in die Hand — zu seinem Verderben. Der Instinkt hat ihn verlassen, er macht oft überraschende Ansätze zum vernünftigen Handeln, aber plötzlich kommt seine Un-

panse (2), der seinerseits wieder größer ist als beim Orang-Utang (3). Am merklichsten ist natürlich der Unterschied zwischen einem Affenschädel und dem des Menschen von kaukasischer Race (1), wie folgende Abbildung zeigt.



vernunft wieder zum Vorschein. Er ist ein Kind und doch auch kein Kind, weil er sich nicht erziehen läßt, weil er keine Entwickelung in der Sprache und Menschenvernunft hat. Was er schon von Natur gut versteht, das Klettern, das bringt er unter Anleitung des Menschen wohl noch zu besonderer Geschicklichkeit, so daß ein Tschimpanse wie ein Schiffsjunge Matrosendienst versieht und die höchsten Schiffsmaste mit Leichtigkeit erklettert, wenn auch das von Wellen und Sturm gepeitschte Schiff noch so sehr schwankt. Und wo es auf die sinnlichen Bedürfnisse ankommt, da weiß sich's so ein Thiermensch auch ganz behaglich zu machen; er legt sich, wenn er schlafen will, sein Kopfkissen zurecht, deckt sich warm zu, und zieht, wenn's kälter wird, die Decke über die Ohren, wie ein vernünftiger Mensch. Orang-Utangs, die man jung einfängt lassen sich auch wohl zu allerlei Geschäften abrichten, z. B. Holz und Wasser in die Küche zu tragen, bei Tische aufzuwarten, den Bratspieß zu drehen. Aber wie sie älter werden, bricht plötzlich die thierische Natur, die Bosheit und Tücke wieder hervor, so daß sie ihren Herren mehr schaden als nützen, indem sie bei schlechter Laune die kostbarsten Sachen zerreißen oder entzwei werfen. Selbst die kleinen zierlichen Cebus-Affen, wie der braune Saju und das Kapuziner-Aeffchen, obwohl sie nicht so bösartig sind, wie die großen Affen, und sich ganz ausnehmend freuen, wenn sie eine Uhr oder einen Spiegel in die Hände bekommen, sind so wetterwendisch, daß sie bald darauf die Uhr zerschmettern und den Spiegel in tausend Stücke schlagen. Bosheit und Tücke ist fast allen Affenarten eigen. Dazu kommt ihre Naschhaftigkeit und Gefräßigkeit, so daß sie sich manchmal zu Tode fressen, wenn sie über Speisen gerathen, die ihren Gaumen kitzeln. Am Pferde, am Hunde und Elephanten hat der Mensch treue

Digitized by Google



Ateles ater, schwarzbrauner Klammeraffe.
Der Mormon-Mandrill.

Digitized by Google

Gehilfen gewonnen, auf die er sich verlassen kann: der Affe wird nimmer ein Hausthier, weil er halb über dem Thierreiche steht und halb wieder tief unter die edeln Vierfüßer hinabsinkt. Namentlich sind die Paviane wahre Taugenichtse und schmutziges Pöbelvolk. Immer wild, zornig, unverschämt und unzüchtig, die wahre Kehrseite des keuschen, schamhaften Elephanten! Hündischer als die Hunde, fehlt ihnen die edle treue Hundeseele, und so ein Mandril (s. Tafel) ist ein wahrer Ausbund der Schlechtigkeit. Die Lustigkeit, das possierliche Wesen und Treiben der Affen, das die Menschen ergötzt, ist keineswegs so rein und harmlos, wie z. B. bei den Eichhörnchen; selbst die beweglichsten Sanguiniker (wie der Titi, das Eichhornäffchen) gehen schnell von der Freude zur Traurigkeit über, und ein Zug von Melancholie, man möchte sagen der Ausdruck des bösen Gewissens, geht durch alle Affenarten, vom Maki bis zum Orang-Utang; die Nachtaffen, wie der Coaita und der Brüllaffe, zeigen schon in ihrem ganzen Benehmen etwas Düsteres und Trauriges.

Charakteristisch ist das Weinen des Affen; mancher europäische Reisende, der auf Affen schoß und dann sah, wie das verwundete Thier weinte, ward von dem Anblick so ergriffen, daß er sich gelobte, nie wieder auf Affen Jagd zu machen. Die Liebe der Affenmutter zu ihren Jungen ist sprüchwörtlich geworden; mit unendlicher Sorgfalt bewachen die Alten ihre Kinder, hätscheln und pflegen sie, kämpfen mit rührender Ausdauer, oft mit größter Wuth für ihre Erhaltung und geben sogar ihr Leben Preis, um die Jungen zu retten. Selbst in der Gefangenschaft zeigt sich dieser Zug der Mutterliebe in seiner Allgewalt, und die Besitzer von Thierbuden können sich nicht anders helfen, als daß sie einer Affenmutter, die ihr Kind verloren hat, zum Ersatz ein Kaninchen oder Meer-

Digitized by Google

schweinchen geben, das sie dann mit Liebkosungen überhäuft und fast todt füttert.

Ein merkwürdiger Zug im Naturell mehrerer Affenarten ist auch die Neigung, die Schmarotzer-Insekten von anderen Thier- oder Menschenkörpern zu fangen.

Dr. Brehm (Reiseskizzen aus Nordostafrika Theil 3.) erzählt von diesen Eigenthümlichkeiten der Affen unter Anderem:

„Der Nashornvogel, den wir von unsrer Reise nach dem blauen Flusse mitgebracht hatten, hielt mit einem Affen, der aus demselben Walde gebürtig war, große Freundschaft. Dieser machte mit ihm, was er wollte; er behandelte den Vogel mit der den Affen eigenthümlichen Unverschämtheit und Dreistigkeit, ohne daß sich letzterer darüber erzürnt hätte, vielmehr ließ er sich von seinem übermüthigen Freunde selbst Mißhandlungen gefallen. So haben die Affen eine wahre Sucht, andere Geschöpfe, deren sie habhaft werden können, sorgfältig nach Ungeziefer abzusuchen. Ich besaß einen Pavian, welcher jedes kleinere Thier sogleich wie sein Kind behandelte und emsig zu säubern anfing. Selbst die Menschen, mit denen er Freund war, mußten sich eine sorgfältige Untersuchung ihres Kopfhaares gefallen lassen. Dergleichen Bemühungen dehnte jener Affe nun selbst auf den Vogel aus. Er ergriff ihn bei seinem riesigen Schnabel und legte mit einer der Vorderhände die Federn auseinander. Das ließ sich der Vogel nicht nur willig gefallen, sondern unterstützte es sogar. Er lief selbst zu seinem Freunde hin, bückte sich in eine passende Lage, sträubte seine Federn und ließ ihn gewähren."

Derselbe Reisende erzählt noch einen rührenden Beweis von der Liebe der Affen zu ihren Jungen, auch wenn sie nicht ihre eigenen sind, eine Liebe, in der selbst die Männchen mit den Weibchen wetteifern. „Ein männlicher Abalandi,

Digitized by Google

welchen wir (im Sudan) frisch gefangen gekauft hatten, zeigte eine ebenso große Neigung, junge Thiere zu warten, als es sonst gewöhnlich die Aeffinnen zu thun pflegen. Einmal erhielten wir einen jungen, noch sehr der mütterlichen Hülfe bedürftigen Affen seines Geschlechts. Koko — so hieß unser Männchen — adoptirte das Aeffchen sogleich, behandelte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, bewachte es, wenn es fraß und wärmte es Nachts in seinen Armen. Er war beständig für sein Wohl besorgt, wurde unruhig, wenn es sich einige Schritte weit entfernte, und rief es bei anscheinender Gefahr sogleich zu sich zurück. Wollten wir es ihm entreißen, dann wurde er wüthend, sprang uns nach dem Gesicht, biß heftig um sich und vertheidigte sein Adoptivkind mit aller seiner Kraft. So lebte es mehrere Monate mit ihm. Da wurde das Aeffchen krank und starb nach einigen Tagen. Der Schmerz des Pflegevaters war grenzenlos; er glich nicht dem Schmerz eines Thieres, sondern dem eines tieffühlenden Menschen. Erst nahm er seinen erstarrenden Pflegling in beide Arme, liebkoste ihn auf alle mögliche Weise, lockte ihn mit den liebevollsten Tönen und wartete ihn wie früher mit großer Zärtlichkeit. Dann setzte er ihn vor sich hin, betrachtete ihn genau und begann kläglich zu schreien, als er zusammenbrach. Immer und immer wiederholte er die Versuche, ihn in's Leben zurückzurufen, jedesmal schrie er laut auf, wenn er sah, daß sein Liebling todt blieb. Den ganzen Tag über nahm er keine Speise zu sich; das todte Thierchen beschäftigte ihn unablässig. Zuletzt entrissen wir ihm dasselbe mit Gewalt und warfen es über die hohe Mauer unseres Hofes hinweg in den Garten. Schon nach wenigen Minuten hatte Koko seinen starken Strick zerbissen — wozu er früher nie Versuche gemacht hatte — sprang über die Mauer und kehrte mit der Leiche in den

Digitized by Google

Armen nach seinem Platze zurück. Wir fesselten ihn von Neuem, entrissen ihm das todte Aeffchen zum zweiten Mal und warfen es in einen tiefen Brunnen. Koko befreite sich sogleich wieder von seinen Banden, durchsuchte unsern und einen benachbarten Garten stundenlang und verließ unser Haus, ohne dahin zurückzukehren. Am Abend desselben Tages sah man ihn den Wäldern zueilen."

Wenn man ferner die menschenartige Vorsicht betrachtet, mit welcher manche Affen (gleich den Elephanten und Gemsen), Wachen ausstellen, wenn sie rauben, namentlich die Fruchtbäume einer Pflanzung plündern; die Geschicklichkeit, mit welcher sie sich von Hand zu Hand die Beute reichen, so daß die letzten in der Reihe sie schnell in Sicherheit bringen können; die militärische Pünktlichkeit, mit der sie nicht allein auf den Warnungsruf hören, sondern auch auf Kommando vorrücken, mit Knütteln und Wurfgeschossen bewaffnet, wenn der angreifende Theil der schwächere ist: so darf man sich nicht wundern, daß in Indien und Ceylon von einem Affenkönig die Rede ist, der ein Affenheer befehligte, und mit diesem sogar eine Felsenbrücke bauete. Der Missionar Leupoldt, als er von einer Wanderung nach Dschubbelpur in Bengalen zurückkehrte, und auf dem Rückwege seiner Gattin und seinem Töchterlein begegnete, kam zufällig in den Besitz einer ächt indischen Volkssage. Sein Kind sah eben mit Vergnügen einer Anzahl Affen zu, die da ihr Wesen trieben und schwarze Gesichter, weiße Bärte und lange Schwänze hatten. Das Kind verwunderte sich, wie's doch käme, daß alle diese Affen schwarze Gesichter und Füße hätten und fragte einen heidnischen Diener darüber. Dieser erzählte nun folgende Geschichte: „Der Gott Rama hatte ein junges Mädchen Namens Sitta liebgewonnen; aber der König Rawan von der Insel Ceylon raubte sie ihm,

und verwahrte sie in seinen Schlössern und Burgen. Vergebens wandte der Gott Rama alle Mittel an, um wieder in den Besitz seiner geliebten Sitta zu gelangen; endlich rief er den Gott Hanuman, den großen Affenkönig zu Hülfe. Dieser fand sich zur Hülfe bereit, sprang mit einem furchtbaren Satz über die Meerenge hinüber, welche Ceylon von dem ostindischen Festlande trennt, und als er den Aufenthalt Sitta's auskundschaftet hatte, fing er an, alle Früchte der Insel zu verzehren, um den König Rawan zu ärgern. Als dieser davon Nachricht erhielt, befahl er, ein großes Netz zu machen, um den Hanuman darin zu fangen. Aber so oft auch der große Affengott darin gefangen wurde, wußte er doch wieder zu entkommen, denn er machte sich klein wie ein Mücklein. Darauf ward ein ganz eng gestricktes Netz bereit gehalten; aber siehe, Hanuman verwandelte sich in einen großen Ochsen und zerriß das Netz. Endlich wurde er aber doch gefangen und sofort zum Tode verurtheilt. Die Art seiner Hinrichtung sollte folgendermaßen stattfinden. Alles Tuch, das man in Ceylon aufbringen konnte, wurde an seinen Schwanz gebunden, nachdem es tüchtig mit Oel und Pech getränkt war, und dann angezündet. Das Feuer fing an, furchtbar aufzuschlagen. Da sprang Hanuman von Haus zu Haus und setzte dadurch ganz Ceylon in Brand. Als er aber das letzte Haus in Feuer setzte, stolperte er und fiel in eine brennende Masse, wobei er sich Gesicht, Hände und Füße verbrannte. Er sprang zwar sogleich auf und in's Meer, aber sein Gesicht, Hände und Füße waren vom Feuer geschwärzt, während Schwanz und Bart unbeschädigt blieben. Deßhalb tragen seine Nachkommen noch heute diese Brandmale zur Erinnerung an Hanumans Abenteuer auf der Insel Ceylon und zur Bürgschaft, daß die Geschichte wahr ist."

Digitized by Google

Ist nicht in dieser Volssage das proteusartige Wesen des Affen, der allerlei Form und Miene anzunehmen weiß, seine Gewandtheit und List, seine Bosheit, die Gefahr, sich mit einem solchen Halbmenschen einzulassen und dabei die Ueberlegenheit des Menschen selbst über den König der Affen, der nicht ungestraft davon kommt, trotz seiner gewaltigen Sprungkraft, recht gut geschildert? Sagen von Waldgöttern, welche die Bäume beschützen und den Göttern als Helfer und Boten dienen, sind aus der indischen Mythologie auch in die griechische übergegangen, und die griechischen Faunen und Satyrn in ihrer schnöden Unsauberkeit und Bosheit haben die Affen zu ihren Urbildern. Noch bis auf den heutigen Tag genießen mehrere Affengattungen in Indien hoher Verehrung, und für kranke Affen sind besondere Spitäler errichtet. Affenbilder sind als Verzierungen an den meisten Tempeln Indiens angebracht, und als Ceylon von den Europäern erobert wurde, fanden sie große Tempel, die ausschließlich den Affen geheiligt waren. In einem dieser Affentempel fand man auch ein goldenes Kästchen, worin ein Affenzahn als Reliquie aufbewahrt wurde. Dieser Zahn galt den Eingebornen für einen so kostbaren verehrungswürdigen Gegenstand, daß sie den Portugiesen 700,000 Dukaten boten, um ihn auszulösen. Der damalige Vicekönig, um ihrem Aberglauben keinen Vorschub zu leisten, ließ den Zahn verbrennen. Wie noch heutzutage in Guzurata und andern indischen Städten Affen ungescheut in die Stadt kommen, wo ihnen von den Bewohnern Reis, Hirse, Obst u. dgl. aufgestellt wird: so wurden vor Alters die grauen Paviane (Hundsköpfe) in ägyptischen Tempeln gefüttert und heilig gehalten, auch als Mumien beigesetzt, und auf den noch vorhandenen Sculpturen findet man häufig Affen abgebildet.

Digitized by Google

Der hebräische Namen des Affen „Kophim" stammt auch aus dem Indischen; dort heißt der Affe „Kophi," kanaresisch „Kapi." Affen gehörten nebst andern kostbaren Dingen zu den Luxusartikeln des Königs Salomo. Das „Meerschiff" (heißt es 1 Kön. 10, 23.) „des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiffe Hirams fuhr, kam in drei Jahren Ein Mal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen."

Heutzutage spielen die Affen in den Menagerieen eine Hauptrolle. Wer hat nicht mit Interesse die sonderbaren Grimassen und Stellungen der Affen, wie der so höchst eigenthümlichen Bildung dieser Thiere überhaupt zugeschaut, wenn er in Thierbuden oder zoologischen Gärten Gelegenheit bekam, sie zu sehen! Und doch machen diese Thiere fast durchweg einen widerwärtigen Eindruck, da sie abgelöst sind von der Pracht der Tropenwälder, von der bunten Vogelwelt, mit der sie um die Wette schreien und klettern, von der blauen Luft und heißen Sonne der Wendekreise. Wir treiben ein grausames Spiel mit ihnen, da wir sie in enge Käfige und nordische Lüfte sperren; sie sind an die warme oder heißfeuchte Luft des Tropenwaldes so sehr gewöhnt, daß sie meist hinsiechen in unserem Klima und an der Lungensucht sterben. Der einzige Affe, der in Europa im Freien sich erhält, ist der bekannte Magot (Inuus silvanus), der auf den heißen Felsen Gibraltars umherspringt, doch auch hier erst angesiedelt ward und des besondern Schutzes des Menschen bedarf. Dieser pflanzt sich auch in der Gefangenschaft fort, aber ein Hausthier wird er so wenig wie seine übrigen Affenbrüder. Man hat sich viel Mühe gegeben, die menschenähnlichen Tschimpansis und Orang-Utangs in den zoologischen Gärten zu Paris und London zu pflegen; in Paris gelingt es leichter, aber in London starben binnen zehn Jahren sechs schöne Exemplare. Ein

Digitized by Google

Tschim-Weibchen, die Jenny, brachte ihr dortiges Leben auf fünf Jahre, dann starb sie an der Auszehrung. Man konnte das arme keuchende und hustende Thier lange Zeit mit einem Pflaster auf der Brust und in wärmende Tücher gewickelt langsam einherschreiten sehen — das leibhafte Bild eines sterbenden Menschen.

Wie ganz anders ist der Anblick der Affenwelt in ihrer natürlichen Freiheit! Ed. Pöppig erzählt in seiner malerischen Schilderung des Marannon: „Der Aufgang der Sonne ruft in tropischen Gegenden eine sehr große Anzahl von Thieren in's Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des Tagesgestirnes bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihrem Lager aufzubrechen oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorerst den Sonnenstrahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Baumgipfel ein, wo ebenso wenig der Pfeil des Indianers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein den freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe auf seine Weise dem Schöpfer des Weltalls darbringt."

Digitized by Google

Der Pudel.

„Das Thier hat auch Verstand."
Schiller.

Ein „pudelnärrisch Ding" — pflegt man zu sagen. Ja wohl, der Pudel ist ein närrisch Ding, ein rechter Hans Narr und Possenreißer! Wer ein unterhaltender Narr seyn will, der muß aber vor allen Dingen gescheidt seyn, und gescheidt ist der Pudel im vollsten Maße. Er unterscheidet, falls sein Herr ein Soldat ist, ob derselbe zur Parade ausreitet und Hans Narr also zu Hause bleiben muß, oder ob's einen Spazierritt gilt und der lustige Geselle an der Promenade Theil nehmen darf. Sein Gesicht ist freilich kurz, aber in der Nähe um so schärfer; der Herr mag zornig thun und drohen, aber es ist ihm nicht so um's Herz, — der Pudel schaut ihm in's Auge und sogleich hat er's gemerkt, daß das „Bangemachen nicht gilt." Und wie fein ist der Geruch und das Gehör! Wie sicher das Gedächtniß! Wie lebhaft die Phantasie! Der Pudel hat die allerbeweglichste, aufgeweckteste Hundeseele, den allseitigsten Verstand! Mag auch die Dogge an Tapferkeit, an ritterlichem Wesen ihn übertreffen, mögen andere Hundearten im Einzelnen Vorzüge vor dem Pudel haben, — die Harmonie aller Seelenkräfte hat er doch vor allen voraus, gleichwie auch sein Körper eine mittlere Proportion darstellt zwischen Groß und Klein, Stark und

Digitized by Google

Schwach. Er hat eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, schön gerundeten Kopf, gewandten Leib, der zu allen Künsten sich eignet. Welchem andern Hunde würde das Tanzen so leicht als dem Pudel? Welcher andere Hund verstände sich aber auch so gut auf das Zeitmaß und den Takt? Freilich ist er auch sehr empfindlich, ja wehleidig, und die geringste Aussicht auf Strafe macht ihn ängstlich, und der kleinste Schmerz zwingt ihm einen Schrei ab. Das zeugt aber für sein fein organisirtes Nervensystem. Die Seelenthätigkeit der andern Hundearten ist fast nur nach Einer Richtung lebendig erregt; der Pudel hat für Alles Interesse, kann darum auch zu Allem gebraucht werden: er stürzt sich in's Wasser, schnappt nach den Vögeln, gräbt, trägt den Korb in der Schnauze und vertheidigt das Eigenthum seines Herrn. Freilich ist er nicht so häuslich wie der Spitz, er schwärmt gern des Nachts umher, macht bei Tage an allen Ecken und Enden Besuche auf eigene Faust, weiß vornehmlich, wo es etwas zu naschen und zu stehlen gibt, wird auch oft genug gezaust und in Streitigkeiten verwickelt; sein Zottelfell schüttelt aber Alles leicht ab, und selbst seine Untugenden zeigen noch die größere Freiheit und Beweglichkeit seiner Natur.

Als ob er wüßte, daß er unter seinem Geschlechte eine hervorragende Stellung einnehme, pflegt er nicht gern mit andern Hunden Gesellschaft, sondern spielt am liebsten mit seines Gleichen, mit Kindern ganz besonders gern, und den geselligen Verkehr mit Menschen mag er nicht entbehren. Wollte man ihn an die Kette legen, so würde er vor Kummer und Unthätigkeit umkommen. Er, die lustige Person, kann die Einsamkeit und Stille nicht ertragen; sein Wesen bildet den entschiedensten Gegensatz zu allem Melancholischen, Traurigen; darum ist er auch bald Jedermanns Freund, überall

bereit, mit seinen Narrenspossen vorzurücken und dem Vergnügen zu leben. Stundenlang kann er spielen und sich tummeln, und wird's doch nicht müde. Ist er zu lange abwesend gewesen und kommt dann heim, so ist's, als ob das böse Gewissen erwacht wäre: er schreitet mit trauriger, abbittender Miene daher; merkt er aber, daß sein Herr anderweitig beschäftigt ist und nicht auf ihn achtet, so legt er sich hurtig auf seinen Platz und thut dann, als wäre er gar nicht abwesend gewesen. Er ist ein guter, treuer Diener, der seinen Herrn von Herzen liebt; aber er will dabei seine Freiheit haben und so zu sagen mit menschlicher Willkühr sein freies Leben genießen.

Diese merkwürdige Stellung auf der Grenzlinie des Thierischen und Menschlichen, diese frappanten Geistesblitze, die zuweilen in die Dämmerung des thierischen Bewußtseyns hineinfahren, verbunden mit dem allzeit fröhlichen Humor, der zu neckischen und närrischen Sprüngen aufgelegt ist und der großen Intelligenz, die sich auf Mienen und Worte wie keine andre Hundepsyche versteht, haben den Pudel von jeher zum beliebten Gesellschafter gemacht für geistig-thätige Männer, die durch ihre Thätigkeit zur Einsamkeit genöthigt sind, also namentlich für Philosophen und Künstler. Der berühmte Bildhauer Thorwaldsen hat seinen treuen Gefährten Pistos und Teverim ein schönes Denkmal in Marmor gesetzt, Beethoven die „Elegie auf den Tod eines Pudels“ komponirt. Den Philosophen Arthur Schopenhauer in Frankfurt sah man nie ohne seinen weißen Pudel; hat doch schon Göthe mit seinem dichterischen Takte den bösen Geist nicht besser bei dem Philosophen einzuführen gewußt, als unter der Gestalt eines treuen, willkommenen Pudels:

Digitized by Google

Sei ruhig, Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle, was schnoberst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb ich dir!
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergötzt uns hast,
Nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommener stiller Gast.

Jean Paul hatte stets einen Pudel um sich, von welchem L. Rellstab, der mit dem Dichter zugleich die Bekanntschaft des Hundes machte, also berichtet:*)

„Jean Paul hatte sich einen weißen Pudel angeschafft, das war ein höchst munteres und gelehriges Thier. — Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln in's Gespräch, und erhielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Thieren, und besonders mit Hunden," sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisirt, als man glaubt. Geben Sie nur Acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Thieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar mit dem Laute „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte eben so kurz „da", und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul; „denn ich spreche eines so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache gewiß sei und verschnappte sich im buchstäblichen

*) Vgl. Garten und Wald, 4. Theil.

Sinne auch nicht ein einziges Mal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte. Man hätte ein ganzes Stück wie „Nein" und „Komm her" auf das „da" und „va" schreiben können, der Pudel wäre gewiß nicht aus der Rolle gefallen.

„Da mich das Spiel ergötzte, nahm der Herr eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto, was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen, den Schweif ein und kroch scheu mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse," sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre? „Stunden lang, halbe Tage," war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenöthigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig unter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komme nur her!" Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor, und wußte sich im Uebermaße seines Glückes kaum zu fassen.

„Nach dem Häuschen der Frau R., wo wir Nachmittags zusammenkamen, hatte Ponto ebenfalls seinen Herrn begleitet. Wenn das Gespräch sich auf unserem Rückwege nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm so beiläufig wie ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen und Anzünden seiner Pfeife während der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde manchen Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie auch waren; doch eins blieb mir im Gedächtniß. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam

Digitized by Google

zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschirte streng im Gliede wie ein Soldat. Sowie jedoch der Herr die Worte: „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen in's Feld, und umschweifte seinen Herrn in weiten Kreisen, unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Uebermuth genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling: das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritte seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein anbellender College, noch selbst ein vorbeischlüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur einen Augenblick."

Der fromme Perthes knüpfte an die Betrachtung seines Pudels die tiefsten Wahrheiten des Lebens. Er schreibt in einem Brief an seinen Freund Rist: „Lachen Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß mir die Beobachtung meines Hundes manchen Aufschluß gibt über die menschliche Natur: ich hatte früher nie so ein Thier um mich gehabt, und frage mich nun täglich: ist nicht der Pudel auch Mensch, oder vielmehr der Mensch auch Pudel? ich denke dabei gar nicht an die ordinären thierischen Verrichtungen, wie Essen und Trinken u. s. w., sondern an die des feineren Temperaments: lustig und niedergeschlagen, munter und abgespannt, launig und mürrisch, sanft und auffahrend, anschmiegend und knurrend, duldend und widersetzlich — Alles wie im Menschen; und nun gar sein Träumen! Diese Aehnlichkeit ist mir aber nicht nieder-

Digitized by Google

schlagend, sondern eine tröstende Hoffnung, daß dieses Fleisch und Blut, was den Menschen quält und peinigt, dem eigentlichen Menschen nicht eigen, sondern nur eine Erdenzuthat ist, die er spurlos abstreifen wird, wenn er dieser Erde nicht mehr angehört."

Löwe und Tiger.

Eine Parallele.

„Und ich will wilde Thiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen und euer Vieh zerreißen, und euer weniger machen, und eure Straßen sollen wüste werden."

3 Mos. 26, 22.

Einfarbig, wie die Wüste, ist das Gewand des Königs der Wüste, des majestätischen Löwen; ein bräunliches Gelb, das mit zunehmendem Alter dunkelt, und zuletzt in's Schwärzliche übergeht. Der nordafrikanische Löwe (Leo senegalensis), der schönste und mächtigste Repräsentant seiner Gattung, bekommt im Alter eine fast schwarze Mähne. Er hat das Dunklerwerden seines Kleides mit dem Goldadler gemein. Der asiatische Löwe ist heller gefärbt. Alle edlen Vierfüßer, auch der Elephant, das Pferd, der Hirsch und der Hund zeigen solche Einfachheit in der Färbung.

Digitized by Google

Prachtvoller ist das gestreifte Tigerfell; die Grundfarbe ist ein helles Rothbraun, am Bauche in's Weiße übergehend; vom Rücken laufen glänzendschwarze Querstreifen über den ganzen Leib schief hinunter, und auch der Schwanz ist damit geringelt; das Geschmeidige und Sprungfederartige des Tigers ringelt sich gleichsam in seinem mächtigen Katzenschwanze aus. —

Löwe und Tiger gehören zu den schönsten Thieren der Erde. Die gewaltige Muskelkraft ist bei ihnen nicht, wie beim Elephanten, an eine ungeschlachte Körpermasse gebunden; die Stärke paart sich mit der Gewandtheit, der festeste Knochenbau mit der gerundetsten Muskulatur und biegsamsten Körperform. Doch ist der Tiger noch schlanker und elastischer als der Löwe; aber dieser langgestreckte Bau mit den dicken kurzen Füßen raubt ihm wieder die schöne Proportion der Glieder, die den Löwen auszeichnet. Der Löwe fällt nur im Hintertheil schlank ab; sein Vorderkörper mit der breiten Brust ist gedrungener, stärker. Er tritt fest und sicher auf, mit emporgehobenem Kopf, während der Tiger gesenkten Hauptes, mit gebogenem Rücken, gleich unserer Hauskatze daherschleicht. Uebertrifft der Tiger den Löwen im blitzartig schnellen Schwung des Angriffs, so ist des letzteren Kraft in den Vordertatzen größer, so daß es vom Zufall abhängt, welcher von beiden Kämpen den Sieg gewinnt, wenn sie mit einander ringen.

Die Schönheit des Tigers ist blendender, aber es wird uns nicht wohl bei ihrem Anblick, ähnlich wie bei der schön gefärbten riesigen Boa! Der Tiger ist so durch und durch ein Raubthier, seine Seele so ganz in die Mordlust versenkt und auf den mörderischen Sprung gerüstet, daß, auch wenn das Thier schläft, wir vermeinen, es müsse jeden Augenblick

Digitized by Google

aufspringen und neue Beute erhaschen. Der Löwe ist nicht so ausschließlich wie der Tiger blutdürstige Katze; er hat zugleich das Biedere der Hundeseele. Wenn ihn der Hunger nicht aufstachelt, so zeigt er eine Ruhe, ein stilles Behagen am eigenen Daseyn, das auch für die Außenwelt sich interessirt, ganz unabhängig vom Nahrungstriebe, und fähig ist, in ein gemüthliches Verhältniß zu anderen lebendigen Wesen, wie zum Hunde oder Menschen zu treten. Aus seinem braunen, klaren, ruhig festen Auge blickt Treue, er hat ein ehrliches Gesicht. Der Blick des Tigers ist wild; sein grünlich-graues Auge phosphoreszirt wie das der Katze. Im katzenrunden Kopfe des Tigers mit der vorgestreckten Schnauze ist ganz die Mordgier ausgedrückt, während das mehr vierkantige Löwen-Antlitz mit der breiten Stirn, der edler geformten Nase, dem gutmüthigen Munde etwas Menschenähnliches bekommt und die größere Intelligenz verräth. Selbst die gespaltene Oberlippe erhöhet diesen Ausdruck. Vor Allem ist es die lang herabwallende Mähne, welche dem männlichen Löwen einen Schmuck verleihet, vor dem alle Farbenpracht des Tigers erlischt. Manneswürde und Manneskraft im innigsten Bunde zeigt so ein bemähntes Löwenhaupt, an den Kopf des Jupiter Capitolinus erinnernd. Selbst im Schlaf zeigt das Löwenantlitz diese stolze, auf dem Gefühle der Kraft beruhende siegesfreudige Ruhe, die, wenn's Noth thut, den Blitz und Donner bereit hält. Wenn er aber erwacht, die Glieder reckend, die Mähne schüttelnd, wenn er gebieterisch sein Haupt erhebt, und den Blick sendet über sein weites Gebiet: dann zeigt er erst recht seinen königlichen Anstand. Und wenn er beim Anblick seines Gegners seinem Unmuth Luft machend in kurzem, abgebrochenem, schrecklichem Knurren, wenn er den Schweif erhebt, in schnellen Kreisen ihn

Digitized by Google

schwingend und die Erde peitschend, wenn die lange Mähne sich emporrichtet, die Stirne sich runzelt, und aus den Augen Tod und Verderben blitzt — wenn er endlich mit entsetzlichen Sprüngen auf seinen Gegner losstürzt, und falls dieser kräftigen Widerstand leistet, auf die Hinterfüße sich stellt, mit scharfen Zähnen und Tatzen zugleich einhauend: dann wird es auch dem beherztesten Menschen bänglich zu Muthe und er fühlt seine Ohnmacht gegenüber dem Könige der Thiere. Kein anderes Thier zeigt sich so furchtbar erhaben im Zorn, wie der Löwe; kein anderes bewahrt aber auch, wie er, die Würde selbst im blutigsten Kampf. Er kämpft, so lange noch ein Fünkchen Leben in seinem Leibe ist, er streitet — so scheint es — nicht bloß für das Leben, sondern für die Ehre. In den Tigerkämpfen, die als Nationallustbarkeiten auf der Insel Java angestellt werden, schleichen die Tiger, wenn sie eine schwere Wunde erhalten haben, nicht selten scheu und kleinmüthig in ihren Käfig zurück, und wollen trotz aller Aufstachelung den Kampf nicht wieder beginnen. Solcher Anstachelungen bedarf es bei den Löwenkämpfen nicht. Der Tiger kämpft mit höchster Wuth und Erbitterung; sein Knurren und Gebrüll ist auch furchtbar, aber es ist die höchste thierische Wildheit, die er offenbart, es fehlt jener königliche Zorn und die edle Würde im Kampf, die wir am Löwen bewundern.

Den großmächtigen Elephanten scheuen beide, der Löwe und der Tiger. Es ist schon öfters vorgekommen, daß, wenn sie dem Elephanten an die Stirne gesprungen waren, sie von diesem gegen einen Baumstamm gedrückt, und so erdrosselt wurden. Der Tiger ist noch geschickter als der Löwe, den Elephanten an seiner empfindlichsten Stelle, dem Rüssel, zu packen, weshalb auf Tigerjagden der Elephant seinen Rüssel

hoch emporhebt, oder zusammenrollt. Begegnen sich beide Thiere in der Wildniß, so meiden sie sich wohlweislich; der Löwe hat auch vor den Heerden afrikanischer Büffel, wenn sie auf der Weide sind, allen Respekt, da sie in Gemeinschaft dem mächtigen Raubthiere die Stirne bieten und es durchbohren würden, wenn es den Kampf unternähme. Der Löwe, weil er geistiger ist, unterscheidet deßhalb auch besser und ist vorsichtiger, während der Tiger in blinder Wuth Alles angreift, was sich ihm in den Weg stellt, viel tollkühner und frecher in seinen Angriffen ist. Er überrascht die bewaffnete Schildwache und schleppt sie fort, und holt sich aus einer großen Gesellschaft sein Opfer heraus, ehe man sich dessen versieht. Mißlingt der Sprung, so schleicht er beschämt von dannen. Dasselbe soll auch beim Löwen der Fall seyn.

Am liebsten jagt der Tiger in der Dämmerung, der Löwe aber des Nachts. Ist der Vorrath erschöpft und der Hunger groß, so jagen sie auch am Tage; die älteren Tiger stets allein, die Löwen hie und da in Gemeinschaft. Die Tiger- und Löwenkinder werden jedoch sorgsam zum Fang abgerichtet, und haben Unterweisung nöthig, da sie sich anfangs sehr täppisch benehmen. Der Löwe ist ein sorgsamer Hausvater, der fleißig seine Familie mit frischem Fleisch versorgt, während die Löwin mit ungemeiner Zärtlichkeit an ihren Jungen hängt, und mit grenzenloser Wuth sie vertheidigt, wenn ein Feind sich naht. An Mutterliebe fehlt es zwar auch der Tigerin nicht, aber der gestrenge Herr Tigervater, wenn's ihn etwa gelüstet, frißt nicht selten die eigenen Jungen auf.

Das Gestrüpp der Flußniederungen, die Dschungeln, sind des Tigers liebster Aufenthalt; er ist gern in der Nähe des

Digitized by Google

Wassers, klettert aber auch, wenn's Noth thut, leicht wie eine Katze auf die Bäume. Das Klettern ist eine Kunst, welche der Löwe nicht versteht; er wohnt in den Felsenhöhlen des Wüstengebirges, und der Urwald ist nicht seine Heimath. Die Schauer der Wüste, die stille Einsamkeit der Felsenklüfte, in denen die Donnerstimme widerhallt, und in die er sich zurückzieht, wenn er auf weiter offener Ebene das Quagga und die Gazelle gejagt hat: das ist sein Reich, in dem er keinen Nebenbuhler duldet, und wohin ihm der Mensch nur folgt mit Gefahr des eigenen Lebens. Hat er ein Revier abgejagt, so wechselt er seinen Aufenthalt; es liegt in der Natur der Sache, daß immer nur eine Löwenfamilie in einem bestimmten Umkreise haust, gleichwie der Steinadler einsam horstet. Zur Paarungszeit kämpfen übrigens die männlichen Löwen und Tiger sehr hitzig, und oftmals bleiben beide Kämpfer todt auf der Wahlstatt. So hat die Natur selber der allzugroßen Vermehrung dieser reißenden Thiere eine Schranke gesetzt.

Keine Thierstimme ist so furchtbar, wie das Donnergebrüll des Löwen, das er bei nächtlicher Weile hören läßt, wenn er seine Jagd beginnt. Er neigt den Kopf zur Erde, und wenn er dann aus seiner breiten Brust die tiefen Baßtöne hervorrollt, und immer stärker anschwellen läßt, so erzittert die Erde in weitem Umkreise, die Ochsen und Pferde in ihrer Hütte erbeben, und die Thiere der Wüste laufen scheu nach allen Seiten. Auch die sonst kriegsmuthigen Araber erzittern, und ehe sie sich versehen, ist der Löwe in die Sriba eingebrochen an einer Stelle, wo man ihn nicht vermuthete.

Wollen die Araber an den Abhängen des Atlas den Löwen jagen, so rüsten sich die Männer wie zu einem Feldzuge,

und ehe das königliche Thier verendet, hat mancher „tapfere Krieger" auch schon sein Leben unter den Löwenklauen verloren. Um so größer sind dann die Freudenergüsse, indem Weiber und Kinder herzuströmen, den todten Löwen zu sehen, und jeder der Männer Theil haben will an der vollbrachten Heldenthat. Man verhöhnt nun den ungefährlichen Feind, gibt ihm verächtliche Fußtritte, schilt ihn „Mörder," „Dieb," „Christ," „Sohn eines Juden," „Heide," rauft ihm die Barthaare aus — Alles zum Beweise, welchen Schrecken der König der Thiere unter den Wüstenbewohnern verbreitet — und endlich röstet man am Feuer die besten Stücke des Löwenfleisches, und schleppt triumphirend die schwere Löwenhaut von dannen.

Wird der ältere Löwe in seiner Höhle umringt und durch den Lärm gereizt, so weiß er wohl, was seiner wartet; zögernd erhebt er sich, aber als tapfere Seele flieht er nicht beim Anblick seiner Gegner, sondern legt sich auf einen erhöhten Ort, frei im Angesicht Aller den Angriff erwartend. Eine plötzliche Stille tritt ein, sobald er sichtbar wird. „Da ist er!" rufen die Vordersten, und Mancher im Haufen, der seines Muthes nicht ganz gewiß ist, schleicht sich schon jetzt von dannen. Der Löwe merkt sich genau, von welcher Seite der Angriff kommt und springt unfehlbar auf seinen Angreifer ein. Wehe diesem, wenn der zweite Schuß fehlt oder nicht gut trifft, denn die Knochen sind stark, und das Fell ist hart. Aehnlich ist's beim Tiger, doch benimmt sich dieser bei der Herausforderung feiger. Bei Treibjagden kommt er niemals zum Vorschein; er schleicht in's dichteste Gestrüpp, sobald er das Klappern und laute Geschrei der Treiber vernimmt, und rührt sich nicht, wenn die Gefahr ihm nicht zu nahe auf den Leib rückt. Wird er aber verwundet, so springt er, gleich

Digitized by Google

dem Löwen, unfehlbar auf seinen Angreifer. Da er schwer zum Schuß zu bringen ist, fängt man ihn — namentlich auf Java — gern lebendig, indem man einen großen Kasten von Bambus anfertigt, welcher durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile getheilt ist. In die kleinere Abtheilung sperrt man eine junge Ziege, zur größeren führt eine Fallthür, die sich auf den Druck des Raubthiers leicht öffnet, dann aber wieder zurückschlägt, so daß der Tiger nicht wieder zurück kann. Sobald er sich gefangen sieht, beginnt er fürchterlich zu brüllen und zu rasen, springt mit unbeschreiblicher Wuth an den Wänden empor, und sucht die Stäbe zu brechen, zu zerkratzen und zu zerbeißen. Nun kommen die Menschen herbei und schießen oder stechen ihn todt, oder überliefern ihn, wenn er groß und schön, ein Matjang radja, ein königlicher Tiger ist, dem Regenten für die Kampfspiele.

Wenn es gelingt, einen Tiger zu zähmen, so hat derselbe ganz das Schmiegsame, ja Schmeichlerische der Katze. Aber ehe man sich's versieht, kratzt er auch mit seinen mächtigen Krallen gefährliche Wunden, und die Wärter versichern einstimmig, man könne dem Tiger, so schön er auch bisweilen thue, nie trauen. Er ist eben durch und durch Katze, während der Löwe mehr eine treue, biedere Hundeseele hat, die fähig ist der Dankbarkeit und des Vertrauens, ja der Freundschaft gegen den Menschen. Die Erzählungen vom Sklaven Androklus, der dem Löwen in der Wildniß den Splitter aus seiner Tatze gezogen hatte, und nach Jahren im römischen Circus wieder von dem grimmigen Thiere erkannt wurde, das bestimmt war, ihn zu zerreißen, und plötzlich sich wie ein Hund ihm anschmiegte — oder von dem Ritter, der aus dem gelobten Lande heimkehrend, seinen treuen Löwen nicht mit zu Schiffe nehmen durfte, und nun sehen mußte, wie das edle

Digitized by Google

Thier hinter ihm her schwamm, bis seine Kräfte sanken: diese und viele andere Erzählungen sind keine Fabeln. Solcher gemüthlichen Erregung ist der Tiger nicht fähig. Man darf aber, wenn von der Anhänglichkeit und Treue des Löwen die Rede ist, nicht an das zahme Verhältniß des Hundes denken, der sich prügeln läßt und seinem Peiniger noch die Hand leckt. Verlangt man von dem im Käfig eingeschlossenen Löwen zu viel niedere Dienstleistung eines Komödianten, so wird er auch wohl ungeduldig, und sein Stolz erwacht; er hebt seine Tatze und drückt den erblassenden Wärter an die Stäbe des Gitters, daß dem Manne Hören und Sehen vergeht. Aber alsdann, wenn man den Löwen nicht weiter reizt, beruhigt er sich auch, und macht seine Kunststücke von Neuem. Der König der Thiere will königlich behandelt seyn. Und auch die Aeußerungen seiner Liebe haben etwas Wildes, Ungestümes, so ehrlich sie auch gemeint sind. Der Franzose Gérard, der durch seine eben so kühnen als glücklichen Löwenjagden in Algier neuerdings so berühmt geworden ist, brachte zwei junge Löwen in's französische Lager; eine Löwin und einen männlichen Löwen, den man Hubert taufte. Die Schwester des Hubert blieb sehr schüchtern und widerspenstig, starb auch bald an den Folgen des Zahnens. Dagegen ward Hubert bald mit seiner Umgebung vertraut und hing an Gérard mit großer Zärtlichkeit; des Nachts schlief er unter dessen Burnus, als läge er an der Brust seiner Löwenmutter. Man gab ihm eine Ziege zur Amme, und wenn er sog, hing er sich mit Löwenfeuer an der armen Ziege fest, die ihren vornehmen Nährsohn keineswegs liebte, und stets am Boden festgehalten werden mußte, wenn Hubert saugen sollte. Kaum fühlte der Löwenprinz seine Kräfte, so verübte er seinen ersten Mord — an der Amme; dann zeigte er auch große Neigung für

Schafe und Affen, so daß man genöthigt war, ihn an die Kette zu legen. Zuletzt, nachdem er noch ein Pferd getödtet und zwei Mann tödtlich verwundet hatte, sperrte man ihn in einen Käfig. Gérard aber öffnete des Nachts das Gefängniß seines Lieblings, und dann umarmte ihn Hubert mit einem Feuer, in welchem die vollste Liebe sich ausdrückte, wobei es jedoch dem Freunde nicht ganz wohl wurde. „Einsmals," erzählt Gérard, „umarmte er mich so feurig in seiner muntern Laune, daß ich erwürgt worden wäre, hätte man ihn nicht mit Schlägen der Säbelscheiden von mir weggescheucht. Dieß war das letzte Mal, daß ich Versteckens mit ihm spielte; ich muß ihm jedoch zum Ruhme nachsagen, daß er den Gebrauch seiner Zähne oder Krallen gewissenhaft vermied." Hubert ward nach Paris geschickt, und in den Jardin des plantes gebracht, wo ihm einige Zeit nachher Gérard einen Besuch abstattete. Er lag in halbem Schlaf und gaffte alle Besucher mit Gleichgültigkeit an, als er plötzlich seinen Kopf erhob, seine Augen weit öffnete. Ein krampfhaftes Zucken seiner Gesichtsmuskeln, und die Aufregung, die sich durch das Wedeln seines Schweifes kund gab, bewiesen, daß er bereits die ihm von Afrika her bekannte Uniform beachtet hatte. Noch hatte er aber seinen früheren Herrn nicht wieder erkannt. Gérard näherte sich ihm, und, außer Stande, seiner Rührung zu widerstehen, streckte er die Hand in den Käfig. Eine rührende Scene erfolgte; ohne seine Augen von Gérard abzuwenden, berührte Hubert mit seiner Nase die dargebotene Hand und athmete tief auf; mit jedem Athemzug wurden seine Augen liebevoller, und als Gerard zu ihm sagte: „Gut, Hubert, mein alter Soldat!" machte das Thier einen schrecklichen Sprung gegen die Eisenstangen seines Gefängnisses, das von dem Stoß erzitterte. „Meine Freunde,"

Digitized by Google

erzählt Gérard, „wurden ängstlich, sprangen zurück, und riefen mir zu, dasselbe zu thun. Edles Thier! du bist schrecklich, selbst in deiner Liebe. Er stand auf, drängte sich gegen die Stangen und suchte das Hinderniß, das uns trennte, zu durchbrechen. Es war ein herrlicher Anblick, wie er so dastand, und vor Freude und Wuth brüllte. Seine Zunge leckte wohlgefällig die Hand, die ich überließ, während er mit seinen gewaltigen Tatzen mich sanft zu sich heran zu ziehen suchte. Sobald irgend Jemand sich dem Käfig näherte, brach er in fürchterliche Zornesausbrüche aus, die in Ruhe und Liebkosungen übergingen, sobald man sich wieder zurückzog. Es ist mir unmöglich, den Schmerz zu schildern, den unsere Trennung an diesem Tage mir machte. Zwanzig Mal mußte ich zurückkehren, um ihn zu überzeugen, er werde mich wiedersehen, und so oft ich mich aus seinen Augen entfernte, machte er den Platz erzittern durch seine Sprünge und sein Gebrüll."

Im londoner zoologischen Garten ist ein Käfig, worin ein Löwe mit seiner Genossin und ein kleines Hündchen hausen, das mit seinen hohen Freunden aufgewachsen sich sehr behaglich in ihrer Gesellschaft fühlt und sehr keck auf ihre Nasen losfährt, wenn die starken Tatzen es unsanft berühren. Mit dem Tiger möchte das ein gefährlicheres Spiel seyn! Es ist in London auch ein ostindischer Löwe (aus Guzerat), weniger ansehnlich, als sein afrikanischer Bruder, fast mähnenlos, der Schweif ist am Ende mit einer kurzen Locke geziert. Der afrikanische Löwe ist vom Kap, hat eine schöne volle Mähne und einen am Ende leicht gebüschten Schweif, der zur Erde sich neigt. Das Schwanzende beider ist aber mit einem klauenartigen Anhängsel versehen, von welchem die Alten glaubten, es sei das Werkzeug, um den Löwen in Wuth zu bringen, wie

Digitized by Google

er auch durch das Peitschen mit seinem Schwanze sich selber aufrege. Die Eingebornen Südafrika's halten diese rudimentäre Klaue für den Sitz des Dämons, der bis zum Tode des Thieres diesen letzten Posten behaupte, dem Löwen aber kund thue, wenn er scheide.

Afrika ist die eigentliche Heimath des Löwengeschlechts, das früher aber auch über Palästina, Syrien, Persien, Indien, selbst im europäischen Griechenland verbreitet war. Der nördliche und südliche Theil des afrikanischen Kontinents, namentlich aber der nördliche — das Numidien der Römer — hat die größten und stärksten Löwen; nach dem Sudan zu werden sie kleiner und schwächer, ihre Mähne schwindet; der gleiche Fall ist's mit der Ausbreitung nach Osten; schon der arabische Löwe ist kleiner und weniger muthig, als der numidische Löwe, und wenn in der Bibel erzählt wird, daß Hirten mit einem Stecken den Löwen in die Flucht gejagt oder mit einer Schleuder ihn bekämpft haben, so ist wahrscheinlich diese kleinere Art gemeint. Dr. Barth erzählt, wie ihm auf dem Wege von Agades nach Tintellust fünf Löwen auf Einmal begegneten. Er griff mit seinen Begleitern schnell zu den Waffen; sobald die Löwen aber die bewaffneten Männer herankommen sahen, kehrten sie um und sprangen in ihre Felsenberge zurück. „Der Löwe von Aïr," sagte der berühmte Reisende, „scheint in der That kein sehr grimmmuthiges Thier zu seyn; er hat, wie diese ganze Gattung, die an der Grenzregion der Wüste lebt, keine oder eine sehr kurze Mähne."

Der Tiger (felis tigris) hat seine Heimath in Ostindien, namentlich in den Flußniederungen Bengalens (daher der Name „bengalischer Tiger"), auf Java, Sumatra, Borneo, auch in Hinterindien. Früher ging er viel weiter nach Osten

Digitized by Google

wie nach Westen; die Chinesen haben ihn glücklich bekämpft und die vielen Tigerbilder an ihren Häusern und Tempeln und Verzierungen beweisen den Triumph, den sie über die mächtige Katze errungen. Ebenso hatte der Tiger auch in Medien und Persien noch festen Sitz, und der Name „Tiger" ist medisch-iranisch, der „Pfeilschnelle" bedeutend, wie auch der Fluß Tigris von seiner Schnelligkeit den gleichen Namen erhalten hat. Den Namen „Tiger" haben die Griechen erst von den Ostvölkern überkommen; das Bild des Tigers blieb bei diesen das Emblem der Herrschermacht, doch trat auch das Bild des Löwen hinzu, wie die alten Königsbilder zu Persepolis und Ninive beweisen. Am Indus begegneten sich beide „königliche" Raubthiere, und die indische Poesie enthält ebenso viel Anspielungen auf den Löwen als auf den Tiger. Merkwürdigerweise erscheint der Löwe durchaus als König der Thiere, dem auch Elephant und Tiger unterworfen sind. Der Löwe — heißt es im indischen Fabelbuche — läßt den Schakal fahren, wenn er auch dicht neben ihm hintritt und erlegt den Elephanten. Aber das Elephantenblut bekommt ihm schlecht, vermuthlich, weil er sich damit übersättigt; darauf bezieht sich der Spruch aus dem „Hitopadesa" (Freundschaftlicher Unterricht)

„Frevel am Recht gedeiht dem Fürsten
Wie dem Löwen das Elephantenblut."

In einer Fabel, „das Wort des Löwen" betitelt, heißt es: Auf einem Waldhügel lebte ein Löwe, „Muthstolz" genannt, und seine drei Diener waren der Rabe, der Tiger und der Schakal. Als sie einst umherschweiften, sahen sie ein Kameel, das sie als gute Beute zum Löwen führten. Dieser ließ sich durch die rührende Geschichte des Gefangenen zur Scho-

Digitized by Google

nung seines Lebens bewegen und versprach ihm feierlich, daß er nichts zu fürchten habe; als jedoch der hohe Herr einstmals erkrankte und Mangel litt an frischem Fleisch, wußten die drei Diener durch eine List es dahin zu bringen, daß das Kameel sich selber zum Opfer darbot. Der Rabe bot sich nämlich dem Löwen zum Futter an, doch das edle Anerbieten ward zurückgewiesen, darauf wollte auch der Schakal sich opfern, endlich der Tiger; der Löwe wies sie zurück. Als nun auch das Kameel sich darbot, riß ihm der Tiger den Leib auf und der Löwe war seines Versprechens ledig.

Der Löwe genoß in Asien mehr Verehrung, der Tiger mehr Furcht. „Bei den schwächsten und feigsten der südlich-indischen Hindustämme, wie bei den äthiopischen Schwarzen, dem tamulischen Stamme und verwandten, die sich der Uebermacht der grimmigen Tigerwelt niemals ganz erwehren konnten, schlug der Schrecken vor dem grausamen Raubthiere durch den Aberglauben in den scheinbar beruhigenden Volksglauben um, der Tiger sei die verwandelte Seele von Ur- und Großvater oder ein Vetter („Mamu" ist die gewöhnliche Anrede an denselben in der Noth), ein verwandelter Bruder des von ihm Verfolgten, was als leidiger Trost in der Todesgefahr der Seele des Geängsteten noch Halt einflößen sollte gegen das unvermeidliche Uebel zerfleischt zu werden. Ebenso besteht der abergläubische Volkswahn in Rajastan, der Tiger sei die Inkarnation (Verkörperung) eines mächtigen Raja (spr. Radscha). Dieser Wahn ist ein großes Hinderniß des Kampfes gegen den Tiger bei diesen Völkern geworden und bis heute geblieben, indem sich dieselben noch immer unter dessen Oberherrschaft beugen, ohne auf seine Vertilgung auszugehen. Die Hindumütter bringen sogar zuweilen ihre eigenen

Digitized by Google

Kinder dem Tiger als Opfer dar, wie ehemals in Vorderasien dem Moloch." *)

Wenn man die Zahl der Menschen, die noch heutzutage als Opfer der Löwen und Tiger fallen, indem sie von ihnen überrascht werden, verzeichnen könnte — man würde darob erschrecken! Und wie viel Jahrhunderte lang ist an der Vernichtung der wilden Bestien gearbeitet worden! Wie viel Tiger haben schon zum Ergötzen der asiatischen Despoten sich selber zerfleischen oder von den Lanzenträgern aufspießen lassen müssen! Wie viel Löwen haben in den großartigen Thierkämpfen zu Rom ihre tapfere Seele ausgehaucht! Sulla ließ einst hundert numidische Löwen auf Ein Mal in der Arena kämpfen, Cäsar stellte 400, Pompejus gar 600 Löwen, unter denen 315 bemähnte waren! Wie wir schon aus der biblischen Erzählung von dem aus der Löwengrube erretteten Daniel wissen, hatten die Fürsten des Orients ihre Zwinger — viereckige, ausgemauerte, oben offene Vertiefungen, in die man todeswürdige Verbrecher warf. Auch die Kaiser von Marokko haben bis auf die neueste Zeit solche Löwengruben unterhalten, in welche sie namentlich auch Juden werfen ließen. In Fallgruben, tiefen Löchern mit Gestrüpp und Sand bedeckt, pflegt man in Afrika noch häufig den Löwen zu fangen. Doch alle diese Thierkämpfe und Thierkäfige haben nichts gegen die Vermehrung der Feinde menschlicher Kultur vermocht, bis diese Kultur selber so weit vorgeschritten war, daß sie nach Erfindung des Pulvers das Feuergewehr als Waffe gebrauchen konnte, der auf die Dauer kein Thier zu widerstehen vermag.

Wie nun europäische Kultur, von Algerien aus und vom

*) „Ueber die geographische Verbreitung des Tigers und seine Beziehungen zur Menschheit." (Zeitschrift für Erdkunde, Neue Folge I, 96.)

Kap ins Innere von Afrika vorschreitend, das wirksamste Mittel wird, die Ueberzahl der Löwen zu mindern: so kommt den indischen und malayischen Volksstämmen in Südostasien auch von europäischer Seite die Befreiung von der Uebermacht des Tigers; wie einst der griechische Heros Herkules mit dem Löwenfell das erhabene Bild der Macht europäischer Bildung und Gesittung war, gegenüber dem von den Naturmächten unterjochten Orientalen, so werden den Südostasiaten die englischen Krieger und Jäger mit dem Tigerfell als Trophäe auch Heroen der Bildung, einer Kultur, die freilich nicht in Jahrzehnten, sondern nur in Jahrhunderten sich entwickeln kann.*)

Das Bild des Tigers, wie es ein Schmuck der Despotenthrone des Orients geworden, ist für die Sprache des Occidents ein Symbol für die blutdürstige Grausamkeit; wollen wir aber ritterliche Tapferkeit, todverachtenden Muth bezeichnen, so gebrauchen wir das Bild des Löwen. „Mannlöwe" war bei den Indiern von jeher ein Ehrentitel für ihre Helden und tapferen Fürsten; doch kommt auch „Manntiger" als schmückendes Beiwort vor. Die Bibel ehrt den „Löwen von Juda", den tapferen Helden und Stamm am besten mit dem Bilde des tapferen Thieres, ja sie spricht von „Löwen Gottes." So heißt es 2 Sam. 23, 20. von den Heldenthaten Benaja's: „Er schlug zwei Ariele (Löwen Gottes) der Moabiter," worunter zwei ausgezeichnet tapfere moabitische Kriegs-

---

*) In Amerika hat sich vor einigen Jahren eine besondere „Tiger-Vertilgungs-Gesellschaft" gebildet und nach Hongkong eingeschifft. Sie besteht aus Amerikanern, Franzosen und Engländern, und wird in Singapore von der englischen Regierung gewiß willkommen geheißen werden, da die Opfer, welche allwöchentlich unter den Krallen und Zähnen der Tiger fallen, immer zahlreicher zu werden drohten, trotz des Preises von 100 Rupien, den man auf die Erlegung eines Tigers gesetzt hat.

Digitized by Google

helden zu verstehen sind. Von Dan heißt es 5 Mos. 33, 22., er sei „ein junger Löwe, der auf seinen Raub wie ein Pfeil losschnelle.“ Für die verschiedenen Modulationen in der Stimme des Löwen hatten die Israeliten sehr feine Unterschiede in ihrer Sprache, so für das gewöhnliche Brüllen beim Ausgang auf Raub, für das gedämpfte Grollen, für das zornige Wüthen und die abgebrochenen Laute beim Verschlingen der Beute. Großartig schön ist die Stelle bei Jesaias (5, 29.), wo er das Nahen des feindlichen Heeres beschreibt: „Es brüllt wie eine Löwin und schreiet wie ein Löwe; es brauset heran, erhascht den Raub und schleppt ihn fort.“ Man fing, wie auch noch heutzutage geschieht, den Löwen in Gruben und Netzen, und mit dem gefangenen Löwen vergleicht dann die Bibel wieder das in Gefangenschaft gerathene jüdische Volk.

Die Aegypter wählten zur Bezeichnung der mächtig anschwellenden Nilfluth das Bild des Löwen; sie hatten eine eigene Löwenstadt (Leontopolis), wo das mächtige Raubthier — das übrigens im Nilthal sehr selten sich zeigte und in Mittel- und Niederägypten gar nicht mehr vorkommt — verehrt wurde. Die Griechen gaben der Göttin Cybele (die in Phrygien unter dem Namen der „großen Mutter“ verehrt ward) einen Löwen zur Seite; diese Göttin bestrafte die Atalanta und den Hippomenes damit, daß sie beide in Löwen verwandelte und vor ihren Wagen spannte. Dem weinseligen Gott Bacchus, dessen Dienst oft in's thierisch Wilde ausschweifte, gab die griechische Phantasie eine Pantherhaut um die Schultern, und zwei Tiger zogen seinen Wagen. Der Tribun Markus Antonius war der Erste, der auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom einfuhr. Heliogabalus that dasselbe, indem er die Cybele, die Mutter der Götter, vorstellen wollte;

Digitized by Google

auch mit Tigern fuhr er, den Gott Bacchus nachahmend. Als architektonischer Zierrath mußte natürlich eine so charaktervolle Thiergestalt wie die des Löwen sich von Alters her brauchbar erweisen. So heißt es von den Tempelstühlen im Salomonischen Tempel: „Und an den Seiten zwischen den Leisten waren Löwen, Ochsen und Cherubim. Und die Seiten, daran die Löwen und Ochsen waren, hatten Leisten oben und unten 2c. 2c." 1 Kön. 7, 29 ff. Vom Throne des prachtliebenden Königs wird erzählt (1 Kön. 10, 19. 20.), daß er von Elfenbein und mit Gold überzogen war; an den Lehnen standen zwei Löwen, und zwölf Löwen standen auf den sechs Stufen, zu beiden Seiten sechs. — In der griechischen und römischen Architektur ward der Löwe zum Wächter der Quellen und aus Löwenrachen floß das Wasser der Brunnen. Auch wir bringen gern den Löwenrachen an Dachtraufen und Brunnenröhren an.

Besonders ward den Kreuzrittern, welche den Löwen in Syrien und Palästina kennen lernten, das Bild desselben ein willkommenes Symbol auf ihren Schilden und Wappen.*)

*) Eine der bekanntesten Sagen, zum Theil gewiß auf Wahrheit beruhend, erzählt, daß Heinrich der Löwe (Heinrichs des Stolzen, Herzogs in Baiern und Sachsen Sohn) in Palästina einen Löwen im Kampf mit einer Schlange traf; er rettete den Löwen und dieser begleitete ihn fortan wie ein treuer Hund. J. Mosen hat diese Sage schön in einem Gedichte dargestellt, das wir hier folgen lassen:

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen ehr'nes Bild.

Digitized by Google

Kein Thier spielte seitdem eine so bedeutende Rolle als Wappenfigur der adeligen und fürstlichen Geschlechter; in allen Stellungen, zurücksehend, sitzend, springend, stehend, mit vorgeworfenen Pranken, gekrönt, mit und ohne Mähne rc. rc. ward es abgebildet, und selbst Innungen der Handwerker (z. B. die Bäcker) wählten den Löwen zu ihrem Zeichen.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm, wie sein Schatten,
Auf jedem Schritt und Tritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er seyn!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Manen
Geht stolz Jahrhundert lang
Der Löwe wie beim Leben
Noch immer seinen Gang.

Digitized by Google

Auch am Sternenhimmel glänzt das Bild des Löwen. Nach dem griechischen Mythus ward der von Herkules erlegte nemeische Löwe unter die Sterne versetzt, doch hatten schon vor ihnen die Aegypter den Löwen als Sternbild im Thierkreise. An mannigfachen Ehren Seitens des Menschen hat es also dem „König der Thiere" nicht gemangelt, weder im Alterthum noch in der späteren Zeit.

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht.

Digitized by Google

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart sind erschienen:

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Erste Reihe. 4. verbesserte Auflage. 1 fl. 30 kr. oder 27 sgr.

Inhalt: Geschichte eines Wassertropfens. Das Leben des Lichts. Das Gold. Das Roggenkorn. Die Palme Der Erdbeerstock und seine Bewohner Die Fichte. Die Eiche Die Birke. Die Honigbiene. Die Schildkröte. Die Spinne. Der Goldadler. Der Schwan. Die Schwalbe Der Hund. Der Elephant. Das Pferd. Der Esel und sein Geschlecht.

— — Zweite Reihe. 3. verbesserte Auflage. 1 fl. 18 kr. oder 22½ sgr.

Inhalt: Die Rose. Der Weinstock. Der Feigenbaum. Der Oelbaum. Das Schaf Das Rind. Das Dromedar. Das Rennthier. Die Katze. Das Krokodil. Die Heuschrecke Die Seidenraupe. Der Seehund. Das Murmelthier Das Eichhörnchen. Die Bachstelze. Die Staare. Der Hahn und das Huhn Die Steinkohle. Der Diamant. Das Eisen. Das Quecksilber. Das Kochsalz. Der Ameisenlöwe. Die Eintagsfliege. Die Korallen. Die Infusorien.

Bilder und Scenen

aus dem

Natur- und Menschenleben

in den fünf Haupttheilen der Erde.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die Jugend ausgewählt und bearbeitet

von

A. W. Grube.

Vier Theile mit Bildern.

I. Theil: Asien und Australien. II. Theil: Afrika.
III. Theil: Europa. IV. Theil: Amerika.

Dritte Auflage.

Preis complet 3 fl. 36 kr. oder 2 thlr. 8 sgr. (Jeder Theil auch einzeln à 54 kr. oder 17 sgr.)

Den Umgang mit der Natur und ihre Kenntniß nicht blos für das Wissen fruchtbar zu machen, sondern ebenso für Herz und Gemüth, das ist das Streben des Verfassers. Prachtvolle Reiseschilderungen wechseln mit charakteristischen Scenen des Natur- und Menschenlebens, nach ihrer lebendigen Wechselwirkung

---

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google